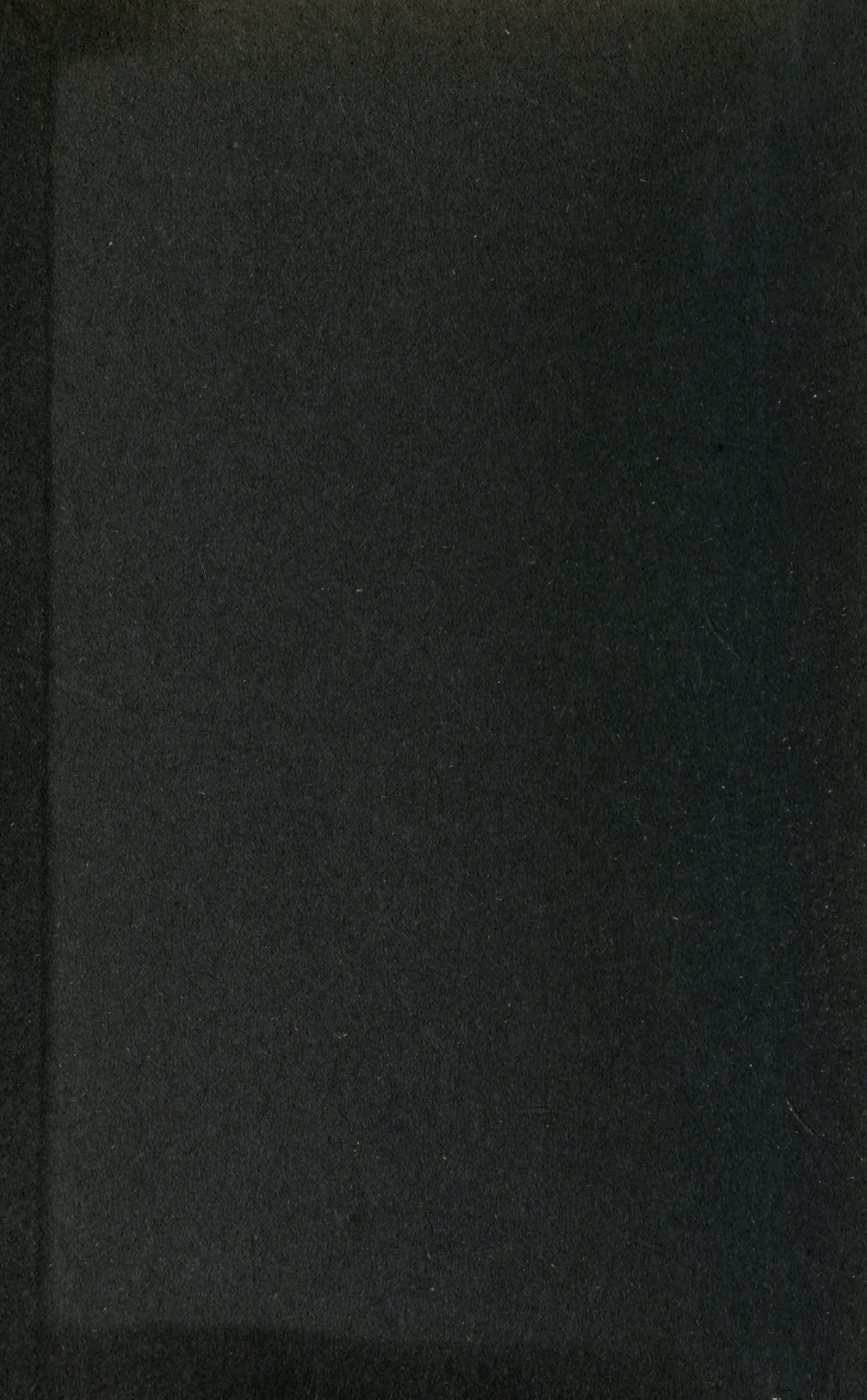
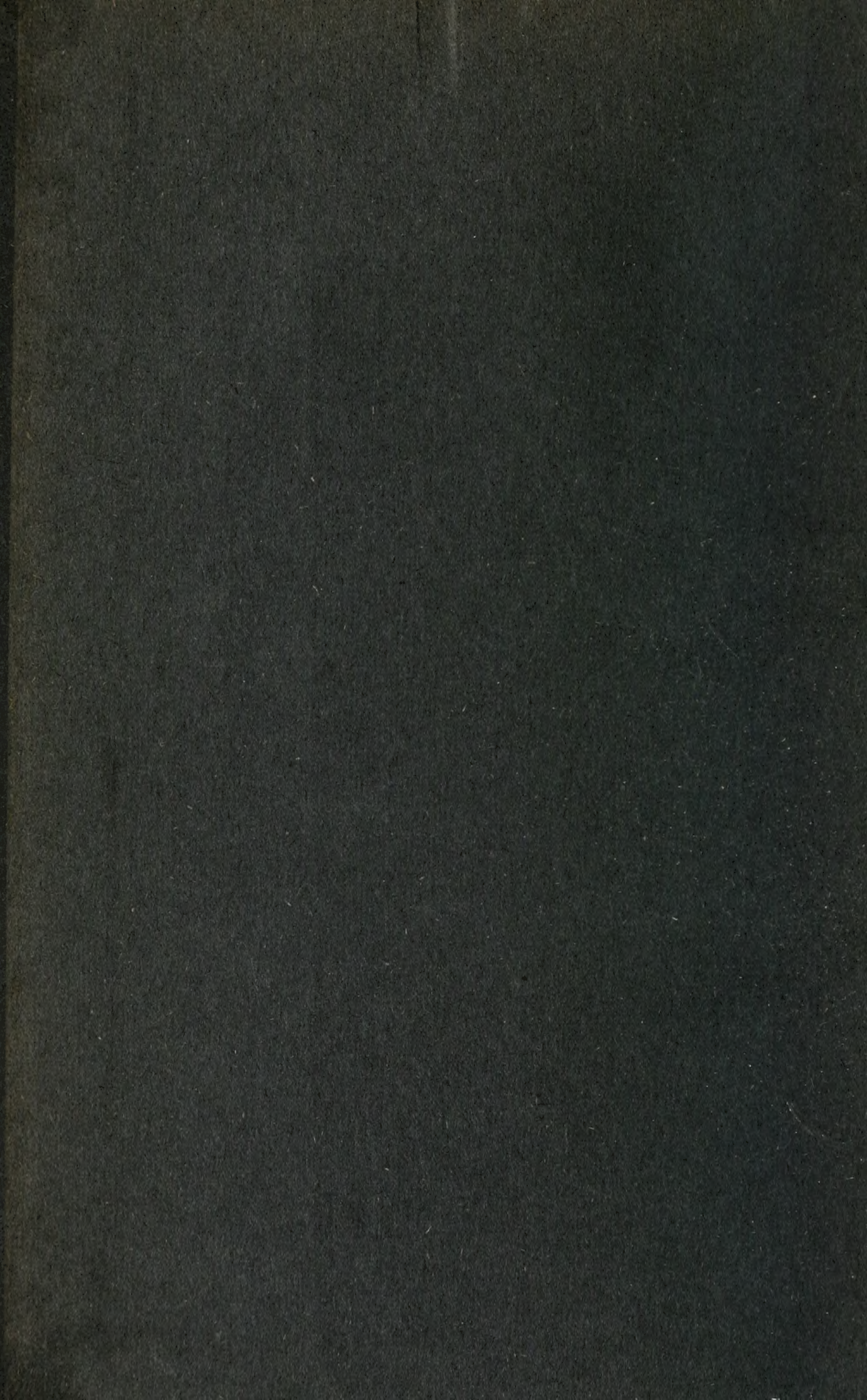


3 1761 07383759 3





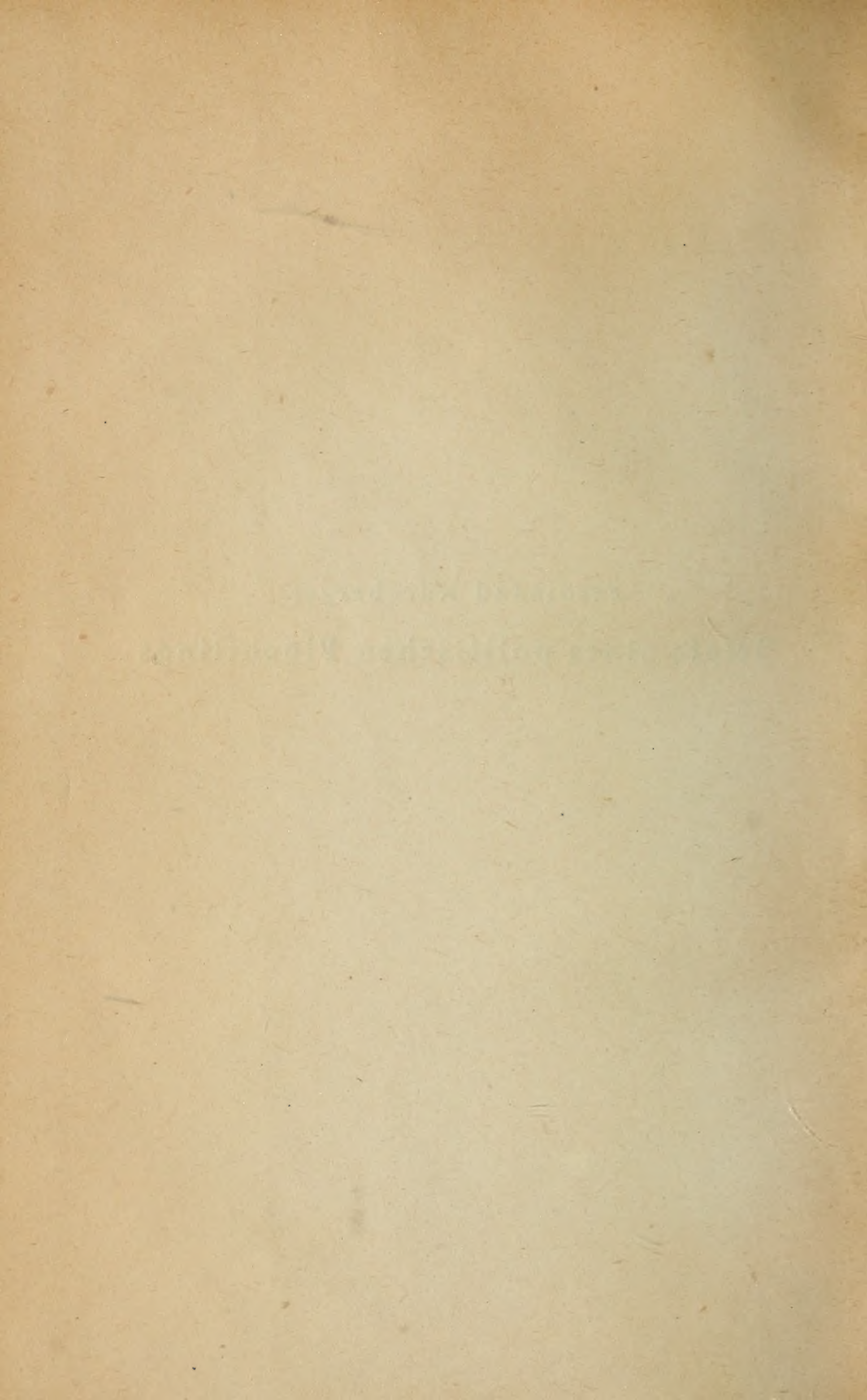



E.P.T.&Co



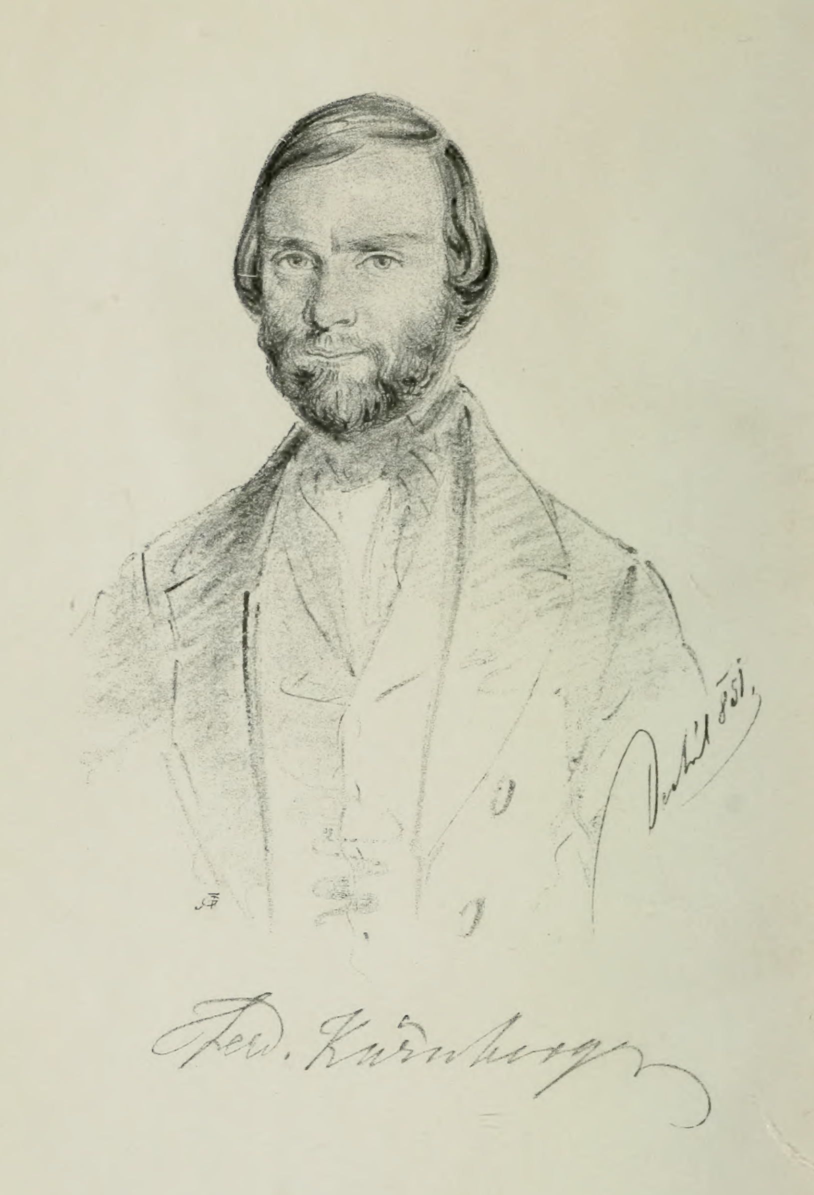
Ferdinand Kürnberger

Briefe eines politischen Flüchtlings



Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/briefeeinespolit00kr



FERDINAND KÜRNBERGER

BRIEFE EINES POLITISCHEN FLÜCHTLINGS

Aus dem Nachlaß herausgegeben
von
OTTO ERICH DEUTSCH

1920
LEIPZIG · E · P · TAL & Co · VERLAG · WIEN

PT
2388
K5Z8
1920

Entwurf des Einbandes von Rudolf Geyer

Copyright 1920 by E. P. Tal & Co., Verlag

Wien und Leipzig



Vorwort

Wie sich der politische und kulturelle Revolutionär Ferdi- nand Kürnberger, der mit dem alten Österreich sein Leben lang so wenig einverstanden war, zur Zeit des Umsturzes von 1848 und der darauffolgenden Reaktion verhalten hat, war bisher nur aus wenigen Äußerungen seiner frühen journalistischen Tätig- keit bekannt. Die um jene Zeit erschienenen Aufsätze Kürn- bergers, von denen Proben im Anhang der Neuausgaben seiner „Siegelringe" (1910) und „Literarischen Herzenssachen" (1912) wieder abgedruckt worden sind, zeigen freilich trotz des Mangels an literarischer Originalität schon die Kennzeichen seines „oppo- sitionellen Charakterkopfes", wie er sich selbst 1872 in einem Briefe an Paul Heyse genannt hat. Aber einen tieferen Einblick in diese Jahre seiner Entwicklung, auf der Flucht aus dem Lande der Enttäuschung, bieten erst die hier vereinigten und zum größ- ten Teile noch unbekannten Lebensdokumente, die er als Briefe an seine zurückgebliebene Familie mit aller Freimut und unge- hemmter Mitteilsamkeit in den Jahren 1849 bis 1856 geschrieben hat. Sie werden ergänzt durch die einleitende Reiseskizze vom Herbst 1848, die Kürnberger für die „Wiener Zeitung" verfaßt hatte, die aber nicht gedruckt worden ist. So können wir den politischen Flüchtling beinahe auf seinem ganzen Leidenswege von Wien über Breslau, Dresden, Hamburg, Bremen, Frank- furt a. M. bis zu seiner unwilligen Heimkehr begleiten und lernen einen der besten Österreicher, der eigentlich der schlechteste Österreicher war, auch in jungen Jahren kennen und lieben.

Über seine Jugend hat Kürnberger selbst in einer Skizze des eigenen Lebenslaufes (Frühjahr 1864) geschrieben, die er für Konstantin v. Wurzbachs „Biographisches Lexikon des Kaiser-

tums Österreich“ verfaßt, aber nicht vollendet noch abgeschickt hat. Sie ist in der Einleitung zu „Ferdinand Kürnbergers Briefen an eine Freundin (1859—1879)“ abgedruckt, die 1907 als Band VIII der „Schriften des Literarischen Vereins in Wien“ erschienen und eine Art Fortsetzung zu diesen Familienbriefen, bis zu Kürnbergers Tod, darstellen.*)

Er war am 3. Juli 1821 als viertes von fünf Kindern des magistratischen Laternanzünders Ferdinand Kürnberger (geb. 1780) und dessen Gattin Barbara, geborenen Girner (1779), auf dem Wiener Magdalenengrunde — heute VI., Kaunitzgasse — zur Welt gekommen.

Der Junge war frühzeitig so ernst, daß ihn die Nachbarskinder, mit denen er sich nicht abgab, den „hallichen“ (heiligen) Mann nannten. Er hatte ein ungewöhnliches Gedächtnis und konnte Gedichte, die er einmal gehört oder gelesen hatte, fehlerfrei auswendig hersagen. Gern stieg er auch auf Stuhl oder Tisch und hielt lange Predigten.**)

Er besuchte 1830 bis 1834 die k. k. Normal-Hauptschule zu St. Anna, wo Schuberts Bruder als Lehrer der Präparanden wirkte; dann das Piaristen-, das Schotten- und endlich das Akademische Gymnasium, das ihm mit einer schlechten Fortgangsnote in der Mathematik 1841 den Zutritt zur Universität, wenigstens als ordentlicher Hörer, verlegte. Da der idealistisch veranlagte Jüngling, der sich bereits als Lyriker und Dramatiker versuchte, zum Theologen und Mediziner nicht taugte; da er wie andere Altersgenossen längst wußte, „was die alten staatsweisen Herren nicht erkannten, nämlich daß Österreich einem wesentlich andern Jus entgegengehe als dem, welches in ihre jungen frischen Köpfe gepfropft wurde“; da endlich auch die Philosophie und die Humanitätsstudien, die ihm am meisten zusagten, damals noch mehr als die anderen Fakultäten „einen leeren Raum“ vorstellten: ging der Hospitant der Wiener Universität während sonniger

*) Dieser Privatdruck wird in den Supplementbänden der „Gesammelten Werke“ (München und Leipzig bei Georg Müller, 1910 ff.) vervollständigt wieder aufgelegt werden, wo auch die anderen Briefe und die Tagebücher Kürnbergers erscheinen sollen.

**) Mitteilungen seines Neffen, des Schulleiters a. D. August Adam in Stein a. d. Donau.

Vorlesungen in die Bildergalerie des Belvederes nahe der elter-lichen Wohnung am Rennweg. Dort und bei der unzensurierten Musik Mozarts und Beethovens erwarb sich der naturliebende Autodidakt „wenigstens die Kultur des Instinkts, die einzige, die dem vormärzlichen Österreicher erlaubt war". Mit verräterischen Aphorismen und harmlosen Novellen zog Kürnberger damals auch schon in die streng beaufsichtigte Literatur des jungen Wiens ein. Wie bei anderen Österreichern bildete die Zensur in der vormärzlichen literarischen Laufbahn auch dieses Zweiflers „eine dunkle Partie".

Das Jahr 1848 erst, das so viele Federn in Schwung setzte, hat Kürnberger als Schriftsteller flügge gemacht. Namentlich seine zahlreichen Beiträge in Ludwig August Frankls „Sonntagsblättern" und der dazugehörigen „Wiener Abendzeitung" zeigen schon deutlich die Umrisse des streitbaren Mannes, der später die „Siegelringe" und die „Literarischen Herzenssachen" geschrieben hat. In der ersten Märzwoche bereits hatte er die Journalisten-Petition um Aufhebung der Zensur mitunterzeichnet. Daß der zarte Jüngling, freilich ohne eine besondere Rolle in den blutigen Kämpfen des Wiener Sturmjahres zu spielen, der akademischen Legion als einem integrierenden Bestandteil der Nationalgarde angehörte und zuletzt, bis zum gefährlichen Ende des Wiener Freiheitstraumes, auch dem Studentenkomitee *) dieser Hochschultruppe, erschien ihm wie uns nur selbstverständlich.

Die Oktobertage machten ihm wie vielen anderen Freiheitsjüngern, die sich verkleidet nach Ungarn, Deutschland, England, auch nach Amerika verzogen, den Wiener Boden zu heiß. Er legte den blauen Studentenrock ab und verließ am 10. November, mit einem fingierten Passe ausgestattet, durch die zwei Meilen breite Belagerungszone an der Brigittenau die Vaterstadt. Von seinen abenteuerlichen Irrfahrten erzählen diese unbefangenen und nur selten durch die Rücksicht auf unerwünschte Leser gehemmten Briefe, die uns einen Einblick in das „Flüchtlingsleben" jener Jahre gewähren, wie es Max K. Gritzner (Zürich 1867) und andere Leidensgenossen mehr apologetisch beschrieben haben. Die rach-

*) Daß Kürnberger Proklamationen für diesen kalmierend wirkenden Ausschuß verfaßt habe, ist nicht erwiesen (Otto Wittner, „Österreichische Porträts und Charaktere", Wien 1906, S. 263).

süchtige Reaktion verfolgte Kürnberger, der sich zunächst in Dresden aufhielt und wegen scheinbarer Mitschuld an den Mai-unruhen dort auch aufgehalten wurde, wie andere Flüchtlinge durch das Begehren nach Auslieferung auf Grund der Wiener Bundesakte; dann in Hamburg durch die Aufsicht der dortigen Polizei; und endlich in Frankfurt,*) als die Staatsverträge eine Auslieferung unmöglich machten, durch Steckbriefe in der amtlichen „Wiener Zeitung", deren Mitarbeiter er war und blieb.**) Die Verleumdung haftete bis 1860 an seinen Fersen, als er wegen unbefugter Abwesenheit in Deutschland abermals verfolgt wurde. Die politische Nemesis nach 1848 arbeitete wirklich so plump, wie es Johann Nestroy geschildert hat: „Nach Revolutionen kann's kein ganz richtiges Strafausmaß geben. Dem Gesetz zufolge verdienen so viel Hunderttausende den Tod — natürlich, das geht nicht. Also wird halt einer auf lebenslänglich erschossen, der andere auf 15 Jahr eing'sperrt, der auf sechs Wochen, noch einer kriegt a Medaillen, und im Grund haben's alle das selbe tan!" Kürnberger, der sich 1848 männlich, aber nicht radikal im Sinne der Schreier benommen hatte, wahrte — im Gegensatz zu diesen — zeitlebens sein Gesicht, blieb daher bei den österreichischen Behörden, die ihn freilich nicht köpfen konnten, politisch kompromittiert. Das Damoklesschwert der „Antezedenzien" hing über ihm, „wie es scheint, mehr an einer Baßgeigensaite als an einem Seidenfaden", aber dafür beharrlich noch jahrelang nach der Heimkehr des Flüchtlings, als die meisten seiner Genossen bereits von ihrem Vaterlande wieder aufgenommen oder gar in Würden gesetzt waren.

---

*) In Frankfurt traf Kürnberger zwei Gefährten aus Österreich: Hermann Josef Landau und August Silberstein, die einzigen Männer, mit denen er infolge geteilter Not das brüderliche „Du" wechselte. Der zahm gewordene Revolutionär Ernst Haug, Messenhausers einstiger Generalstabschef, mit dem er sich auch dort anfreundete, wollte ihn nach London mitnehmen, was Kürnberger aber ablehnte, um sich der deutschen Literatur nicht zu entfremden.

**)Siegmund Engländer schrieb in den „Wiener Boten" (Leipzig 1849, S. 128) über das amtliche Organ Österreichs: „In dieses Blatt schlüpften nach dem März nackte, republikanische Artikel und machten dort den Eindruck, als wären neugierige Proletarier in die Burg eines vertriebenen Regenten gedrungen."

Kürnbergers Sehnsucht, seinen Eltern durch literarische Erfolge Freude zu machen, wurde während der Fluchtjahre nicht ganz erfüllt. Der Vater starb Ende 1854; und als die „krankhafte Sohnesliebe“ seiner alten Mutter den Expatriierten am letzten März 1856 nach Wien zurückgeführt hatte, fand er seine „Alte“ hinfällig und konnte sich nur mehr zwei Jahre ihrer Güte und Teilnahme erfreuen. Die „moralischen Akklimatisations-Schmerzen in dem börsenjüdischen Capua“ waren groß und die Spitzelaufsicht machte sie nicht linder. „Die Polizei legte mir nichts mehr in den Weg“, schrieb er am 12. Juni 1857 an seinen noch im englischen Exil lebenden Jugendgenossen Siegmund Engländer, „dafür legte sich Wien selbst mir in den Weg. In der Tat entsteht die ganze Freude an meinem hiesigen Dichten und Trachten nur aus dem Gedanken, mir die Mittel zu erringen, um ohne abenteuerndes Risiko Wien wieder zu verlassen. Das ist mir ein Ziel, aufs innigste zu wünschen. Ich gedenke, es bis nächsten Frühling erreicht zu haben, und dann will ich wieder und für immer nach Deutschland hinaus wandern. Ich habe in den achthalb Jahren meiner Abwesenheit nicht Einmal Heimweh nach Wien verspürt; ich habe in den anderthalb Jahren meines Hierseins keinen einzigen Tag ohne Sehnsucht nach Deutschland vollbracht. Und doch zieht mich kein individuelles Band hinaus, das Herz tut's nicht, der Verstand tut's allein, der Kontrast zwischen deutscher Art und Sitte und östreichischer Schwein- und Eselswirtschaft.“ Der Verstand hat keinen dauernden Sieg in diesem Zwiespalt davongetragen. Kürnberger pendelte nach 1860 fast zwanzig Jahre zwischen Österreich und Süddeutschland ruhelos hin und wieder, bis sein geplagtes Herz vor vierzig Jahren stehen blieb.

*

Die Briefe aus der Fluchtzeit, die hier mit wenigen (bezeichneten) Auslassungen unwesentlicher Stellen in der Schreibweise Kürnbergers, aber in neuer Orthographie abgedruckt sind, waren meist kollektiv an die Familie in der Heimat gerichtet, wenn sie auch an einzelne Geschwister adressiert wurden. Nur einige wenige didaktischen Inhalts sind persönlich für die Schwester Magdalena, den Bruder Matthias und (kalligraphisch) für dessen

Kinder geschrieben, je einer auch — in der Reihe nicht zu missen — an zwei Bekannte in Hamburg und in Dresden. Ähnlich wie in den Briefen an seine Freundin finden wir hier die Zeichen aller Vorzüge und Schwächen des Kürnbergerschen Charakters: seine bis zur Rechthaberei sich steigernde Gerechtigkeitsliebe, seine bis zum Widerspruch zugespitzte Überredungskunst, seine bei allem Selbstbewußtsein latente Fähigkeit zu scharfer Selbstkritik, seinen rücksichtslosen Wahrheitsfanatismus, seine durch Seelenzartheit kontrastierten schroffen Umgangsformen, seine Haßliebe zu Wien, seine selbstzerfleischenden Kassandra-Rufe für die Austria moritura, sein aristokratisches Demokratentum, seinen in wahrer Christenheit wurzelnden Groll gegen pfäffisches Wesen *) und das — in Michelangelos und Beethovens Spuren wandelnde — rührend fürsorgliche Onkeltum des seiner Natur getreuen Hagestolzes.

Wien, 14. Oktober 1919.

Otto Erich Deutsch

*) Die Zeilen 23 bis 28 auf Seite 11 sind nur durch einen Bürstenabzug im Nachlaß Leopold Rosners erhalten geblieben, da sie eine vorsichtige Redaktion im Druck gestrichen hatte.

Reiseskizze

B r e s l a u

[Herbst 1848.]

„Was ist des Deutschen Vaterland?“ Ich wette, Vater Arndt weiß es jetzt weniger als je. Aber auch damals, als er in einem Halbdutzend Strophen fragte, fiel seine Antwort bei weitem magerer als die Frage aus. So weit die deutsche Zunge reicht! Ach, du lieber Gott! Das ist eine Grenze wie der Flugsand in der Sahara. Und doch: die Antwort ist treffender, als es der gute Alte selber ahnte; die Zunge ist der beweglichste Muskel im ganzen Organismus, und eben so beweglich ist unser liebes f r a g l i c h e s Deutschland im Laufe der Geschichte gewesen. Welches europäische Reich hat seine Grenzen so geändert wie Deutschland? Die Schweiz, das Elsaß, Hoch- und Niederburgund, Lothringen — waren sie nicht deutsch, alt und urdeutsch — ein Ländergebiet von rund 3000 Quadratmeilen? War es nicht die deutsche Zunge, in welcher Reinecke Fuchs und Hallers Alpen und Pfeffels Fabeln (zu Kolmar) gedichtet wurden? Und wo sind sie jetzt, diese Länder, was ist aus diesem Zungenbesitz geworden? Frankfurt, das in der Mitte des deutschen Reiches liegen müßte, ist fast eine deutsche Grenzstadt! — Hingegen hat die geographische Zunge Vater Arndts sich eben so stark auf die rechte Seite hinübergelegt. Von Mecklenburg bis ins Marchfeld, bis dicht unter die Mauern Wiens, ist es nicht slawischer Boden, den hier die deutsche Zunge und Geschichte erobert hat? Das mecklenburgische Landvolk, das sind die alten Obotriten, wie sie leiben und leben. Ein mecklenburgisches Bauernweib — ich fordere jeden Wiener heraus, es von seiner bekannten Zwiebelhändlerin, von einer Slowakin aus dem Marchfeld oder den Kleinen Karpathen zu unterscheiden. Gehen wir weiter südlich nach Pommern, nach Altpreußen, in die Mark! Sollte die bekannte Verwechslung von „Mir“ und „Mich“, die in diesen Landen herrscht, und deren

Möglichkeit dem echtdeutschen Sprachbewußtsein rein unbegreiflich bleibt; sollte dieser Fehler, sag' ich, nicht jetzt noch darauf hindeuten, daß die deutsche Sprache hier doch nur eine erlernte, keine urangestammte ist? Gehen wir noch südlicher. Hier finden wir vollends eine ganze, große altslawische Monarchie, Böhmen, Mähren, Schlesien und die Lausitz, in Deutschland aufgegangen; einen Komplex, der zu seiner Zeit, durch Lehensoberherrlichkeit verbunden und vereinigt, ein Reich bildete, größer als Kastilien und Aragonien unter Ferdinand und Isabella. (Lieber tschechischer Bruder, ich fürchte nicht, daß du diese Reminiszenz mit feindlich geballter Faust anhörst, daß sie dir bittre Nationalitätsgefühle erweckt. Sieh mich an! Weißt du denn nicht, daß der Champagner eigentlich deutscher Wein sein müßte? Daß die Flotten in Amsterdam und der Herdereichtum in Schwyz-Uri-Unterwalden ursprünglich deutsches Nationalgut waren? O, wir haben auch „schöne Gegenden" verloren, aber was noch mehr ist, wir haben sie längst verschmerzt!) So ist die deutsche Grenze im Laufe der Jahrhunderte um ein paar ganze Meridiankreise von Westen nach Osten gerückt; wir haben „Kultur nach Osten getragen", wie Gagern sagt. Und in der Tat, man mag diesen Ausdruck nun satirisch oder ernst betonen, daß Deutschland an dieser Aufgabe gearbeitet, rühmlich, verdienstlich gearbeitet, und daß es eine s c h w e r e Aufgabe war — wer wollte es leugnen? Wir haben unsere blühendsten Länder im Westen, mit hoher, altrömischer Kultur aufgegeben und dafür die geistige Urbarmachung des öden, barbarischen Osten übernommen. Von dem alten tausendjährigen Deutschland ist die eine Hälfte verloren gegangen und von dem neuern, fünfhundertjährigen Deutschland ist die andere Hälfte nicht deutsch. Was also ist des Deutschen Vaterland?

Mit diesen und ähnlichen Reflexionen sah ich Breslau. Zwar das Äußere der Stadt, die modernen, eleganten Neubauten, die geraden, bureaukratischen Straßen, die diplomatischen Hotels, die aufgeklärte Gasbeleuchtung, die wohldisziplinierten Gossen, all dieses komfortable großstädtische Lustre, das aus jedem Pflastersteine spricht: mich hat eine reichbesoldete Baudirektion mit gelben Glacéhandschuhen und goldener Tabatière geboren, mich führt eine löbliche Baupolizei am zierlichen Gängelbande: all dieser geistreiche, novellistische Baustil von gestern ist dem

deutschen Großstädter, er mag herkommen, von wo er will, ein gewohnter, heimischer Anblick. Dieses Haus ist eine „solide Unternehmung" und jenes eine „Schwindelei" seines Gründers, das ist der ganze Unterschied; gleich elegant, gleich distinguiert und tonangebend sind sie beide; e i n Lineal hat sie geschaffen, und ganze Straßen tragen oft die Uniform und Leiblivree des= selben geistreich blasierten Architekten. Das ist aber auch nicht die charakteristische Physiognomie von Breslau. Ins Innerste der Stadt haben sich die altslawischen Märchen vor der neu= deutschen Philosophie verkrochen; dort, am Ring, in der Alt= büßerstraße und in jenen unzähligen Gäßchen und Winkeln, die ich wie einen stummen Urwald betrat, dort liegen sie, die alten melancholischen, grausamen Sagen der slawischen Urzeit, in je= nen Gäßchen und Winkeln, die keinem luftigen Tagesstrahl zu= gänglich sind, die mit spitzigem Kieselpflaster wie mit Dolchen die moderne Stieflette zerfleischen, die nächtlich, wenn die Oder= straße in Gasglanz schwimmt, das großmütterliche Öllämpchen beweint, und die von der modernen Kultur nichts kennen als den preußischen Steuerkataster. Dort schlummern sie in ihren grünschimmeligen „Ringen", die Libussas, die Drahomiras, die Wlastas, die Wandas, und raunen sich im Schlafe unheimliche Zauberworte zu, die der klirrende Schleppsäbel des modernen Premierleutnants nicht übertönt. Häuser sah ich in diesem innern märchenhaften Zauberkreis der Stadt, die mich schau= dern machten. Diese hochgiebelige Architektur, die das Haus nur um des Daches willen baut, die schon das erste Gestock mit dem First unterbindet und dann ein zweites, drittes, viertes und fünftes mit barbarischer Ungeheuerlichkeit darüber ladet, dieses platte Kuppeln und Wölben, das an den Stil der byzantinischen Sophienkirche erinnert und in seiner weichlichen Niedrigkeit wie eine matte Geschwulst aussieht; diese weitbauchigen, weit= ausgeladenen, weitgeschweiften, ewig wiederholten Zirkelkreise, die im Gegensatz zu der mannhaften, g e r a d e n Linie, zu der Ecke und Spitze der deutschen, alles ins Rundliche und Wulstige ziehen, als wäre der Stein ein weicher Teig, aus welchem be= liebtes Nationalgebäck geknetet wird, ein Stil, der dem stumpf= näsigen Slawentum wie aus dem Gesichte geschnitten ist; dieses konfuse Zusammenhäufen der Steine, dieses regellose An=, Neben= und Zwischenbauen kleinerer und größerer, höherer und

1*

niederer Zusätze, das den Kreml wie die Sophienkirche der germanischen Symmetrie gegenüber so abenteuerlich auszeichnet, als hätte sie die Architektur im Opiumschlafe geträumt, statt mit Bewußtsein geschaffen: dieser ganze fremdartige, barbarische Kern und Urstock der Stadt, das ist das eigentliche, wahre Breslau. Ich beeilte mich, seinem Bereiche zu entfliehen; und das wüste historische Delirium, die düstern Gedanken von der Stirne zu verbannen, war die herrliche Kellnerin im oberschlesischen Bahnhof ein stets freundliches Mittel. Breslau gefiel mir nicht, aber meine schöne Anna von Oppeln desto mehr; und da Blandine mit eben so herrlichen Augen hersah, als Lenardo hin, warum dichtete ich die schöne Ballade nicht zu Ende? Welch langweiliger Teufel trieb mich schon nach drei Tagen auf den niederschlesischen Bahnhof, um ins verhängnisvolle Sachsen hineinzufahren? Und was in aller Welt sollte uns die Pedanterie helfen, daß wir mit Küssen zugleich N a m e n wechselten, unsere vollen Namen, da doch mit dem ersten Tausche allein schon alles abgemacht war? Mit schönen Mädchen korrespondiert man nicht; man liebt sie mit voller lebendiger Gegenwart, oder vergißt sie. Ich meines Orts habe ihr Zettelchen längst verloren, — ob es ihr wohl auch so ging? Ich zweifle; weibliche Herzen sind konservativer, und so ein graues Großmütterchen kramt oft Sächelchen aus, die der Großvater längst zerstreut hat. Komme ich nun wieder nach Breslau, so ist meine reizende Schenkin wahrscheinlich verschwunden, ein Windbeutel von einem Markör bringt mir dann den Grog, dem der weiche obligate Händedruck fehlt, und mir ist nichts von der Stadt geblieben als jene grauenhafte Anwandlung der altslawischen Heidenzeit. Denn daß diese sich mir wieder aufdrängt, weiß ich im voraus. Mit zu großer Brutalität steht sie da, als daß sie, namentlich Träumer meinesgleichen, nicht überwältigen sollte. Noch habe ich Prag nicht gesehen. Denn, zuwider der trivialen Schneckenweisheit, die hübsch systematisch erst an den nächsten Meilensteinen herumkriecht, ehe sie die ferneren sucht, leuchtet mir gerade der entgegengesetzte Grundsatz ein. Man soll die größere Tragweite der Jugend benützen, um die Projektile der Reiselust in die möglichste Ferne zu schleudern; das Nähere gibt sich dann von selbst. Aber die slawische Architektur in Prag imponiert, die in Breslau ist bloß unheimlich.

Prag ist das ragende Kolosseum des Slawismus, Breslau eine verschüttete Urne, ein obskurer Leichenstein. Denn in Böhmen l e b t die Slava noch und in Schlesien ist sie tot, lange, lange tot, und nur ihr dumpfer Modergeruch wittert in den alten Straßen Breslaus. — Es ist ein natürlicher Ideengang auf einem Grabe, daß man über die Krankheit des Toten nachdenkt, über ihre Ursachen und Bedingungen. Warum ist das alte großmährische Reich so schnell in Deutschland eingeschmolzen? Warum ist Polen von der Erde verschwunden? Warum durfte Herder zu seiner Zeit sagen, daß in 100 Jahren keine ungarische Nation mehr sein wird? Die Antwort ist, all diesen Reichen fehlte ein ausgebildetes, mächtiges Bürgertum. Ritter und Bauern sind nicht Stände, einen modernen Staat zu behaupten. Und diese Antwort mag jenen zur Lehre sein, welche sich weise dünken, aber in ihrem Herzen Toren sind, und die da sprechen: Deutschland wird geteilt werden, wie Polen geteilt worden ist. Die oberflächliche Ähnlichkeit verführt sie. Wahr ist's, Deutschland ist in sich gespalten, uneinig und anarchisch regiert wie ein polnischer Reichstag. Aber Deutschland hat ein h e r r s c h e n d e s bürgerliches Element und in diesem, nicht in einem Teilungstraktate liegt die Lösung all seiner Fragen und Wirren. Polen hatte dieses Element nicht und es fiel; Mähren, Schlesien und die Lausitz hatten es einer deutschen Hansa und Flotte gegenüber nicht und es fiel von der slawischen Ohnmacht der germanischen Kraft zu: Böhmen selbst besitzt es, und ihm dankt es auch seine nationale Existenz, seine Keimfähigkeit für die Zukunft; Rußland beeilte sich, da es höchste Zeit war, durch Peter den Großen sich die bürgerliche Industrie und Intelligenz des Westens, die allein mögliche Basis des modernen Staates, zu geben, und baut auf dieser Basis weiter. Seine Ritter und Bauern werden immer mehr und mehr Bürger werden. Was Ungarn betrifft, so schien zwar erst kürzlich sein kräftiger nisus conservationis den deutschen Philosophen Lügen zu strafen; aber er s c h i e n auch nur. Der Magyarismus wird so lange ein Fragezeichen in der Geschichte bleiben, als er mit Vorliebe zu Pferde sitzt. Nicht Husaren können ihn retten, sondern Webstühle. —

Außer dem altslawischen Gespenste und dem anmutigen Mädchenbild vom Oberschlesischen wandelte noch eine dritte Gestalt mit mir durch die Straßen Breslaus, stieg mit mir zu

Wagen und begleitete mich durch das grüne hainreiche Schlesien. Es war die Gestalt eines unglücklichen deutschen Dichterjünglings, es war — Günthers Schatten. Hier hat er gelebt, geliebt, gedichtet und gelitten; ich seh' ihn, wie er im tollen Studentenkommers die Nächte durchschwärmt, ich seh' ihn, wie er in einem verschwiegenen Busche an der Oder seiner Lenore, seines Lenchens Vorwürfe darüber hört, wie das ehrbare Bürgerkind mit der heißen Beredsamkeit der Liebe in ihn dringt, wie er de- und wehmütig an ihrer Seite einherschleicht, wie er mit begeisterten Küssen und heiligen Schwüren Besserung beteuert, wie er in seinem Stübchen dann weinend vor der Bibel kniet, einen zerknirschten Psalm Davids in andachtsfeurige Verse setzt und mit seinem Gotte ringt, ihn zu erlösen aus dieser Tiefe des Elends. Ach, schon hat ihm ein Hoffnungsstrahl geflimmert, ein Großmächtiger der Erde war endlich bewogen, dem armen Dichter ein Stückchen Stellung zuzuschneiden, mein Günther wirft sich in den modischsten Sonntagsstaat, der Zopf ist geflochten, das Haar gepudert, sein Gesicht glüht, schon sieht er sich in Amt und Würde, schon hat er das süße Kind seines Herzens, das jahrelang geduldig mit ihm gewartet und geschmachtet, als ehrbare Hausfrau heimgeführt, da öffnet sich die Türe, ein tückischer Freund tritt herein, der kennt die schwache Seite der Dichter, und füllt ihm ein Glas auf das glückliche Gelingen des verhängnisvollen Ganges und noch eins, und ein drittes und viertes, und füllt so lange, bis der Verratene endlich in einem zynischen Zustande vor dem Auge des Gönners steht.*) Der wendet sich mit Abscheu, und wie er die Türe entrüstet hinter sich zuschlägt, verschließt er dem Dichter auf ewig die Pforte einer Zukunft. Günther erwacht mit Entsetzen zum Bewußtsein und übersieht die ganze Größe seines Unglücks. Das Breßlersche Haus ist aufgebracht über diesen Ausgang und läßt ihn fallen, die betrogene Geliebte stößt ihn von sich; da muß das Glas, was es verbrochen, wieder gut machen, der Arm der Wollust muß verlorene Liebe lügen, so gleitet er mit raschen Schritten den Abgrund hinab und im 26. Jahre ist er tot. — Aber denkt kein deutscher Verleger daran, sein Andenken zu retten? Ist denn die deutsche Lyrik, die phrasenreiche, schwindsüchtige,

---

*) Unser origineller Hebbel hat zufällig ein ganz gleiches Motiv in der «M. Magdalena». K.

vernebelte und verschwommene, so reich an vollen und kräftigen Akkorden, daß wir die schönsten leichtsinnig verklingen lassen dürfen? Ich wenigstens kenne nur drei deutsche Dichter, die ein mächtiges persönliches Schicksal mit klassischer Echtheit der Empfindung, mit Einfachheit, Tiefe, Treue und Wahrheit besungen: Günther, Bürger und der alles überragende Goethe. Weder der verhimmelte Klopstock, noch der philosophische Schiller haben für die deutsche Erotik besonderen Wert; wenn solche Namen ausfallen, was bleibt dann? Lenau ist stark gemischt mit der weltschmerzlichen, affektierten Sentimentalität seiner Zeit, noch mehr Heine. Gediegenes Gold sind nur jene. Es versteht sich, daß eine neue Ausgabe von Günther nur eine Auswahl sein dürfte. Weder jene bandwurmlangen Gelegenheitsgedichte, womit er für tägliches Brot glückgehärtete Spießbürger besungen, noch jene Zynismen nach Johannes Secundus, denen das wüste Studentengelage Beifall zugebrüllt, verdienen einen Platz in der Nachwelt. Wohl aber jene süßen, zärtlichen Strophen der Liebe, wohl aber manch rührender, aus der Tiefe des ringenden Herzens tönender Klang der Andacht. Deutscher Buchhandel! Ein paar Bogen Papier für ein gebrochenes deutsches Dichterherz!

Kürnberger.

An die Familie Kürnberger, Laimgrube, Obere Gestättengasse Nr. 140, in Wien.

[Dresden,] Mittwoch, 28. Februar 1849, nachts ½12 Uhr.

Meine Lieben!

Erwartet nicht, daß ich jetzt eine weitläufige Korrespondenz anhebe; wenn man um Mitternacht aufsteht und Briefe schreibt, so werden sie weder lang noch breit — im Gegenteile, mich friert jetzt schon wieder, aber der Teufel schlafe, wenn er die Hölle im Kopfe und den Tod im Bauche hat. Da ist seit kurzem ein verfluchtes wühlendes Weh in meinem Unterleibe, ein Anschwellen, ein Glühen und Grimmen unterm Zwerchfell. Gott weiß, ich verstehe den Plunder von Anatomie, aber eben deshalb schreckt mich dieses neue Gespenst doppelt und dreifach und läßt mich leiblich und geistig nicht ruhen. Da sitze ich nun außer Bette und frag' Euch: Schläft denn Wien von

einer Linie zur anderen? Oder hat Euch alle der Welden geholt? Oder seid Ihr untergegangen wie Sodom und Gomorrha? Denkt Euch die verfluchte Wirtschaft: vor vier Wochen schick' ich die letzte Appretur meines „Quintin Messis“ an Frankl, mit der dringendsten Aufforderung, von Holbein, der längst das Stück angenommen und es in diesem Augenblicke einstudieren läßt, einen Vorschuß für mich zu begehren; Frankl anwortet nicht. Vor drei Wochen schick' ich einen literarischen Aufsatz an Kompert mit dem gemessensten Begehren, bei Frankl meine Sache auch mündlich zu betreiben; Kompert antwortet nicht. Heute schicke ich einen Brief an Tauber mit dem nochmaligen Hilferuf, bei Kompert und Frankl zugleich nachzusehen, aber schon übermannt mich die Ungeduld, mein teuflisches Siechtum läßt mich das Ärgste fürchten, ich kann in jeder Stunde den Doktor brauchen, Bäder, Medikamente oder was weiß ich für kostspieligen Plunder — und dazu kein Geld. Die letzten, die allerletzten Neugroschen in der Tasche, die kaum noch auf ein paar Tage Brot reichen. Was ich von meinen Hausleuten verlangen kann, ist geschehen. Man kreditiert mir bereits 10 Taler hier und meine Effekten bieten doch nicht für die Hälfte Hypothek. Fünf Taler bin ich Gutzkow schuldig, zwei dem Chaisés — was weiter? Ich kann doch nicht halb Dresden auf meine Wiener Wechsel anweisen, die immer und ewig nicht kommen. Also den letzten Versuch: die Leni soll das verdammte Lied von dem Herrn, der seinen Knecht ausschickt, vollends zu Ende führen und sich an den Kompert, und wenn der tot oder verreist ist, an Tauber und zuletzt an Frankl selber wenden. Sie sage ihnen, daß ich für jeden von den Dreien extra sterbe: für den einen verhungere ich, für den anderen bringt mich mein Leiden um, zu dem mir der Doktor fehlt, und für den Dritten erfriere ich, da auch meine Kleider zu verschleißen anfangen. Wunderlich ist's! Wenn einer aus dem Wasser gezogen wird und ein vorfindlicher Zettel meldet, es ist geschehen, weil ihm so und so viel lumpige Gulden fehlten, da lamentiert der große Haufe und jeder meint: Ei, hätt' ich's ahnen können, ich hätt' ihm ja geholfen und ich und ich und ich auch. Solang man auf seinen zwei Gabeln aber noch herumstorcht in der Welt, da ahnt's keiner, da heißt es — doch mich friert zu sehr. Gute Nacht. Hol' der Teufel den ganzen Wurmsalat dieses Hundelebens.

Donnerstag, den 1. März, morgens.

Soeben träumte mir, die Leni kam zu mir von Wien nach Dresden, so wie man von einer Gasse in die andere geht, und brachte mir die Nachricht: Geschwind, geschwind, beim Schottentor wird schon gestürmt, die Revolution erhebt sich wieder. Im Eifer darüber erwacht' ich. Mit welchen Augen sah ich jetzt den Brief von heute Nacht an! Ich kann es nicht widerrufen, aber wie fremd und wild find' ich den ganzen Ton! Ach, wenn mich leibliche Spuren von Krankheit und Sorge hetzen, so bin ich auch ganz, ganz außer mir. Indes ich jetzt eine andere Person bin als von heute Nacht, dabei bleibt es doch: die Leni soll zu Kompert gehen, ihn fragen, ob er meinen Aufsatz „Volkserziehung" samt Brief vor drei Wochen erhielt, und ihm aufs dringendste ans Herz legen, meine Geldsachen bei Frankl zu betreiben. Er wohnt Annagasse 995, vierten Stock, und ist sonst zu finden im Bureau des „Österr. Lloyd". In jenem Brief hatt' ich ihm unter anderem auch aufgetragen, zu Euch zu gehen, Euch von mir zu grüßen und mir darüber Nachricht zu geben. Sollte Kompert wirklich erkrankt oder verreist sein, so möge sie sich an Samuel Tauber wenden (Judengasse 504, 1. Stock). Ist dieser gleichfalls verreist, so muß sie bei Frankl vorfahren (Stadt, Seitenstettengasse, im Judentempel); er ist Doktor zu titulieren. Übrigens habe ich in meinem ungestümen, leidenden Unmute all diesen Freunden in vorstehendem schreiendes Unrecht getan. Kompert und Tauber haben mir mit größtem Eifer und langer Ausdauer eine zähe Schuld — ein ausstehendes Honorar — einkassieren helfen und es mir in Wechselpapier nach Dresden geschickt. Überdies hat Tauber aus seinem Eigenen mir mit einem Wechsel von 30 Gulden K.-M. ausgeholfen; Frankl aber hat, früher als ich es begehrte und aussprach, von Holbein, nachdem er mein Stück mit großer Auszeichnung angenommen und die Aufführung zugesagt, eine teilweise Auszahlung des Honorars, mindestens 50 Gulden, verlangt. Beschämt gestand Holbein damals, daß die Kassa ganz leer, ja mit Schulden belastet sei, daß er aber meine Sache zur baldigsten Erledigung vormerken wolle. Auf dieses freundliche Versprechen muß ich mich nun berufen, ich kann nicht anders. Tut also, wie ich Euch hiemit ersuche, und gebt mir baldigst Nachricht, damit ich nicht verzweifelnd glauben muß, daß alle persönliche Sicherheit in Wien

verschwunden ist, alle meine unschuldigen Freunde verhaftet sind, alle Rechtsverhältnisse darnieder liegen, alle Briefe erbrochen und unterschlagen werden und die Post eine Lüge ist. Lebt wohl.

Der Eurige.
Dresden, vor dem Falkenschlage Nr. 5.

Dresden, Donnerstag, den 8. März 1849,
abends 10 Uhr.

Meine Lieben!

Ich kann es mir in hundert Jahren nicht verzeihen, Euch so beunruhigt zu haben. Eben komme ich nach Hause und finde Euren Brief vor, und als könnt' ich meinen Fehler nicht schnell genug gut machen, setze ich mich sogleich hin, an Euch zu schreiben, obwohl der Brief doch erst morgen abgehen kann. Sonderbarer Widerspruch! Ich möchte nicht gerne, daß man meine Worte leicht nimmt, und doch läßt mich der Moment des Empfindens so exaltierte Ausdrücke wählen, daß es gut wäre, wenn sich der Leser nur immer die Hälfte davon dächte. Richtig ist es freilich, daß ich meinen Brief an Euch in einem Augenblicke trostloser Qual schrieb, daß mein Erguß an Euch nichts als das endliche Überfließen tagelang stumm erduldeten Leidens der empfindlichsten Organe war; aber ebenso richtig ist es, daß die gute Hälfte des Übels in der Phantasie bestand, denn indem ich von einem Schmerze heimgesucht war, dessen Quelle, Ziel und Charakter ich nicht kannte, stand ich vor dem verborgenen Walten der Natur wie vor einem verhüllten Gespenste und die Ungewißheit über das, wie weit es gehen und was noch kommen könne, marterte mich wenigstens ebenso sehr als das wirklich Vorhandene. Wie glücklich bin ich nun, Euch sogleich melden zu können, daß alles vergangen und verschwunden ist und meine gute Stimmung wieder zurückkehrte. Vergeßt es nun aber eben so leicht als ich selbst und nehmt meinen innigsten Dank für Eure lebhafte Teilnahme. — Der Leni zolle ich für ihre schwesterlichen und erfolgreichen Bemühungen um mich ganz besonders meine wärmste Anerkennung. Daß aber Tauber vermocht wurde, mir Geld schicken zu wollen, ist mir in mehr als einer Beziehung unlieb. Erstens h a t er mich schon im Laufe dieses Winters freundschaftlich genug unterstützt und als an-

gehender Familienvater und als Kaufmann in einer derangierten Handelswelt ist es seinem Herzen gewiß nicht erlaubt, in jedem Augenblicke Opfer zu bringen; ich aber will keineswegs der Vampyr meiner Freunde sein. Zweitens erhielt ich gestern einen Brief von ihm, der mir nicht jene trauliche Wärme zu atmen scheint, bei der man Wohltaten ansprechen oder sich gefallen lassen darf. Im Gegenteil fröstelt mir darin eine gewisse Verstandeskälte, eine gewisse Witterung entgegen, bei der man sich den Schreiber als einen Mann vorstellt, der seinen Rock bis oben zuknöpft, die Hände nicht ausstreckt, sondern enganliegend in die Taschen hinabsteckt und nun der Welt ein Gesicht zeigt, welches zu sagen scheint: ich meines Orts bin geborgen, ihr andern — seht zu.

Nichts finde ich unpraktischer als das Gerede vom Praktischen, wodurch man den andern nur verletzt, nicht bekehrt, und sich selbst die suffisantesten Komplimente macht. Abgesehen davon, daß man dem andern dabei gewöhnlich noch faktisch Unrecht tut, indem man ihn schwächer voraussetzt, als er wirklich ist. Jedes Predigen ist eigentlich ein Übergriff, eine Arroganz. Wer sagt dem Prediger, der da auf die Kanzel steigt und deklamiert, daß all die Hunderte unter ihm wirklich so schwache, gebrechliche und verkehrte Menschen sind, als er in seiner begabten Amtsweisheit annimmt? Hier liegt, trotz der Demut und Selbstverleugnung, der geheime Stolz und Übermut des Christentums, der jedem echten Menschen so unerträglich ist; die weisen Heiden hatten keine Predigten. Und unerträglich ist mir alles, was dieser christlichen Suffissance und Bekehrungswut nur im entferntesten ähnlich sieht. Wie verstimmte mich auch Taubers Brief, und in meiner Antwort, die ich einem Schreiben an Kompert beilegte, ließ ich meine Empfindlichkeit ziemlich empfindlich merken. Ich bin daher gewärtig, daß zunächst ein kleiner Mißton zwischen uns tönen wird — und ist das die Verfassung, in der ich Geld von ihm annehmen kann?

Auch von Kompert tut es mir herzlich leid, daß ihm meine Verlegenheit eine ebenso große bereitet, indem mir der Wackere um jeden Preis helfen will, da ich selbst weiß, er kann nicht. Seine früheren Verhältnisse kenne ich hinlänglich als mittellose und die paar Monate seiner Redaktion mögen kaum gedient haben, seinen eigenen Angelegenheiten etwas aufzuhelfen; hat er nun

überdies bei der Hochzeit seiner Schwester sich verausgabt, so finde ich es ganz begreiflich, daß die junge Saat seines etwaigen Ersparnisses nicht nur dahin, sondern noch Schulden notwendig geworden sind. Auch ihn wünschte ich daher um jeden Preis zu schonen. Desto entschiedener aber möchte ich mich diesmal an Holbein halten. An seinem guten Willen kann ich nicht zweifeln, ich habe es von seiner eigenen Hand und aus Frankls Briefen gesehen, daß er mir ein achtbares Talent zuschreibt, das man zu pflegen verpflichtet sei. Nun frage ich aber, soll ich fortwährend an seinen Mitteln zweifeln? Schon im Dezember verwendete sich Frankl um einen Vorschuß für mich; damals gestand Holbein die große Verlegenheit der Kassa, versprach aber, mich vorzumerken und s o b a l d a l s m ö g l i c h zu bedenken. Ich ließ nun acht Wochen vergehen und ungefähr in der ersten Hälfte des Februar, bei Gelegenheit, als ich die nach Holbeins Wunsche nötigen letzten Änderungen zu „Messis" an Frankl einsendete, erinnerte ich ihn wieder an Holbeins Versprechen und Vormerkung und bat um Geld. Es ist dies der selbe Brief, von dem ich auch schrieb, ihr mögt bei all meinen Freunden nachfragen, warum ich so lange ohne Antwort darauf blieb. Wie ich nun aus Taubers Schreiben sehe, ist er verloren gegangen und Holbeins Kassier hat von neuem einen Monat Zeit gewonnen, sich zu erholen. Sollte ich also nicht erwarten dürfen, daß das, was im Dezember unmöglich war, endlich jetzt im März, nach der Winterszeit, den besten Theatermonaten, möglich geworden sei? Ja, ich erwarte mit Bestimmtheit, daß ich auf meinen letzten Brief (ddo. 6. März), mit dem ich die verloren gegangenen Messis-Szenen samt wiederholter Geldbitte von neuem an Frankl einsendete, endlich ein günstiges Resultat erlebe. Ist Frankl noch immer nicht in Wien, so wird dieser Brief mittels einer zweiten Adresse an Kompert gelangen, der dann ermächtigt (wie ich ihm schrieb), ihn aufzubrechen und bei Holbein das Weitere zu verhandeln. Hier mag er mich dann so warm und kräftig vertreten, als er kann, und die erbetene Geldsumme um jeden Preis zu gewinnen suchen; das ist alles, was ich mit Billigkeit von ihm verlangen darf. Weiters konnte ich noch mit Billigkeit von ihm verlangen, daß er die Einsendung eines Aufsatzes für sein Journal samt begleitenden Privatschreiben (ungefährt datiert 15. bis 20. Feber) s o g l e i c h beantwortet hätte, da ich dann in rascher

Folge für sein Blatt tätig gewesen wäre; ich machte ihm über dieses Versäumnis in dem heutigen Brief an ihn auch ernstliche Vorwürfe, aber meine Vermutung, daß er jene Sendung verspätet erhalten, ist nun durch Euer Schreiben zur Gewißheit geworden. Die Leni schreibt nämlich, sie war heute früh (ddo. 5. März) bei Kompert, der ihr gleich beim Eintritte sagte, daß er vor einigen Tagen von mir einen Brief erhalten habe — also am 5. März war es erst „vor einigen Tagen" und nicht um den 20. des Februars herum, wo doch mein Brief nach Richtigkeit hätte ankommen müssen. Doch da ich nun die Gewißheit habe, daß er nicht gänzlich in Verlust geraten, so werde ich fortfahren, für ihn zu schreiben und dadurch für mich zu sorgen.

Indem ich Euren Brief noch einmal durchlese, komme ich wieder auf Tauber zurück, und zwar mit einem kleinen Bedenken. Du sagst (das geht die Briefstellerin an), Du gingst an demselben Tage, als Du den Brief schriebst und in der Früh bei Kompert warst, auch noch zu Tauber. Also Montag, den 5. März; er habe Dich äußerst warm und liebevoll empfangen und Dich namentlich versichert, daß er schon durch sich selbst so bereit war, mir Geld zu schicken, und es nur nicht zart genug anzustellen gewußt. Schau, alles am 5. März. Nun ist aber Taubers Brief, von dem ich eben sprach, vom 4., also gerade einen Tag vor Deinem Besuch bei ihm datiert. Und, wie gesagt, scheint mir dieser Brief mit der Wärme und Zärtlichkeit, die er gegen mich Dir bezeugt hat, in einigem Widerspruch zu stehen. Auch eine Äußerlichkeit tritt noch hinzu, die ich für bedeutend hielt. Das Siegel, dessen er sich sonst gegen mich bediente, war ein Stern mit der französischen Überschrift: „Veille sur ce que j'aime" (Wache über das, was ich liebe). Diesmal fehlte es zum ersten Male und war durch ein anderes ersetzt. War das Zufall oder absichtliche Übereinstimmung mit dem kälteren Inhalt? Ich kann daher nur zweierlei denken: entweder, er hat sich in dem Tone seines Briefes vergriffen und unvermerkt weniger freundlich geschrieben, als er selbst wollte — oder seine liebenswürdige Freundschaft, die er Dich sehen ließ, war — Weltton! Möge ich das erstere glauben dürfen! Und nun genug von alledem. Was Euer Bemerken über mein langes Schweigen betrifft, so ist es allerdings gerecht, aber man muß hier den Willen für die Tat nehmen. Am meisten befremdet es mich, daß Ihr zu Weih-

nachten, zu Neujahr bestimmter als sonst Briefe, d. h. Glückwünsche erwartetet: Ihr konntet wohl denken, daß ich solche Gebräuche gering achte und von Zärtlichkeiten nach dem Kalender kein Freund bin. Übrigens war ich oft daran, die schönsten, stundenlangen Unterhaltungen über manches innerlich Interessante, namentlich mit den Schwestern zu führen; im Geiste geschah es wohl, aber auf dem Papiere eben darum nicht, weil es gar so gründlich gemeint war. Was aber, solche Entschliessungen abgerechnet, bei der Stoffarmut unseres Lebens sonst mitzuteilen ist, das konnte ich ja ganz gut durch Kompert zwischen uns vermitteln lassen: daß er durch einen Adreßirrtum damit zurückblieb, ist aber nicht meine Schuld. Und nun grüßt mir alles, was mich grüßen ließ, und dankt für das liebreiche Gedenken. Kann Euch mein Vorsatz, daß ich künftig öfter schreiben werde, erfreuen, so verspreche ich es recht gerne. Ob ich's halten werde, ist freilich eine andere Frage. Was die Adressen an mich betrifft, so sei dem Anton gesagt, er soll den alten Zopf wegschneiden. Hat er nicht gelesen, daß selbst die alten Herren von der k. k. Akademie in Wien beschlossen haben, alles Hoch- und Wohlgeboren unter sich abzustellen? Also, Herr Kürnberger — nichts weiter! Ebenso setzt man die Adresse unmittelbar unter den Namen, aber die Stadt links unten, getrennt, daß es dem Postmaschinmenschen leichter in die Augen springt. Und nun muß ich zum Schlusse des Briefes des heiligen 13. März gedenken, an dessen Vorabend Ihr ihn bekommt. Könnt' ich Euch doch ein Sümmchen anweisen, daß Ihr in der besten Flasche der Rebenwelt sein dreifaches Hoch tränket! Was auch der Augenblick über uns verhängt hat, was ist es gegen den ungeheuren Gewinn der Märztage? Sagt man doch mit Recht, wir haben B a h n g e b r o c h e n, und Standrecht und Belagerung ist weiter nichts als ein Granitblock in dieser Bahn; er wird gesprengt, die Straße wird mitten durchgehen. Aber selbst ohne diese Hoffnung — wie groß ist noch immer das Errungene! Vor einem Jahre an diesem Tage konnte Metternich sich noch retten und Österreichs angebeteter Gott werden, wenn er eine Verfassung oktroyierte; heute ist eine oktroyierte Verfassung das Äußerste, was man f ü r c h t e t, heute ist es ärgste Reaktion, was vor einem Jahre noch glänzendster Fortschritt war. Also Mut, Ihr armen Belagerten. W a s w i r k l e i n e S c h a r a m h e i l i-

gen Morgen des 13. März im Ständehause zu Wien vom Himmel herabriefen, das kann Euch kein Windischgrätz und kein Stadion mehr rauben. — Lebt alle wohl, herzlich wohl!

Ferdinand.

Dresden, 14. Juni 1849.

Meine Lieben!

Als Ihr in den Zeitungen von den Dresdener Maivorgängen laset, werdet Ihr sogleich an mich gedacht und mein langes Schweigen hierüber wird Euch gewiß steigend beunruhigt haben. Seid getrost; ich bin weder gefallen, noch verwundet, wohl aber arretiert, Verdachtes halber arretiert — und das ist alles! Ich muß mich hier der Mitteilung jeder näheren Umstände und überhaupt aller Weitläufigkeit enthalten, denn Kürze ist das erste Gesetz eines Briefes, der im Arreste geschrieben wird. Wie ich daher am 9. Mai in der Mittagsstunde auf offener Straße von einer Abteilung Kavallerie und Infanterie angehalten, mitgenommen, unter scharfer Bewachung mit fast Hunderten von Mitgefangenen in verschiedene Lokale gebracht wurde, wie der aufgeregte Geist des Militärs (denkt an Wien und die Kroaten) mir hier nicht mehr Schauspiel, sondern persönliches Erlebnis wurde, wie die düstersten Stunden endlich schwer und langsam verrannen und mit der Benachrichtigung, daß unsere Sache von den Zivil-Gerichten geschlichtet würde, der erste Strahl des Trostes in die verfinsterten Seelen fiel, wie endlich Arrest und Behandlung mit jedem Tage sich verbesserte und zuletzt die ganze Situation so erträglich, ja verhältnismäßig so angenehm wurde, daß außer dem Verluste der Freiheit kaum noch irgend etwas zu beklagen war oder zu wünschen übrig blieb — das alles will ich Euch in der ersten Stunde, da ich wieder mein eigener Herr bin, ausführlicher und interessanter schreiben oder nach Gestalt der Umstände wohl gar mündlich erzählen. Gegenwärtig befinde ich mich in der sogenannten Fronveste (der finstere mittelalterliche Name ist schauerlicher als die Sache), bewohne ein ziemlich lichtes und freundliches Zimmer, genieße an zwei politischen Mitgefangenen, Männern von Bildung, eine ebenbürtige Gesellschaft, mein Tisch ist nicht schlecht und an guter Lektüre fehlt

es auch nicht. Ihr habt also hinlänglich Grund, über meine Lage beruhigt zu sein. Wann sie enden wird, ist freilich eine andere Frage und ich bin nicht imstande, sie zu beantworten. Ich war bisher zweimal im Verhöre, meine Sachen stehen so, daß ich jeden Augenblick der Entlassung gewärtig sein kann, ein Wort, welches der protokollierende Aktuar bisher auch immer fallen ließ, ich kann aber auch noch länger zu tun haben. Wenn Militärgerichte scharf, aber kurz manipulieren, so gehen Zivilgerichte mit löblicher Schonung und Gerechtigkeit, aber auch so umständlich und gründlich vor, daß der Untersuchungsarrest die Dauer einer gänzlich unbestimmbaren Länge gewinnt. Der meinige geht bereits in die sechste Woche. Indem ich Euch dies berichte, fällt mir bei, daß ich eigentlich die Kenntnis meines Schicksales bei Euch schon voraussetzen sollte. Vor ungefähr vierzehn Tagen nämlich sagte mir ein Gefangenwärter, ein Mann aus Wien ließe mich von meiner Familie grüßen; Näheres konnt' ich nicht erfahren, denn nach abgegebenem Gruße habe er sich sogleich wieder entfernt. Die Sache kam mir ziemlich abenteuerlich vor und ich hielt zuletzt dafür, es dürfte wohl einer meiner hiesigen Bekannten ein gutmütiger Schalk gewesen sein, der einen Gruß von Euch allenfalls erdichtete, um mich angenehm zu erfreuen. Schreibt mir doch, was daran ist. — Und nun noch ein Wort in Geldsachen. Von den letzten hundert Gulden, die mir Holbein für mein Schauspiel „Quintin Messis" schickte, existiert nur eine Barschaft von fünfzehn Talern. Wenn ich davon meine hiesigen Verpflichtungen berichtige oder einiges an zugrunde gegangener Wäsche nachschaffe, so dürften sie dadurch erschöpft, wenn nicht überboten werden. Ich ersuche Euch daher aufs angelegentlichste, mir Geld zu schicken; wie viel — hängt von den Umständen ab. Ist mein Schauspiel bereits aufgeführt, das Honorar also fällig, so seid nicht sparsam; wenn nicht, so sucht mir wenigstens ein Sümmchen von fünfzig Gulden zu ermöglichen. Auf das entschiedenste aber muß ich mich verwahren, daß Ihr österreichische Banknoten schickt. Seht zu, wie Ihr zu Silber oder Gold kommt, gebt dieses bei einem Wiener Bankier auf oder schickt es im Baren auf der Post, das werden Euch meine kaufmännischen Freunde (Tauber oder Herr Roth durch Kompert) zum Besten raten. Schickt auch das Geld nicht unmittelbar nach Empfang dieses, sondern schreibt erst, ob, wann

und wieviel Ihr überhaupt schicken könnt, dann will ich Euch weitere Ordre geben, an wen Ihr's adressieren mögt. Schreibt bald, sogleich, berichtet über das Wohl und Weh der ganzen Familie und aller Freunde, schreibt aber nichts Politisches, das ist im Arreste verboten. Überhaupt muß jeder Brief so eingerichtet sein, daß er auch fremde Augen verträgt, denn alles Geschriebene passiert die Prüfung des Arrestvorstandes. — Dies vorderhand das Wichtigste. Lebt herzlich wohl, grüßt alles aufs innigste und wärmste und seid gewiß des liebevollsten Gedenkens

Eures Sohnes, Bruders, Freundes

Ferdinand Kürnberger.

Meine Adresse: An Herrn Stockmeister Richter Nr. 19 für Herrn (meinen Namen).

Dresden, im August 1849.

Meine Lieben!

Wenn Euch jüngst das grobe Papier meines Briefes beim ersten Anblick sogleich ein ominöses Anzeichen meiner Situation war, so schließet diesmal von dem feineren Papier nur nicht ebenso auf eine feinere Lage. Ich schreibe zwar jetzt auf Velin, aber im Buche meines Schicksals durchlese ich noch immer jenen Abschnitt meines Lebens, der auf Löschpapier gedruckt ist — nämlich das Kapitel von den Freuden der Dresdener Fronveste. Ihr könnt Euch denken, daß ich dieses Kapitel nachgerade etwas langweilig finde, und ich zweifle sehr, ob die Schwester mich jetzt auch noch beneiden und mit mir tauschen würde. Muß ich doch wieder auf jene fatale Stelle Eures Briefes anspielen! Ich habe ihn sechs Wochen lang unbeantwortet gelassen, um sie vergessen, um sie verwinden zu können — vergebens! Da läuft es mir wieder unversehens unter die Feder und ich erfahre von neuem, daß man einen Verdruß, der einmal die Seele lebhaft ergriffen hat, lieber laut und energisch aussprechen soll, anstatt einem schonenden Verschweigen ihn zu opfern: er setzt sich in diesem Falle nur um so tiefer und inniger fest, bei der nächsten Gelegenheit tritt seine Spur wieder ans Tageslicht, und dann ist seine letzte Gestalt schlimmer als die erste, denn dann sieht es wie ein kleinliches und bösartiges

Nachtragen aus, was doch sonst ein ehrliches und aufrichtiges Schelten gewesen wäre. Gott weiß, ich wollte Euch weder mit dem einen, noch mit dem anderen behelligen; ich wollte nichts weiter, als der Schwester eins für allemal ihre Unzartheit verzeihen; wenn ich's nicht konnte — ist's meine Schuld? Gesteht, die Wunde war auch gar zu empfindlich! Ich habe Euch das Unglück meiner Gefangenschaft zu melden — den Schrecken dieser Nachricht zu mildern, stelle ich Euch das wenige Licht meiner Lage womöglich in den Vordergrund und verschweige die breiten und tiefen Schatten! — zweifelhaft bin ich, ob dieser dürftige Firnis einem sorgenvollen Herzen auch wirklich Trost sein möge oder nicht? Aber siehe da! Ich erreiche meinen Zweck so glänzend, so vollständig, daß die Schwester — nicht sich beruhigt, nein! mir fast Glück wünscht, sich freut, mich beneidet, mit mir tauschen möchte und mit einer mehr als bewunderungswürdigen Naivität diesen unbefangenen Regungen Schrift und Sprache leiht. O, ich Glücklicher! Was ist es doch für ein schönes Bewußtsein, Herzen sein zu nennen, die — — so leicht zu befriedigen sind. Wie gern möcht' ich die Schwester beim Wort nehmen! Ei, sie wage doch den heroischen Streich, gehe von Wien nach Dresden, biete sich dem Stadtgerichte an meiner Stelle zur Gefangenschaft an und erfahre „die Behaglichkeit" meiner Situation! Sie erfahre, wenn sie es noch nicht weiß und unbesonnen genug ihre gefesselte Lage am Nähkissen noch für elender als meine hält, sie erfahre es denn, was für ein Glücksfall es ist, wenn eine Freundin sie besucht, mit der sie stundenlang im freien Gespräche sich vergnügt, wenn ein musikalischer Ton des Klaviers ihr Ohr erfreut, wenn sie den Kopf zu einem unvergitterten Fenster gegen Himmel strecken kann, ja sie werde es inne, welch ein Genuß nur darin liegt, daß sie die Türklinke selbständig in die Hand nehmen kann und kein Wesen kommt, welches sich Schließer nennt. O, so eine verschlossene Tür! Ein Samenkorn des Wahnsinns liegt in ihr! Wäre das Gefängnis ganz und gar zugemauert — glaubt! es ertrüge sich viel leichter. Aber der Anblick einer Tür ist unzertrennlich verbunden mit dem Begriff des freien Aus- und Eingehens, des selbständigen Auf- und Zumachens. Dieser Begriff wurzelte achtundzwanzig Jahre lang in meinem Gehirne, jetzt muß ich ihn gewaltsam herausreißen und die künstliche Vorstellung dafür substituieren,

als wäre ich durch Notwendigkeit und Naturgesetz eingeschlossen, wie etwa die Auster in ihrer Muschel, die Schnecke in ihrem Gehäuse. Seid versichert, das ist eine Herkulesarbeit! In Monaten erlernt sich das nicht; es strengt das Gehirn an, reibt es auf, stürzt es in eine Art Irrsinn und Zerrüttung. Oft, wenn ich in meiner Stube auf- und abschreite und mit meinem Kopfe dicht und dichter der Tür mich nähere, so fühle ich die Idee des Eingeschlossenseins fast wie eine physische Empfindung, es legt sich wie ein eisernes Band um die Stirne, zunächst ist es dem Schwindel verwandt. Sträubt sich doch jedem Menschen das Haar zu Berge bei der Vorstellung eines lebendig Begrabenen; wie lebhaft empfinden wir die Schrecken seines Zustandes! Was ist aber die Gefangenschaft anders als das Begräbnis eines Lebendigen? Glaubt Ihr, daß auf das Ausmaß des Sarges und ein paar Quadratschuh Rauminhalt mehr oder weniger viel ankommt? Mit nichten! Die Hauptsache bleibt hier wie dort, daß ein Lebender aus dem Leben verbannt ist, daß der erste und unwiderstehlichste Trieb jedes gesunden Körpers — der Trieb der Bewegung — den Gliedern kurzweg abgeschnitten wird, daß die Seele Tag für Tag sich an die namenlos abmüdende Arbeit machen muß, diesen Trieb zu bekämpfen, zu besiegen, zu vertilgen, auszurotten, zu biegen und zu brechen, es koste, was es wolle, und daß sie endlich gegen den Zwang, der ihr diese Arbeit aufdringt, mit einem Haß und einer Erbitterung erfüllt wird, die wie ein Krebsschaden alles Sittliche angreift, durchfrißt, vergiftet und verdirbt und den ganzen moralischen Inhalt in der Länge aufzulösen imstande wäre, wenn nicht das bessere Selbst gegen diese fortschreitende Zerstörung aus allen Kräften reagierte, so daß ein Kampf dem anderen die Hand reicht und das ganze Seelenleben des Gefangenen endlich nichts mehr ist als eine ewige Kette von gewaltsamen und widernatürlichen Spannungen. Dies, liebe Schwester, ist ungefähr der Zustand eines Gefangenen von Gefühl und Phantasie; willst Du dagegen die Freuden — eines Kalbskoteletts noch in die Wagschale legen? Ahnst Du, wie innigst es mich verstimmte und anwiderte, daß Eure Zärtlichkeit so ganz und gar beruhigt und befriedigt war, weil ich Euch im Punkte meiner Diät eine kindliche Bürgschaft meines materiellen Wohlseins gegeben? Herr meiner Seele! Und wäre ein Mensch Stoiker oder Holländer genug, daß er Herz und

2*

Gehirn mit seinen tausend Batterien von aufblitzenden Trieben und Gefühlen sich geduldig einmauern ließe, oder in der freien Bewegung seiner Kinnladen Ersatz fände für die freie Bewegung seines Fußes, womit er Berge erstürmt, für die freie Bewegung seines Armes, womit er den reizenden Leib der Geliebten umschlingt — habt Ihr denn vergessen, daß ich dieses glückliche Vieh nicht bin wie Stoiker oder Holländer? Nein! Ihr habt es nicht vergessen, wie ich stets an der schönen Sinnlichkeit des Lebens mit Herz und Seele hing, wie ich den großen Bildersaal der Natur von jeher begieriger suchte als alle Dreschtennen und Werkstätten des häuslichen Philistertums, wie ich in Wald und Feld die dichterischen Sommerfreuden mit unersättlichem Gelüste jagte und jeder Berg für mich ein Magnetberg war, der mich herausriß aus dem Vogelbauer der Stadt, sobald ein frisch wehender Morgen den nächtlichen Schlummer der Welt hinwegblies. Ihr habt es nicht vergessen, daß eine malerische Gegend, eine phantastische Wolkenbildung, ein überraschender Lichteffekt in meinem Leben so epochemachend ist wie für andere das große Los, und daß ich von einem schönen Sonnenuntergange im Belvedere mich nur dann losriß, wenn die Glocke zu dem dreistündigen Himmel einer Mozartschen Oper schlug und Apollo, der mir als Sonnengott untergegangen war, auf den Brettern der Bühne als Gott der Musen wieder aufging. O Andenken an Neuweg, Brühl, Helenental, Baden, Hainbach, Kahlenberg und all die paradiesischen Plätze unseres Landes, die der Himmel in seinen wollustvollsten Stunden schuf! Und du, Erwartung neuer Entzückungen, Traumbilder von Tharandt, Pillnitz, Schandau, Porsberg, Winterberg — wo seid ihr hin? Ein Sommer ist aus meinem Leben hinweggestrichen, von den Blütengirlanden des Mais bis zu den Fruchtgehängen der herbstlichen Weinlese deckt mir ein breiter Schatten, eine fünfmonatliche Sonnenfinsternis, das Jahr. Ich werde die Welt im Eise wiedersehen, die ich fast im Eise verließ. Verloren ist mir eine Million von Seelenfreuden und Geistesfesten, die aus dem überströmenden Becher der Natur in jeder Stunde einer mondversilberten Mainacht, in jeder Minute eines strahlenden Sommertages auf das dürstende Herz des Sterblichen träufeln, verloren ist mir ein unermeßlicher Schatz von Genüssen, die der kurzatmenden Eintagsfliege, Mensch genannt, im Fluge vorüber-

geführt werden auf dieser Weltbühne, deren Lampen Sonnensysteme sind, und die nur darum so schön, so entzückend schön spielt, weil sie vor Sterblichen spielt und jeder Zuschauer bei offener Szene ins Grab sinkt. Und für all diese Freuden, die ich mitten in einem Zeitalter voll Barrikaden und Kartätschensalven noch lebhafter zu genießen weiß als irgendein Zeitgenosse — für den Verlust all dieser Seligkeiten haltet Ihr mich entschädigt, weil ich — nicht hungere, und tröstet Euch über mein verschmachtendes Herz mit dem Gedanken an meinen vollen Magen? Ich will an Eurer guten Meinung nicht zweifeln, noch Euer Gefühl verdächtigen — aber wie abschreckend muß der Pauperismus in Wien überhand genommen haben, wenn freie Menschen dem Gefangenen das Glück seiner Versorgung anschlagen! Ja, laßt mich einen Schluß auf den Jammer unserer zertretenen Stadt machen, damit ich auf die Herzlosigkeit meines Blutes keinen zu machen brauche! Und wahrlich, wenn ich dies bedenke, wenn ich mir das bodenlose Elend unseres verwüsteten Wiens vorstelle und die Hungersnot von 400.000 Menschen, die Mann für Mann Bettler sind und ein allgemeines Armtum teilen; denn wer Gold hat, vergräbt es, und wer Papier hat, hat nichts daran als den ursprünglichen (Lumpen-) Wert desselben; wenn ich mir diesen trostlosen Ruin alles bürgerlichen Wohlstands vor Augen stelle: dann verschwindet alles Bittere aus meiner Seele und es überkommt mich ein unendliches Mitleid mit den armen, gekreuzigten Menschen, denen die Freiheit nichts anderes ist als ein hohes Golgatha, auf dem sie schmerzlich verbluten, eine weite Sahara, in welcher sie der glühende Scirocco ihres Schicksals erstickt und wie verwelkte Blumen auf den Boden dahinstreckt. Aber, liebe Briefstellerin, blute immerhin auf Deinem Golgatha, Du bist doch dem Himmel näher als in der Fronveste, lechze immerhin in Deiner Sahara, sie hat doch ihre Oasen, wo Quellen fließen, Vögel singen, laubige Bäume Frucht und Schatten geben. Und wenn ich nicht wünsche, daß ich Dir meine Gefangenschaft geschildert, um Deinen Leichtsinn darüber zu beschämen, so laß sie Dir geschildert sein, auf daß Du an dem Bilde eines solchen Zustandes etwas gerechter über Deinen eigenen denkst, auf daß Du um so leichter in Deinem armen vertrockneten Dasein die Quellen auffinden mögest, aus denen Du noch schöpfen, Dich noch erquicken darfst. Ja, er-

kenne in dem Nachtstück, das ich jetzt durchlebe, welch ein unendlicher, von keinem Übel zu vergiftender Balsamstrom von Lebenslust und Genuß trotz allem Ach und Weh die weiten Räume der Schöpfung durchflutet, erkenne, daß neben den Stacheln und Dornen, die Dich verwunden, in dem reichen Umfange des Lebens zugleich auch die Kräfte und Mittel der Heilung gegeben sind, und daß nur allein der blaue Himmel, die grüne Erde, die geheimnisvollen Wasser, diese einfachen und ewigen Urformen der Schöpfung, die Dich umgeben, eine unerschöpfliche Quelle aller Reize und Freuden des Daseins sind, gleichwie der wunderbare Stoff des Brotes, scheinbar der einfachste und reizloseste aller Nahrungsstoffe, doch zugleich derjenige ist, dessen Geschmack das längste Menschenalter nicht erschöpft; erkenne endlich, um es mit einem Worte auszusprechen, daß die eigentliche Lust des Daseins das Natürliche, die eigentliche Qual des Lebens das Unnatürliche ist. Das höchste Natürliche aber ist die Freiheit, das höchste Unnatürliche die Unfreiheit. Wo Freiheit ist, dort kann kein Übel der Welt die Lust dauernd überwinden, wo Unfreiheit ist, kein Genuß des Lebens die Qual namhaft vermindern. Dies beherzige und fühle Dich Königin in Deiner Freiheit! Fühle Dich froh und glücklich im Genusse dessen, was Du hast, und nicht traurig und unglücklich im Entbehren dessen, was Dir fehlt. Laß Dich nicht überwinden von dem Dämon der Armut, diesem gefährlichsten Feind des menschlichen Adels, diesem Vater der Gemeinheit, der nichts kennt als Bedürfnisse und nichts preist als das Brot! Von diesem Satan rette Dich, rette Dich! Wie eng Dich auch seine Krallen umschlingen, Du bist es wert, erhalten zu werden unter den Millionen, die das europäische Proletariat sich als Opfer schlachtet, Du bist besser als Dein Los und höher als Deine Geburt, aber — bleib' es auch! Dulde und darbe mit dem großen Haufen, aber versinke nicht mit ihm. Darin zeichne Dich aus, daß Du auch ein Auge behältst für den Reichtum und die Schönheit des Daseins, während die anderen nur Sinn und Gefühl haben für ihre Not und daran zugrunde gehen. Schärfe Deine Aufmerksamkeit für all die unzähligen Samenkörner der Freude, die in der Schöpfung zerstreut liegen und die von dem blöden Pöbel zertreten werden unter lauter Geheul über Not und Elend. Diese Körner sammle und pflanze Dir

Deinen Garten daraus. Ich will Dich damit nicht an einen kleinlichen Epikureismus anweisen, der naschhaft von einer Blume zur anderen hüpft und die Summe seines Glücks aus lauter kleinen glücklichen Quantitäten zusammenliest. Nein! Ein einfacher, aber hoher Gedanke über Dich selbst, eine großartige Anschauung der Weltverhältnisse, ein freudiges Gefühl des menschlichen Wertes, ein tapferes Bewußtsein der eigenen Kraft und Würdigkeit — solche Momente allein mögen genügen, Deinen qualmvollen Horizont zu lichten und zu erheitern, wenn es auch nur die Heiterkeit eines kalten Winterhimmels sein sollte.

Aber findest Du, daß auch auf diesem Wege moralische Gefährlichkeiten liegen, daß dieses Gewicht, welches Du als Gegendruck wider das Schicksal in Dich selbst legst, leicht in überspannten Egoismus, in häßliche Arroganz oder lächerliche Donquixotterie ausarten könnte — dann allerdings nimm zu den äußeren Freuden der Welt Deine Zuflucht; dann mag ein Buch, ein Klavier, ein Besuch, ein Spaziergang ins Freie der Tautropfen sein, der Dein ersterbendes Herz auffrischt. Ja, selbst die Religion wage ich hier als eine Fundgrube des Trostes zu nennen.

Nichts ist so schlecht, daß es nicht noch schlechter sein könnte. So wenig schwärmerisch und gottselig dieser Satz klingt, so stichhältig ist er doch in Situationen wie die unsrige, und ich selbst finde in der Tat nicht geringe Beruhigung darin. Wie z. B. wenn ich, wie ich ja immer wollte, diesen Winter von Dresden nach Frankfurt ging, wo ich bei der Nationalversammlung ein paar guter Freunde hatte, mit diesen nach Stuttgart übersiedelte, von da in die große Strömung der badischen Bewegung geriet — was wäre mutmaßlich jetzt mein Los? Siehe, so ist die Dresdener Fronveste nicht so schlecht, daß nicht das Kriegsgericht in Rastatt, Mannheim oder Heidelberg noch schlechter wäre. Oder gesetzt, ich hätte hier in Dresden meine zweite Karolinengasse gefunden, nur glücklicher und genußreicher als in Wien vor drei Jahren — (ein Fall, der auch wirklich der Fall ist), ich hätte über ihr Freiheit, Vaterland, Männerehre nud Bürgerpflicht vergessen und mich weder um Frankfurt noch Baden bekümmert, sondern müßig und selig wie ein Gott den blutigen Sommer hier auf Rosen verschwärmt: um wie viel grausamer und entsetzlicher als in der Fronveste wären meine Seelenleiden dann, wenn der schöne Traum — eben ein T r a u m

war und das fanatische Schicksal eines Morgens ein unerbitt⸗
liches Erwachen forderte, ein Erwachen, ähnlich dem badischen,
wo man morgens um v i e r U h r! zum Erschießen aufgeweckt
wird? Alle solche nur zu wahrscheinliche Übel halten die
schützenden Mauern der Fronveste mir fern, und daß ich gut⸗
mütig genug bin, dies zu erkennen und eine Wohltat darin zu
ahnen, warum soll ich es nicht Religion nennen und als solche
weiter empfehlen dürfen? Wenn wir Heiden in das U n g e f ä h r
und den Z u f a l l einen fröhlichen Kredit setzen, ist es nicht das⸗
selbe, als ob ein Gläubiger sein V e r t r a u e n i n d i e g ö t t⸗
l i c h e V o r s e h u n g ausspräche? In Wahrheit, es läuft auf eins
hinaus; nur daß wir Weltkinder uns nicht zu der naiven Vorstel⸗
lung entschließen können, als ob ein absoluter Gott mit seinen
Minister⸗Engeln und Heiligen unseres irdischen Schicksals wegen
im himmlischen Polizeibureau die Pässe schriebe.

Ja, und sollte meine Gefangenschaft — abgesehen von
dem negativen Vorteil, daß sie mich vielleicht vor schlimmeren
Eventualitäten schützt, — nicht auch zugleich einen direkten,
einen p o s i t i v e n Vorteil für mich haben? Gewiß! Sie heilt mich
von einer meiner schmerzhaftesten moralischen Krankheiten —
von meiner Empfindlichkeit. Was war das sonst für ein Schmol⸗
len und Grollen, für ein Grämen und Stirnrunzeln, für ein
Hassen und Zürnen, wenn von dem angefaulten Baume der
Menschheit nur ein welkes Blättchen in den klaren Spiegel
meiner Stimmung fiel! Jetzt werde ich zwar die faulen Blätter der
Menschheit nicht für grün ansehen — Gott behüte mich vor
einer Toleranz der Gemeinheit oder Verdorbenheit, denn sie ist
ja schon Mitschuld! — aber ich werde deswegen der herrlichen
Welt nicht tage⸗ und wochenlang ein undankbares, für ihre Reize
verhärtetes Gesicht zeigen, ich werde meine edle Seele nicht ab⸗
sichtlich mit dem Gifte der Selbstquälerei verderben, sondern
ich werde alles in einem milderen, versöhnlicheren Lichte sehen,
die Lust wird über das Leid und die Liebe über den Haß siegen
oder mindestens ihnen das Gewicht halten, ich werde froher,
zufriedener, glücklicher sein—bin ich ja doch f r e i! Was soll mich
grämen? Siehe, hier hast Du sogar das c h r i s t l i c h e B e s⸗
s e r u n g s p r i n z i p, das mir sonst so verhaßt ist wie Wanzen
und Knoblauch; ja, ich werde b e s s e r sein, d. h. in m e i n e m
Sinne, ich werde v e r g n ü g t e r sein als bisher und milder mit den

Menschen, die dies Vergnügen mir stören; ich werde es sein, nicht um Gottes willen, sondern um der Freiheit willen, die mir das ganze Dasein mit einem neuen, alle Schatten überstrahlenden Glanze vergolden wird; die Freiheit wird mein Gott sein, dem ich das Dankopfer einer unerschütterlichen Zufriedenheit darbringen werde — die Freiheit wird meine Tugend sein! Was sagst Du zu dieser Religion? Findest Du sie nicht stichhältig? Und soll ich sie Dir nicht auch predigen dürfen? Gewiß, meine Liebe! Laß uns immerhin von dem Glauben an eine *geoffenbarte* Religion wie von der fixen Idee eines Rasenden denken, aber über den Sumpf unserer tiefgesunkenen Gegenwart erhebe uns das milde Frühlingswehen unserer *Natur*-Religion! Welch eine schöne, freundliche Religion ist das! Siehe, in der Natur ist alles gut und wohltätig; woran wir leiden, das sind die Gebrechen der Gesellschaft. Du darfst also nur durch die Kruste der gesellschaftlichen Zustände, wie der Schmetterling durch die Puppe, kraft Deines freien Geistes zur Natur durchbrechen, und Du flatterst in lauterem Gold und Sonnenschein. Ja, der Glaube, die *sichtliche* Überzeugung, daß es die Natur allerorts gut mit uns meint und es uns gerne wohl gehen lassen will, das willige Bestreben, dieser ihrer Absicht entgegenzukommen und uns selber es im Gemüte wohl zu machen, das Vertrauen, daß es mit dem Menschen in einer Welt, die doch ursprünglich auf lauter Glück und Freude angelegt ist, nicht leicht aufs schlechteste geraten möge, wenn er nur einigermaßen die Übel der Gesellschaft in seinem Bewußtsein zu bekämpfen vermag: das, liebe Schwester, sei die Religion, die *uns* froh und zufrieden macht und erhebt über jenen stumpfsinnigen Haufen Seufzender und Klagender, die nur lauter Elend und Jammer auf Erden sehen. Und nun genug davon! Du hast wieder einmal Deinen alten Heiden reden gehört, und will Dir sein Dogma noch immer nicht heimisch genug werden, so nimm diese Zeilen und lies sie in Dornbach oder Neustift — vielleicht geht's dann besser.

Ich habe bisher noch nichts geschrieben, um deßhalb man sonst die Feder zu ergreifen pflegt; aber siehe da! es erübrigt mir auch fast nichts. Am allerwenigsten weiß ich über mich selbst und meine Lage zu berichten. Nachdem meine Akten im Juli (eben an meinem Geburtstag hatt' ich ein Hauptverhör) bereits so gut wie geschlossen waren, schrieb man doch schließlich an

das Wiener Stadtgericht um meine revolutionäre Konduite im Oktober und die diesfälligen Akten darüber. Schon zitterte ich vor der schneckengängigen Erledigung dieser Frage und dem österreichischen „Langsam voran!“, schon wollt' ich Euch und die anderen Freunde aufbieten, dieselbe so viel als möglich zu forcieren, als plötzlich auch ohne diese Privatinstigationen die Antwort des Wiener Magistrats anlangte. Sie lautete natürlich, wie Ihr Euch selbst denken könnt: „Man wisse nichts von einer Beteiligung meiner Person am Oktoberaufruhr, es liege amtlich nichts gegen mich vor, obwohl man nicht bezweifle, daß ich triftige Gründe für meine Abreise möge gehabt haben.“ Nachdem ich über diese triftigen Gründe nochmals verhört worden, konnte die Sache endlich gänzlich beendigt scheinen und mein Aktuar versprach mir, auf meine Entlassung anzutragen. Indes sind aber schon wieder mehrere Wochen verflossen und ich gehe noch immer auf dem selben Laden meines Stubenbodens spazieren, auf dem ich im Mai, Juni, Juli und August promenierte. An meinem Aktuar liegt's nicht, der ist der liebenswürdigste Mensch, soweit die deutsche Themis herrscht — woran also liegt es denn? Gott weiß es. Meint Ihr etwa, ich kümmere mich viel darum? Meint Ihr, ich halte ein Zivilgericht, das unter belagerungszuständlicher Säbelherrschaft steht, wert, daß ich nur einen Augenblick über seine Prozedur nachdenke, mich dafür interessiere? Gott behüte! Da man uns nicht vor ein Geschwornengericht gestellt hat, so ist alles andere nur ein par ordre de mufti-Regieren und ich räche mich an meinen sogenannten Richtern dadurch, daß ich mit schroffester Resignation ihrem Treiben zusehe und es namenlos — ignoriere! Unser Dr. Fischhof in Wien soll, wie ich Kunde habe, seiner Untersuchungshaft bereits entlassen sein — saß er also länger als ich? Und was ist mein Prozeß gegen Fischhofs? Doch damit Ihr wenigstens einen leitenden Gedanken über diese Organisation der Langweile haben mögt, so sag' ich Euch in kurzem, was mir mein Aktuar sagte: Es sind ungefähr an siebenhundert, vielleicht bis tausend Individuen über die Mai-Ereignisse in gerichtliche Untersuchung gezogen. Jeder einzelne von diesen muß nun warten, bis die Untersuchung a l l e r geschlossen ist, da ja möglicherweise aus den Aussagen und Angaben der anderen weit mehr als aus seinen eigenen die Beweisführung seiner Schuld hervorgehen kann.

Wer nun im Lande ansässig ist oder eine Kaution von fünfhundert bis tausend Taler leisten kann, der wird aus der Untersuchungshaft vorläufig entlassen, wer nicht, der bleibt auf seiner Sandbank sitzen und wird eher die Quadratur des Zirkels oder das perpetuum mobile erfinden, als eine Erlösung von seinem perpetuum stabile erleben. Das ist das Alpha und Omega an der Sache. — Weit mehr als meine persönlichen Schicksale beschäftigen und bewegen mich übrigens die großen Begebenheiten der Welt; von mir selbst seh' ich ab; dorthin sind meine Blicke gerichtet, dort ist die Skala für das Steigen und Fallen meiner Pulse, meines Herzschlages. Leider treffen die äußeren Ereignisse furchtbar mit meiner individuellen Dekadenz zusammen und verlängern und vergrößern mein Leiden, wie ein in die Wolken fallendes Schattenbild, ins Unendliche. Görgeys Kapitulation und Ungarns Fall — welch ein Schlag! Wie könnt' ich Euch beschreiben, was nicht zu beschreiben ist. Meine steinharten Augen haben geweint, was ich selbst bei dem Falle Wiens nicht tat, meine Seele lag in einem Starrkrampf des Schreckens. Einer meiner Mitgefangenen, ein halbverrückter Narr vom borniertesten Demokratenschlage, wollte das schwach und mutlos finden und seine phrasenhaften Hoffnungen dagegen in die Wagschale legen. In einem solchen Augenblicke noch zu hoffen, empörte mich. Ich mußte mich äußern, so tief ich es sonst verachte, mich mit diesen Leuten einzulassen. Ich sagte, daß ich mich eben d a r u m stark und mutig zeige, weil ich Kraft genug habe, dem Vernichtungsgedanken in die Augen zu sehen und das ganze Unglück der Stunde zu fassen; ich sagte, daß schwach und mutlos just der sei, der, weil er die Verzweiflung n i c h t ertragen könne, sich mit hohlen Seifenblasen und dünkelhaften Hirngespinsten ein Wahnbild vor die blöden Augen zaubere, das ihm die schreckende Tragik der Geschichte verdecken soll. Und in der Tat, auf dieses Thema kann ich nicht ohne die äußerste Bitterkeit zu sprechen kommen. Von jeher war es mein Wort: Demokrat bin ich am besten unter den Aristokraten; unter den Demokraten aber liefe ich die größte Gefahr, Aristokrat zu werden, wenn nicht mein innerster Kern so gesund und unzerstörbar wäre. Ich wenigstens habe noch nie in meinem Leben ein so ärgerliches Übermaß von Geistesbeschränktheit, Unwissenheit, Bildungslosigkeit und Begriffsverwirrung, verbunden mit der an=

maßendsten Selbstüberschätzung und den absurdesten Verkehrtheiten des Idealismus gefunden als bei dem Schofel und Pofel unseres heutigen demokratischen Haufens, der aber wieder über dem Haufen zu stehen glaubt und sich für die auserwählte Schar hält. Was unterscheidet sie von dem untersten Pöbel, zu dessen Chorführern sie sich aufwerfen? Die Bildung des Konversationslexikons! Der äußere Apparat dessen, woran doch nur der innere gediegene Kern den fertigen Menschen macht. Und darum ist auch der Zusammenhang dieser Demokraten mit dem vierten Stande oder dem Proletariate so zärtlich und innig, weil diese ungelehrte Menschenklasse die einzige ist, die in ihrer rührenden Naivität ihnen noch Achtung und Verehrung zollt, ihnen allein noch jene Anerkennung zollt, nach der jeder Mensch mit einem angeborenen Triebe der Eitelkeit und Ehrbegierde so leidenschaftlich ringt und strebt. Dies ist der wahre Grund, warum jene Demokraten so eifrig zum gemeinen Manne stehen, der allein ist in den häufigsten Fällen, und nicht etwa ein höheres Motiv der Humanität und Intelligenz, das so schnöde zum Vorwand genommen wird. Und wenn ich also sage, daß ich mit derartigen Elementen in meinem Gefängnisse zusammengekoppelt bin, so gewinnt auch der verschönernde Ausdruck in meinem letzten Briefe: „ich genieße des Umgangs gebildeter Männer", seine ganz eigentümliche Bedeutung und Ihr mögt davon auf alles Weitere schließen und diese Schlüsse auf die „Behaglichkeit" meiner Gefangenschaft anwenden.

Doch ich komme wieder auf Ungarn zurück. So groß im ersten Momente Schmerz und Bestürzung waren, so gab es doch eine Idee in meinem Gehirne, der gegenüber die ganze Katastrophe mich im Grunde nicht überraschte. Alle Zeichen der Zeit deuten nämlich darauf hin, daß jetzt eine Epoche der entschiedenen und vollständigen Reaktion eintreten soll. Darin muß ein bestimmter Zweck der Geschichte liegen, das muß einen gewissen historischen Sinn haben. Sollten nun die Ungarn siegen und das Jahr 1849 die Republikanisierung Europas erleben, wozu all das vergossene Blut und die ganze Reihe der mißlungenen Revolutionen von Wien, Dresden, Paris, Pfalz, Baden, Rom und Venedig? Wäre es nicht der sinnloseste Widerspruch der Geschichte? Mit dem Falle von Ungarn aber ist jener reaktionäre Gegenschlag, der nun einmal der Charakter dieser Zeit sein soll,

erst zu seinem gänzlichen Abschluß gekommen, und ohne zu untersuchen, ob und welche Vernunft in dieser Erscheinung liege (menschliche Gedanken reichen so weit nicht aus), so weiß ich nur das eine, daß der Majorität immer die Minorität zufallen soll und muß; die Majorität der Gegenwart ist aber allerorts: Niederlage der Revolutionen, also mußte wohl auch der ungarische Volkskampf sich diesem allgemeinen historischen Plane unterordnen. Überhaupt hat meine Ansicht von den geschichtlichen Bewegungen von jeher in dem Wellenschlag eines Stromes sein Bild und Gleichnis gefunden. Stelle Dich draußen an die große Donau hin und beobachte die Fluktuation des Wassers. Du findest das Ufer immer ein paar Spannen höher hinauf naß, als die Stromfläche selbst wirklich reicht. Woher kommt das? Einzelne revolutionäre Wasserwellen sind es, jene hüpfenden, springenden, mutwilligen Uferwellen, die Legionäre des Stromes, die immer höher hinauf wollen als die übrige breite, in ebenen Kreisen auseinanderfließende konstitutionelle Masse des Stromes. Sie werden förmlich von dem festen Stoffe der Erde immerwährend zurückgeschlagen — aber das tut nichts; soweit jener nasse Uferrand reicht, so weit die Erde dem Strome und so weit wird er den Boden abreißen und verschlingen, dagegen hilft kein Gott! Diese Grenze hat er sich nun einmal abgesteckt u n d s e i n i s t s i e! Denn ewig siegreich sind die Gesetze der Natur. Willst Du Dich davon sinnlich überzeugen, so stecke zwei Stöcke in jenen nassen Uferrand, und sieh nach einem oder mehreren Jahren nach, was aus ihnen geworden? Fort sind sie, der Strom hat den Boden erobert, in dem sie hafteten. Wie? B e s i e g t sollten wir jetzt sein? Gott behüte! Unsere Welle ist bloß zurückgeprallt in diesem Jahre, weiter nichts; sie wird wieder anprallen, vielleicht noch einmal zurückgeworfen werden — aber was tut's? Eben durch dieses wiederholte Spiel des Wellenschlages breitet sich der Strom immer mehr und mehr aus, werden seine Ufer immer weiter und weiter. Ich möchte eine statistische Kopfzählung vornehmen der Demokraten v o r und n a c h einer besiegten Revolution. Glaubst Du nicht, daß sie n a c h der sogenannten Niederlage zahlreicher als je sind? Gewiß! Und wenn nicht neue Proselyten gewonnen wären, so haben doch sicher die alten Bekenner durch die verhängte Verfolgung an gesteigerter Kraft und Innigkeit unendlich ihren Gehalt ver-

mehrt. Bei dieser tröstlichen und wahrhaft deutschlangmütigen Weltanschauung solltest Du nun freilich glauben, müsse ich von politischem Schmerze überhaupt freibleiben, denn was könnte ein Gemüt betrüben, das in so festen und klaren Überzeugungen seines Sieges lebt wie ich? Siehe, das ist nun doch nicht so. Es kommt hier ein doppelter Mensch in Betracht: einer, der mit der Weltgeschichte und der Ewigkeit im Zusammenhange lebt, und einer, der sich selbst angehört, der Individuum im engeren Sinne des Wortes ist. Der erstere, der Weltbürger, kann sich nun freilich gedulden und mit befriedigenden Aussichten trösten, es gehe, wie es geh' — nicht so der letztere, die reine individuell beschränkte Persönlichkeit. Diese will den Genuß des Sieges, nicht für die Menschheit, sondern für sich selbst noch in Anspruch nehmen, sie will mit lebendigen Augen sehen, was der zuversichtliche Geist hofft, ja sie will selbst mithandeln, mitwirken, ihren tätigen Teil daran haben. Und darf ich das hoffen nach einer besiegten Revolution? Wenn nun in zehn oder in zwanzig Jahren die Völker sich wieder so allgemein erheben wie jetzt, nur noch mit mehr Nachdruck und Ausdehnung, wird es sich wieder um das nämliche Prinzip handeln, wofür ich heute begeistert bin, und werde ich selbst noch derselbe geblieben sein? Ja, ich werde derselbe geblieben sein, aber gehöre ich dann nicht eben darum zu den Nachzüglern, weil ich geblieben bin, wie ich war, und mit der Zeit mich nicht verändert habe — respektive nicht mit ihr fortgeschritten bin? Ich will Dir ein Beispiel geben. Was waren die Männer der Frankfurter Nationalversammlung zu ihren Zeiten und was sind sie jetzt! Du bist in der Geschichte zu wenig bewandert, als daß Dir das so anschaulich sein könnte, aber glaube mir, die Namen Rotteck, Welcker, Wirth, v. Gagern, Arndt, Jahn, die hatten zu ihrer Zeit Glanz, Fülle und Bedeutung, wogegen heutzutage Robert Blum, Trützschler, Raveaux und selbst Fröbel unstreitig in den Schatten stehen müssen. Sie haben vor zwanzig Jahren die Freiheit mit einer Intelligenz, Kraft, Reinheit und Aufopferung angestrebt, die in unseren phrasenhaften Tagen gewiß kein Beispiel findet; Zuchthaus, Kerker und Verbannung war ihr Lohn und kaum rettete sie zuletzt das dunkelste Privatleben vor der Verfolgung. Und als sie jetzt in der Glorie des vorigen Jahres das Volk aus ihren Verstecken hervorholte und die alten angebeteten Mär-

tyrer der Freiheit zum neuen Freiheitswerke in die Paulskirche schickte — was leisteten sie da? Sie blieben hinter der Zeit zurück, weil sie das wollten, was sie vor zwanzig Jahren gewollt, weil sie das Ideal ihrer Jugend zu verwirklichen trachteten, den Konstitutionalismus von anno Dreißig, zu dem die heutige Generation kein Zutrauen mehr hat und unter dessen Prätexte sie offener oder versteckter für die Republik kämpft. Sie waren das reaktionäre Element der Paulskirche und die Presse schüttete Spott, Haß und Verachtung auf sie, was ich nicht ganz teile, obwohl ich es zu entschuldigen weiß. Und wie nun, könnte mir in meinen späteren Mannesjahren nicht dasselbe begegnen? Wie man heute unter dem Konstitutionalismus für die Republik kämpft, so wird man in zwanzig Jahren unter dem Scheine der Republik bereits wieder für etwas ferner Liegendes, für einen Hintergedanken kämpfen, und wer sagt mir, daß ich für den sympathisieren werde? Was dieser Gedanke sein wird, kann ich nicht erraten, kein Blick durchdringt die Zukunft, aber nehmen wir an, (um die Zukunft an die Gegenwart zu knüpfen,) es wäre Gleichheit des Eigentums, es wäre Frauenemanzipation, es wären die Phalansterien des Fourier — werd' ich diese Prinzipien verfechten? So ganz, voll und unbedingt verfechten, wie es „die Entschiedenen" jener Zeit fordern würden? Nein! Und siehe, so wäre ja die Zeit da, wo auch ich hinter der Zeit zurückbleibe, wo ich grau und vergessen in einem Winkel stehe, verhöhnt oder verflucht von der jugendlichen Mitwelt, und das bin, was mich jetzt als das Schrecklichste der Schrecken anschaudert — ein Reaktionär! Und das ist's, was mich angesichts der heutigen Niederlage so traurig, so wehmütig stimmt. Die Menschheit verliert nichts, aber ich vielleicht alles! Mit jeder besiegten Revolution trägt man ein Stück meiner Jugend zu Grabe! Des Lebens Lenz blüht einmal und nicht wieder! — —

Liebe Seele! Wenn Du bis hierher durch den langen und kleingeschriebenen Brief Dich durchgearbeitet hast und so wenig von engeren Personen- und Familiensachen, von jenen anmutig-traulichen Privatplaudereien, die bei Deinem Geschlechte in besserer Gunst stehen als weitschichtige Reflexionen und Gedankenspiele, darin gefunden hast, so verzeih' mir die getäuschte Hoffnung — man kann heutzutage nicht anders. Die einzelne Person verschwindet vor dem übermächtigen Stoff der Welt-

verhältnisse, und sooft sie auf sich selbst zurückkommen will, so löst sie sich immer wieder im Charakter des großen Ganzen auf. Das ist die Natur politischer Zeiten. Schlimmer wäre es freilich noch, wenn ich in diesen Abschweifungen Dir darum langweilig geworden, weil ich Dir hin und wieder auch unverständlich gewesen wäre im rücksichtslosen Ergusse meiner Schreibart, die auf Deine Vorkenntnisse nicht immer Bedacht nahm. In diesem Falle wäre es nicht übel, wenn Dir Kompert an die Hand ginge, von dem ich überhaupt wünschte, daß er unser Haus öfter besuchte, als es zu geschehen scheint, und gewissermaßen meine Bruderstelle gegen Dich verträte, namentlich in Sachen der politischen Belehrung, die heutzutage so nottut. Gott weiß übrigens, in welcher Anarchie all meine persönlichen Beziehungen zur Heimat liegen mögen, daß ich so lange kein Sterbenswörtchen aus Wien vernehme? Von Euch selbst will ich gar nicht sprechen; Ihr schont wahrscheinlich das in Wien so teure und seltene Geld für das Briefporto einer fleissigen Korrespondenz, und daran tut Ihr auch sehr wohl, ich will es nicht rügen. Aber was machen meine Freunde: Tauber, Kompert, Frankl? Wehe Dir, wenn Du selber dazu beigetragen hättest, sie zu verstimmen, meine Freundschaft Ihnen zur Last zu machen. Wenigstens mit äußerstem Mißfallen habe ich in Deinem Briefe gelesen, daß Du meine letzte Nachfrage nach Geld vor meine Freunde gebracht hast; ich kann das nur mit dem mildesten Worte eine Ungeschicklichkeit nennen, welche beweist, wie wenig Du zu leben weißt. Nimm doch meinen Brief zur Hand und siehe nach, ob meine Forderung so ungestüm war, daß Du damit meine Freunde behelligen konntest, siehe nach, ob ich dazu Dich irgendwie ermächtigt habe? Mit nichten. Sondern wenn ich von Wien Geld erwarte, so soll und kann es einzig und allein nur von Direktor Holbein kommen; aber selbst der, wenn man nur einen Funken Zartgefühl hat, darf nicht mehr um einen Vorschuß angegangen werden, wie es leider! geschehen ist, sondern dürfte nur durch die Aufführung meines Dramas für mich wirken. Alles, was ich daher von meinen Freunden erwarten kann und will, ist, daß Dr. Frankl seinen persönlichen Einfluß bei dem Direktor anwende, diese Aufführung zu beschleunigen, und auch dieser Einfluß dürfte sich nur freundschaftlich und gefällig äußern, fern von allem gewaltsamen For-

cieren. So und nicht anders kann es mein Wunsch sein, und wenn Du mehr und darüber getan hast, so muß ich mich notwendig kompromittiert fühlen, und ich verlange, daß Du zur Wahrung meiner Ehre den Freunden meine Mißbilligung Deiner Schritte mitteilst, vielleicht sogar unter ausdrücklicher Hinweisung auf diese Briefstelle. Du gibst Dir dadurch keine Blöße, denn man sieht Dir's ja auf den ersten Blick ab, daß Du ein Frauenzimmer ohne Welt bist, und wird Dich zu entschuldigen wissen; ich aber muß um jeden Preis gerechtfertigt erscheinen und kann es auf keine Weise zugeben, daß Verhältnisse, die mir teuer und wert sind, die ich durch mein ganzes Leben hin aufrecht zu erhalten wünsche, durch einen Schein von Unzartheit, der auf mich fällt, vielleicht dauernd getrübt würden. Nimm Dir diese Worte zu Herzen und handle darnach.

Wenn es Dich übrigens befremdet, daß meine letzten hundert Gulden so schnell zu Ende gingen, so weiß ich nicht, was ich von dieser — Naivität denken soll. Überlaß doch diese Verwunderung den Kindern, die nur gewohnt sind, in Rechenpfennigen zu zählen und denen eine Handvoll Geld imponiert, als wären es Rothschilds Reichtümer. In sechs Wochen soll ich diese hundert Gulden verbraucht haben? Von wo an zählst Du diese sechs Wochen? Nicht wahr, von dem Tag an, da ich den Geldbrief erhielt? Sehr wohl, aber das bedenkst Du nicht, daß ein guter Teil immer z u v o r aufgewendet ist, daß ankommendes Geld immer auch r ü c k w i r k e n d e Kraft haben muß, das, was man im gemeinen Leben Schulden zahlen nennt. Spreche ich denn nicht in jedem Brief, worin ich Geld verlange, stets davon, daß Rechnungen zu bezahlen sind, daß also vergangene Wochen zu decken, nicht bloß nächstfolgende zu versorgen sind? Dies betrachtet, so werden aus den sechs Wochen leicht zwölf Wochen. Rechne nun noch dazu, daß ich mir für fünfzehn Taler einen neuen Rock anschaffte, daß ich unmittelbar vor dem Dresdener Maikampf eine kleine Reise nach Leipzig machte mit dem doppelten Zweck, meinen Freund Chaisés dahin zu begleiten und das großartige Schauspiel der Leipziger Messe mir nicht entgehen zu lassen, die eben in diesen Tagen ihre letzte Woche feierte, ziehe ferner ein paar Taler ab, die als Unterstützung für einen armen Freund wegfallen, schlage schließlich die fünfzehn Taler an, die ich am Tage meiner Gefangennehmung noch be-

saß — und Du wirst ein Fazit finden, das gewiß nicht außer der
Begreiflichkeit liegt. Wenn ich nun nachgewiesen habe, daß
ich bis zum 9. Mai mein Geld bis auf fünfzehn Taler verbrauchte,
so erklärt es sich von selbst, daß ich in meinem Briefe auch von
Verbindlichkeiten sprechen konnte. Nämlich von solchen, die
über den 9. Mai hinaus liegen. Glaube nicht, daß ein Gefan⸗
gener von dem waltenden Schicksal so versorgt ist, um nichts
mehr aus Eigenem zu bedürfen. Es sind mir täglich fünf Neu⸗
groschen (15 kr. K.⸗M.) zur Diät ausgesetzt. Obwohl die Be⸗
messung nicht sehr knapp, ja im Verhältnisse sogar distinguiert
ist (andere Gefangene bekommen den dritten Teil), so ergibt
es sich doch, daß ich, ohne zu schwelgen und zu darben, monat⸗
lich einen Taler, auch vierzehn Neugroschen (2 fl. K.⸗M.) schul⸗
dig bleibe. Dazu kommt noch meine Wäsche, die mir meine
Hauswirtin auf meine eigene Rechnung besorgt. Ferner reiht
sich daran ein Posten für Lebensmittel, welche mir meine Wirtin
in den ersten Wochen meiner Gefangenschaft lieferte, da meine
Verpflegung noch nicht so geregelt war, im Gegenteil, schauder⸗
haft im argen lag. Schließlich kommt zu all diesem noch der
Mietzins für meine Wohnung, die ich nicht gekündet habe, weil
ich ja immer meiner Entlassung gewärtig sein konnte, und dann
doch meine Effekten in Ordnung und ein Dach wissen wollte,
dem ich angehörte. Diese Miete läuft nun bereits ins fünfte
Monat — keine Kleinigkeit! Du siehst also, daß von Verbind⸗
lichkeiten allerdings die Rede sein kann und mit jedem Tage
nur noch mehr sein wird. Du überschlägst ferner, daß diese Ver⸗
bindlichkeiten mit fünfzehn Talern bei weitem nicht gedeckt
werden können, und endlich mußt Du wissen, daß diese viel⸗
bemeldeten fünfzehn Taler überhaupt keine Realität haben, son⸗
dern bloß mythisch sind — fabelhaft — mit dem Dufte der Sorge,
der Erinnerung, der dunklen Ahnung umwoben — abgelöst von
dem Boden der gemeinen Wirklichkeit — Luftspiegelungen —
Traumbilder! — Ich will damit nicht etwa andeuten, daß sie
verloren gegangen wären, im Gegenteile, die königlich sächsi⸗
schen Truppen, die Schützer des Eigentums, die Retter vor
Anarchie, die mir bei meiner Arretierung diese Summe abnahmen
— haben dieselbe ohne Zweifel so zärtlich, so sorgfältig verwahrt
— leider nur zu sorgfältig! so daß sie jetzt nirgends mehr zu
finden ist. Seit acht Wochen langweile ich schon mich und

meinen Aktuar mit der Nachfrage darnach — vergebens! Wie sonst in der Geschichte die früheren Partien die dunklen sind und die späteren die lichteren, so geht es hier merkwürdigerweise gerade umgekehrt. Hier ist nur das frühere Faktum — die Gefangennehmung meiner rebellischen Taler am 9. Mai — die einzige bekannte und historisch klare Tatsache, alle späteren Schicksale dieser Summe hüllen sich in ein undurchdringliches Dunkel und entziehen sich hartnäckig den historischen Forschungen meines verehrten Aktuars. Wenn also sonst die Münzkunde ein vorzüglicher Behelf für das Studium der Geschichte war, so kann in diesem kritischen Falle, wie Du offenbar siehst, gerade die Münzunkunde von ganz besonderem Wert für die sächsische Kriegsgeschichte sein. Das wollen wir denn mit der uns Deutschen eigentümlichen antiquarischen und archäologischen Geduld abwarten. Übrigens stände ich weder auf diesen Bettel an, noch brauchte ich so sehnlich Geldern von Holbein entgegenzusehen, wenn ich in meinem Gefängnisse Muße zu literarischen Arbeiten hätte. Hätte ich eine Zelle für mich allein, so könnte ich in vier Monaten längst schon aus dem reichen Vorrate meiner Ideen ein ganz artiges Werkchen fertig haben, dessen Ertrag mich sogleich sicherstellte im Augenblicke meiner Freiheit. Da ich aber mit drei, auch vier Personen zusammenleben muß, so ist an produktive Tätigkeit nicht im entferntesten zu denken, was nur allein der gegenwärtige Brief z. B. beweist, an dem ich bereits seit sechs Wochen schreibe. Nichts anderes bleibt mir hier übrig, als meine Zeit mit Lesen zuzubringen; das kostet mich aber noch Geld, denn es erwächst mir dadurch ein neuer Schuldposten in der Leihbibliothek. Und so liegt man im argen. „Ces sont les inévitables suites de la guerre," sagte Napoleon mit frostigem Troste bei allen Greueln und Verwüstungen seiner Armeen. Wer kann's ändern?

Und nun lebt wohl! Einmal muß doch geschlossen sein, obwohl mir noch viel Briefstoff übrig bleibt, den ich indes für ein andermal aufsparen will. — Grüße nach rechts und links, Gevattern und Schwäger, wie sich von selbst versteht. Was sagt die kleine Emma zu meiner Gefangenschaft? Faßt sie bereits den Begriff dieses Wortes? Wie geht es den drei Familien, Uns, Betty und Matthias? Ich hoffe, von Krankheiten, Todesfällen und sonstig bedeutenden Übeln seid Ihr frei geblieben, sonst hättet

3*

Ihr mir's gemeldet. Schließlich erinnere ich mich, daß noch immer ein paar meiner alten Anfragen unbeantwortet geblieben sind. Ich ersuchte Kompert nämlich schon längst, sich ein Exemplar von den heurigen „Huldigung den Frauen" und J. G. Seidls Almanach geben zu lassen. In beiden habe ich eine Novelle. Auch meine Novelle im Manuskript „Ottfried", die bei Frankl liegt, möge er gelegentlich zu Geld machen. Adieu! Bleibt gesund und — gedenket fleißig Eures

Dresden, 13. September 1849.

Ferdinand.

[Dresden, 18. Oktober 1849.]

Meine Lieben!

Herr Richter hatte soeben die Gefälligkeit, mir das kurze Schreiben der Schwester an ihn vorzulegen. So sehr ich erfreut bin, endlich wieder einmal ein Lebenszeichen von Euch zu bekommen, so unbefriedigt bin ich doch im ganzen von diesen wenigen Zeilen geblieben. Ich habe nämlich unterm 13. September einen sehr langen und ausführlichen Brief an Euch geschrieben, den ich persönlich in die Hände meines Aktuars, Herrn Schmitt, zur Beförderung übergab. Es liegt mir nun alles daran, zu wissen, ob Ihr diesen Brief auch richtig bekommen habt oder nicht. Darüber geben nun die wenigen Zeilen der Schwester auch nicht die leiseste Andeutung. Überdies hat sie das den Frauen so angeborene Versehen begangen, ihren Brief nicht zu datieren, wodurch mir auch noch die letzte Spur zu irgendeiner Schlußfolgerung entzogen ist. — Doch auf die Hauptsache zu kommen, so mache ich Euch hiemit eigenhändig und unmittelbar bekannt, daß ich noch Besatzung der Fronveste bin und den, wie es scheint, unüberwindlichen Platz noch keineswegs geräumt habe. Verlaßt Euch übrigens darauf, daß ich im ersten Augenblicke meiner Entlassung (deren Moment übrigens so unbestimmt als je ist) Euch sogleich davon benachrichtigen werde mit sofortiger Angabe meines neuen Aufenthaltes. Vorderhand aber, wenn Ihr schreiben wollt, adressiert nur immer wie bisher. Vor allem andern benachrichtigt mich aber, ob Ihr meinen vielblättrigen Brief vom 13. September erhalten habt. Lieb wäre es mir auch, wenn Ihr mir die Adressen meiner Freunde von

neuem namhaft machtet, da sie meinem Gedächtnisse entschwunden sind und die Brieftasche bei meiner Arretur mir abgenommen wurde. Auch die Adresse der Betty gebt mir und wollet dies besonders ja nicht vergessen.

Adieu. Ich schreibe dieses am Vorabend des 19. Oktobers, meines und des Vaters Namenstags. Doch benütze ich die Gelegenheit nicht zum Glückwünschen. Einem Mann von 69 Jahren, der die teure Vaterstadt, die er zeitlebens nicht verließ, mit Jammer und Drangsal erfüllt sieht und seinen liebsten Sohn, auf den er seine stolzesten Hoffnungen setzte, außer Landes in einem fremden Gefängnis weiß — einem solchen Manne Glück zu wünschen, hieße eine schöne Sitte zu einem grausamen Spott mißbrauchen. Gott gebe ihm nur noch viele, viele Jahre zu leben, dann hoffe ich, sieht er doch noch eine Gestaltung meines Lebens, die ihm zur Beruhigung, ja vielleicht zum Stolz und zur Freude gereichen mag. Glaubt, jedes Jahr, das ich aus meinem Leben verliere, schmerzt mich doppelt des Vaters wegen, und daß er die Erfüllung seiner liebsten Hoffnungen so hartnäckig verzögert sieht. Auch der Schwester hätte ich am 19. Oktober viel zu sagen, aber ich will ihre Stimmung nicht mit Worten entweihen. Sie besucht ein teures Grab, ich im Geiste mit ihr — was braucht es da der Worte? Wir verstehen uns; und wenn die Zeit sonst den Seelenschmerz lindert, aber leider die Seele zugleich mit abstumpft, so geschehe ihr nur jenes und nicht dieses. — Grüßt alle meine Freunde und Lieben, an die ich oft mit Sehnsucht denke. Adieu.

Der Eurige

Ferdinand Kbgr.

Dresden, den 27. Oktober 1849 [nachts].

Meine Lieben!

Heute zum ersten Male in meiner sechsmonatlichen Haft nahm mein Advokat Dr. Krause persönlich Rücksprache mit mir. Heute zum ersten Male erlangt' ich einen bestimmten Blick in meine Sache. Ich beeile mich, Euch im kurzen damit bekanntzumachen. Die Lage meiner Akten rangiert mich in die Kategorie der Verdächtigen, wie ich Euch bereits schon einmal

äußerte. Man hat in meiner Wohnung (als man nach meiner Arretur Untersuchung hielt) angefangene Briefe (an Euch und an Dr. Frankl) von hochroter Gesinnung und — ein Gewehr gefunden. Da nun kein weiterer Zeuge gegen mich vorhanden ist, ich selbst aber, wie Ihr Euch leicht denken könnt, am wenigsten gegen mich zeugte, so bin ich natürlich des Verbrechens der bewaffneten Teilnahme am Aufruhr nicht überwiesen und werde es auch in Ewigkeit nicht, habe daher auch keiner Gefängnisbestrafung entgegenzusehen und bin, wie schon einmal gesagt, über diesen Punkt ganz ruhig. Wohl aber erheben die vorliegenden Anzeigen (Briefe und Gewehr) einen „dringlichen Verdacht" gegen mich; ich gehöre also in die Kategorie der Verdächtigen. Unter allen Kategorien der Maigefangenen ist diese natürlich die leichteste und alles, was ihr angehört, ist bereits größtenteils auf Kaution oder Handgelöbnis schon lange entlassen. Was unter Kaution zu verstehen ist, wißt Ihr; das Handgelöbnis aber ist ein von dem Verdächtigen auf Ehrenwort gegebenes Versprechen, daß er sich nicht von dem Orte seiner Gerichtsbarkeit entfernen wolle, sondern „bei wachsendem Verdachte" oder wohl gar Beweise des Verbrechens jederzeit den Gerichten sich persönlich zur Verfügung zu stellen bereit sei. Ihr seht also, daß nur Landeskinder, Insässige, auf Handgelöbnis entlassen werden können. Wenn ich daher, als bloß Verdächtigter, allerdings Anspruch auf Entlassung durch Handgelöbnis hätte, so wird dieser Anspruch dadurch zunichte, weil ich ein Fremder bin. Noch mehr. Zwischen gewissen Staaten besteht die Übereinkunft, daß sie sich ihre politischen Verbrecher gegenseitig zustellen wollen, wie z. B. zwischen Sachsen und Preußen. Wäre ich nun ein preußischer Staatsbürger, so könnte ich, obwohl ein Fremder, doch auf Handgelöbnis entlassen werden und in meine Heimat zurückkehren. Denn so wie sich in Sachsen weiterhin noch Beweise gegen mich fänden, hätte Preußen die Verpflichtung, mich an Sachsen auszuliefern. Zwischen Österreich und Sachsen aber besteht eine solche Übereinkunft n i c h t. Ginge ich also, auf Handgelöbnis entlassen, nach Wien zurück und es fänden sich in Dresden nachgerade Beweise gegen mich, so wäre Österreich nicht verbunden, mich zu stellen; daher kann ich als Österreicher auf Handgelöbnis nicht entlassen werden. Das alles wußte ich längst und auch

Euch habe ich wohl kaum viel Neues damit gesagt. Das Neue kommt aber jetzt. Denn mein Advokat Dr. Krause meint nämlich, daß meine Untersuchungshaft gar wohl noch vier oder fünf Monate lang dauern könnte. Nun seht Euch die Bescherung an. Zu sechs Monaten noch vier oder fünf! Was frommt es mir, daß ich keiner Arreststrafe entgegenzusehen brauche — den Kuckuck habe ich davon! Ob das Kind Kunz oder Heinz heißt, ob ich mich unter dem Namen eines Untersuchungsarrestes oder einer Arreststrafe abhärme, der Henker hole die Namen, ich bleibe „brummen", wie mein Advokat sagt, und das ist die Sache. In diese Nacht aber fällt ein Lichtstrahl. Dr. Krause gibt mir nämlich den Rat, daß meine Familie, oder auch ich selbst, an den österreichischen Gesandten in Dresden, Graf Kufstein, schreiben soll, da dann ziemliche Hoffnung vorhanden wäre, daß meine Entlassung ohne weiteres vermittelt werden könnte. Ich habe mich entschlossen, diesen Rat zu befolgen, und zwar in letzterer Form, nämlich selbst an Graf Kufstein zu schreiben. Bevor ich aber das tue, muß ich noch eine ernste und dringende Anfrage nach Wien machen und dies ist der Zweck meines Schreibens. Ich frage nämlich: werde ich endlich Geld von Holbein bekommen können oder nicht? Wird er endlich mein Drama aufführen oder nicht? Denn was frommt es mir, wenn ich heute entlassen werde, in die Welt hinaustrete und mit dem ersten freien Luftzug, den ich einatme, fallen mich augenblicklich die Raben der Not aus allen Weltgegenden an? Keinen Schuh am Fuße, keinen ganzen Faden am Leibe, keinen Knopf Reisegeld in der Tasche. . . . Ich frage also noch einmal: will Holbein mein Stück aufführen oder will er's ins Feuer werfen, zusamt dem Vorschuß, der bereits darauf lastet? Wenn er die Aufführung bloß wegen Geldmangel verzögert, so mag er's immerhin aufführen, ich borge der Kassa gerne das Honorar. Denn gefällt das Stück nur halbwegs, so kann ich's ja an eine der Theater-Geschäftskanzleien Prix oder Holding verkaufen und ich bekomme immer noch Geld, wenn auch nicht von der Burg. Also??? —

Ferner: Sollten der Aufführung des „Quintin Messis" nun schon unübersteigliche Hindernisse entgegenstehen, so frage ich zweitens: Kann die Wiener Demokratie nichts tun für mich? Daß es eine solche noch gibt, versteht sich von selbst; ließe sich

also keine Sammlung für einen Wiener Flüchtling und Dresdener Maigefangenen veranstalten, die einigermaßen ein namhaftes Resultat geben könnte? Wäre mein Name ganz unbekannt in Wien oder ganz verschollen? Da ist z. B. Castelli ein reicher Mann, man könnte ihm augenblicklich meine bei Dr. Frankl liegende Novelle „Ottfried“ geben; ferner hab' ich meine Gedichte ebendaselbst; die könnte leicht ein demokratischer Buchhändler, der bei der üppigen Presse im vorigen Jahr reich geworden ist, in Verlag nehmen. Kurz, ich frage, läßt sich nichts machen? Wenn nicht, so bleibe ich freilich meine vier bis fünf Monate noch sitzen und ich darf von der Verwendung meines Gesandten, der ein humaner, kreuzbraver Mann ist, nicht einmal Gebrauch machen wollen!! Das wäre doch hart!

Noch frag' ich Euch: Habt Ihr meinen großen, langen Brief vom 18. Oktober (als Antwort auf Eure Anfrage bei Richter) bekommen? Schreibt möglichst bald und adressiert Euren Brief diesmal: An Herrn J. G. Creutz, Kaufmann in Dresden; frankiert. Weiter nichts. — Lebt wohl. Grüßt alles.

Der Eurige

Ferdinand.

An Madame Betty Adam, Alte Wieden, Hardtmannsgasse Nr. 405, 2. Stock, Tür Nr. 13, in Wien.

Dresden, 19. November 1849.

An die Familie.

Euren Brief, ddo. 28. Oktober nachts, habe ich empfangen. . . . Ich beschränke mich, bloß auf dasjenige Eures Briefes zu erwidern, was ich als neue, in meinen beiden früheren Briefen noch nicht erledigte und berührte Fragen vorfinde. Zuerst ergießt sich die Schwester in dem gerechtesten Tone der ganz erschöpften und zu Tode gehetzten Geduld in Klagen und Fragen, wie lange diese auf gar kein bekanntes! Verbrechen gegründete Untersuchungshaft noch dauern soll und dauern wird. Wie glücklich wäre ich, wenn ich auch so fragen und klagen dürfte! Nein, nicht das ist das Schreckliche meiner Gefangenschaft, daß sie so lange dauert, sondern noch viel schrecklicher ist's, daß ich dies auch wünschen muß. Ich bin nämlich in allen

meinen Mitteln so sehr auf und unter Null reduziert, daß ich nur noch in der Gefangenschaft existieren kann. Ans Tageslicht hervorzutreten, ist für mich eine absolute Unmöglichkeit. Alles ist verfetzt und zerrissen, und beharrlich bleibt die Quelle verstopft, es zu ersetzen. Sehet einen Lumpen, ist die Devise meines gegenwärtigen Anblicks. Meine Schuhe — doch wie nennt man Dinge, woran die Sohlen fehlen und das Oberleder zerrissen ist? — solche Dinge sind meine Fußbekleidung. Von meinen Hemden ist nur noch eines gut; während dies gewaschen wird, trag' ich k e i n e s; meine ganze Bekleidung besteht dann nur aus zwei Stücken: Hose und Bluse; nachts ziehe ich ein geborstenes Hemd an. Das Gilet trag' ich gleichfalls nicht, es wird geschont auf Fälle, wo ich auszugehen habe, nämlich aufs Stadtgericht, das nicht in dem selben Gebäude mit der Fronveste liegt und wohin ich früher zu Verhören, jetzt zum Empfang von Briefen abgeholt zu werden immer gefaßt und bereit sein muß. Bei solcher Gelegenheit müssen dann ein Paar Stiefel gleichfalls geborgt werden; dies ist natürlich nur in der Voraussetzung möglich, 1. daß mir überhaupt ein Paar passend sind, und 2. daß ich mit dem mitgefangenen Besitzer dieser passenden im guten Einvernehmen stehe, was mir möglicherweise den lästigsten Zwang auferlegen könnte. Bei dem Umstande, daß ich unter dem Scheine von Schuhen auf bloßem Boden gehe, nahmen natürlich auch meine wenigen Paar Fußsäckel reißend schnell ihr Ende. Diesen Abgang ersetz' ich gegenwärtig durch die Fragmente meiner unbrauchbaren Hemden und bald wird die Zeit kommen, wo auch dieser Stoff erschöpft ist. Ihr begreift daher, wenn, wie es oft geschieht, das Gerücht einer nahen Entlassung die Fronveste erfüllt und alles sich freut, nur ich allein Ursache habe zu erschrecken. Ich will damit nicht sagen, daß nicht manche Gefangene in dem selben Verfall wären wie ich; aber — sie sind in ihrer Heimat, ich nicht. Wär' ich in Wien gefangen — lachen würd' ich. — Was mir die Schwester von der zögernden Aufführung meines Stückes schreibt — so ärgerlich und in meinen Umständen geradezu verzweiflungsvoll ich's finde, ist übrigens echt vaterländisch. So kenne ich meine Pappenheimer. Aber n i c h t s gesagt ist's, wenn Holbein spricht, je länger es dauert, desto besser wird's; hätt' ich das Stück auf Tantieme gegeben, so hätt' er recht, bei fixem

Honorar aber, was mein Vertrag ist — bleibt's eine ganz grundlose
Phrase. Sollte übrigens die Aufführung je erfolgen — Gott schenke
mir ein langes Leben — so vergeßt nicht, die Rezensionen der Jour⸗
nale, *insofern sie sich günstig aussprechen*, Eurem
Berichte darüber beizulegen; ich wünsche nämlich vor dem Dres⸗
dener Stadtgerichte — unverhohlen sei's gesagt — damit zu glän⸗
zen und zu prunken; *diesen* Brief also adressiert wie gewöhn⸗
lich: Richter etc. etc. Alles aber, was Geldsachen und sonstige
intime Privatverhältnisse betrifft, schickt mir unter der bekann⸗
ten Adresse, sollte es auch geschehen, daß Ihr auf diese Weise
gleichzeitig *zwei* Briefe absenden müßtet, einen öffentlichen und
einen — vertrauten. Die weiteren Fragen der Schwester seien
kurz beantwortet: Ob meine Mitgefangenen schon entlassen
sind, oder ob wir noch immer unser drei wohnen? Nein, son⸗
dern wir wohnen nunmehr unser *fünf*! Die Kost ist anständig
und wird aufs Zimmer gebracht, Licht ist bewilligt. Hof oder
Garten gibt es nicht; ein Vorsaal in der Länge von 16—18 Schrit⸗
ten mit der Aussicht in die miserable und langweilige Frongasse
ist unsere ganze Promenade und die haben wir uns erst mit
Geld und guten Worten errungen. . . . Noch kann ich einen
dicken Irrtum der Schwester nicht ungerügt lassen. Sie gibt
mir Grüße an den Vollmond auf. Ich will sie ausrichten, aber
„unbekannter Weise". In solch kleinen Zügen verrät sich's nun,
daß man sich von meiner Lage, bei allem Anteil, doch keine
erschöpfende Vorstellung macht. Ein Mond in der Fronveste!
Welch ein Luxus! Kurz, ich habe Mond und Gestirne seit sieben
Monaten nicht gesehen. Und dann — zum Fenster hinaus⸗
blicken! Soll ich mir mit Gewalt die Nase schinden und die
Stirne wundreiben am Gitter? Und wozu? Um eine Mauer an⸗
zustieren, so hoch wie unsere Stadtmauern, und ein Stückchen
Himmel zu sehen, so groß wie ein Billard. So stehen die Sachen,
meine Wertesten. Die verbesserte Lage des Matthias tut mir vom
Herzen wohl und es fällt mir mit ihm ein Stein von der Brust,
obwohl es immer traurig bleibt, daß der eine sich in den Sarg
legen muß, um dem anderen zu einer Glücksstufe aufwärts her⸗
zuhalten. Übrigens wünscht' ich sehr, Ihr könntet mir von der
Lage unserer Wetty eine ähnliche Verbesserung berichten, sie ist
gewiß noch drückender, als die des Bruders je war. . . . Apropos:
Wie steht's mit Ibeners Werken? Ich kann mir's denken, Ihr habt

gewiß keine Hand gerührt, um zu sammeln und zu ordnen, das Vorhandene zu behalten, das Entfremdete herbeizuziehen und so zu sorgen, daß eine irdische Spur vorhanden bleibe von dem Staube, der ein so schönes Talent getragen hat. „Lisple Laute, lisple Linde — Dein Silber schien durch Eichengrün“, sing' ich mir oft in meiner Gefangenschaft. . . . In meinem letzten Schreiben deutete ich an, ob sich meine Gedichte nicht unterbringen ließen. Heute füge ich bei: Könnte man nicht auch meine Novellen sammeln und einen Verleger für sie suchen? Besprecht's mit Kompert, Dr. Frankl und Tauber — denn ich kann nicht Geld genug zusammenscharren. Nach Wien kehr' ich noch lange nicht zurück; es gelüstet mir nicht, die schwarz-gelbe Fahne auf dem Stephansturm wehen zu sehen.

Dresden, 8. Dezember 1849.

Meine Lieben!

. . . Wahrhaft leid tut es mir, daß die Schwester den größten Teil ihres (Leopoldi-)Briefes zu einer unerquicklichen Rechtfertigung verbraucht hat, da doch der hungrige Gefangene, wenn ein Brief aus seiner Heimat kommt, in der Regel nach mehr tatsächlichem Stoff begierig ist und sich durch bloße Erörterungen und Subtilitäten unangenehm enttäuscht sieht. Genau so mag es freilich der Schwester auch mit meinem Brief vom 13. September gegangen sein, aber war's nötig, ihn so weitläufig und sorgfältig zu erwidern? Doch so sind die Menschen. Jeder ist sein eigener Mittelpunkt und fühlt nur sich selbst, und tut man so einem werten Ich irgend einmal vielleicht ein wenig Unrecht, gleich öffnet er alle Schleusen seiner Beredsamkeit und glaubt Wunder, welch große Anstalten nötig sind, den andern des Gegenteils zu überzeugen. Aber soll man den andern denn für so beschränkt oder unbillig halten, daß er sein etwaiges Unrecht nicht von selbst einsehen würde? Soll man der Zeit gar nichts überlassen, da sie doch im Grunde alles am besten richtet, und muß im November noch mit vielen Worten eine Stirne gleichgebügelt und geplättet werden, die sich im August gerunzelt hat? Ich spreche von einem etwaigen Unrecht, ohne damit indes irgendwie einräumen zu wollen, daß ich mir eines solchen be-

wußt wäre, obwohl ich gerne zugebe, daß auch Deinerseits kein solches vorhanden war. Das eben ist ja das Unfruchtbare an diesen Erörterungen, daß eine Partei der andern Vorstellungen macht und keine sie zu verdienen glaubt, kurz, daß wir uns in der leidigen Lage von ein paar Klageweibern befinden, wovon jede mit allem Aufwand der Beredsamkeit die unglücklichere und geplagteste sein will, eine Situation, die wir so oft im elterlichen Hause zu unserem Ergötzen gesehen haben und in die wir hier allen Ernstes hineinzugeraten in Gefahr stehen. Das Beste ist also, wir schlagen die Sachen nieder. Damit ich als Mann aber doch das letzte Wort und mithin recht behalte, so sei auf Deine Entschuldigungen in kurzem nur dieses erwidert. Wenn ich nämlich den Hauptpunkt unserer Differenz ins Auge fasse, so besteht er darin: Ich warf Dir vor, daß Du es über das Traurige meiner Gefangenschaft an Beileid fehlen ließest, ja einiger äußerer Vorteile willen Dich sogar leichtsinnig darüber getröstet hättest, und nannte dies Mangel an Zartgefühl. Nun aber sprichst Du: das Gefühl meiner Lage hättest Du allerdings gehabt, nur wolltest Du es mir nicht selbst zu Gemüte führen, daher Dein leichtes Hinübergleiten über das Schlimme und Hervorheben des Guten derselben. Du bedienst Dich dabei des Vergleiches, es wäre Dir vorgekommen, wie wenn man einem Sterbenden, der beständig vom Gesundwerden und vom Ausgehen spricht, sagen wollte: du Tor etc. Hierin aber liegt der große Irrtum. Bin ich ein Sterbender, der im Fieber phantasiert? Der vom Gesundwerden und Ausgehen spricht, der nicht leider! das volle Bewußtsein und das ganze tiefe Gefühl seines Zustandes hat? Durftest Du denken, daß der freie, zügellos freie, fluggewohnte Vogel, als welchen Du mich doch kennen mußtest, sich wirklich so leicht über den ungeheuren, schmerzlichen Wechsel seines Schicksals trösten könne, einiger elender, untergeordneter Bequemlichkeiten wegen? Ja, und wenn ich in meinem Briefe diese selbst ins Licht stellte und mich ihrer zu freuen schien, mußte es für ein Gemüt, das tiefer fühlt und überhaupt mich geschwisterlich *kennt*, nicht auf der Hand liegen, daß ich dies offenbar nur aus Delikatesse tat, um Euch die Schreckensnachricht meiner Gefangenschaft doch in etwas zu versüßen? Kurz, ein feines Gefühl wird die Wahrheit erkennen: der Unglückliche selbst darf sein eigenes Unglück mit Fassung ertragen, ja er soll es sogar;

wenn aber ein anderer sich eben so gefaßt, ja vielleicht noch gefaßter darüber bezeigt, so muß es offenbar verletzen. Und dann — lag in meiner Besprechung dieses Punktes bloß der Ausdruck des beleidigten Gefühls allein? Keineswegs; es lag auch darin, und vielleicht auch noch weit mehr als jenes, das Bedauern, das tiefe Bedauern über Dich selbst und Deine Lage, die ich eben aus jener Gleichgiltigkeit für das Los eines Gefangenen, aus jener Wertschätzung seiner leiblichen Verpflegung in ihrer ganzen Trostlosigkeit erkannte und voraussetzte. Ich glaubte Dich in Gefahr, unter dem großen Drucke Deines Schicksals an Deinem besseren und edleren Selbst Schaden zu leiden, und diese Vorstellung besonders wurde von mir mit großem Nachdrucke hervorgehoben und nahm einen bedeutenden Teil meines Briefes ein. Es lag also in demselben nicht bloß das Donnern und „Belfern", wie Du Dich ziemlich ungewählt ausdrückst, allein, sondern auch zum großen Teile die Sorge um Dich selbst und der lebhafte Wunsch, Dich zu retten vor dem entnervenden Geiste der Armut. . . . Und nun wollen wir die Sache auf sich beruhen lassen und Gott danken, wenn sich nie mehr eine so mißliche Erörterung uns aufdrängt. Jedes feinere Gefühl steht auf den peinlichsten Schrauben bei Behandlung eines solchen Stoffes wie der erledigte. — Was Deine Nachrichten über den Zerfall meiner Hoffnungen betrifft, so überraschen sie mich keineswegs; überrascht hätte es mich, wäre es anders gekommen. Es lebt schon längst ein so tiefer, durch nichts zu erschütternder Glaube an meinen Schicksalsfluch von vornehinein in meiner Brust, daß ich immer, wenn mir ja einmal etwas Günstiges begegnet, in die Worte ausbreche: Da muß mein Dämon geschlafen haben! Und arg geschlafen und geschnarcht hätte er, wäre „Quintin Messis" aufgeführt worden. Könnt' ich einen Augenblick in mein Schicksalsbuch blicken, ich würde mich verwundern, daß ich auf Erden noch arbeite und strebe, da doch längst schon alles anders abgemacht ist. Indes, um doch etwas zu tun, habe ich mit Holbein einen Schritt getan, der bei solchen schwachen, furchtsamen Naturen das allein Richtige ist: ich habe ihm einen sehr derben, bedeutend derben, überaus derben Brief geschrieben. Ist „Quintin Messis" noch zu retten, so kann es nur dadurch geschehen. Nicht, als ob ich hoffte, daß ich ihm ins Gewissen geredet, daß ich nachdrücklich auf ihn gewirkt: ein

Mann wie Holbein hat nur *den* Entschluß, den sein Kammerdiener und sein Friseur hat, und der tiefste Eindruck ist bei so flachen Gemütern nur immer der letzte. Aber ich habe mit einem ziemlich stichhältigen Vorwand am Schlusse meines Briefes erklärt, daß ich mich genötigt sehe, denselben zugleich auch der *Öffentlichkeit* zu übergeben, und davon hoffe ich etwas. Ich kenne meine Leute. Unter vier Augen erlaubt sich ein Mensch, der keine eigene wahre Ehre hat, die größten Erbärmlichkeiten und kein Gott im Himmel schraubt ihn unter vier Augen zu einem bißchen Mannheit hinauf, aber die Öffentlichkeit, die fürchten diese Schwachköpfe wie's höllische Feuer. Nun, wir wollen sehen. Deinen Rat habe ich befolgt und an Kompert geschrieben, viel geschrieben, ausführlich geschrieben. Ich legte ihm auch den Brief an Holbein bei, und zwar deshalb, weil ich den Brief nicht frankieren kann, ein Geschäftsmann von Holbeins Stellung aber mutmaßlicherweise sich weigert, unfrankierte Briefe anzunehmen. Kompert wird mir zu seiner Zeit auch behilflich sein müssen, diesen Brief meiner Drohung gemäß abzudrucken; wenigstens habe ich ihm dies sehr energisch ans Herz gelegt. Freilich, wirkt der Brief, so wird Holbein durch Aufführung des „Messis" seine Veröffentlichung hintanhalten, wirkt er nicht, so hat die Veröffentlichung dann auch keinen Zweck mehr, aber Rache muß doch sein in diesem Falle. Ferner und ganz besonders habe ich Kompert gebeten, sich meiner literarischen Depositen in Wien behufs einer zu ermöglichenden Herausgabe meiner Gedichte und Novellen anzunehmen. Denn daß Du auch „diese letzte Hoffnung zu Grabe getragen siehst", weil Madame Frankl ein paarmal zu bequem war, in den Keller zu gehen, das find' ich doch gar zu kurios. Im Gegenteile, ich habe nunmehr erst dringender als zuvor den Freund zur Betreibung dieser Sache aufgefordert. Gegen eine Entlassung aus dem Gefängnisse und Eure Verwendung dafür, *bevor ich bares Geld in der Hand habe*, habe ich bei Kompert nachdrücklichen *Protest* eingelegt. Es wäre gerade so, als wollte man einen nackten Vogel zum Nest hinauswerfen. Gelang es mir aber, den Holbein ins Bockshorn zu jagen, oder gelingt es Kompert, für meine Sachen einen Verleger zu schaffen, so kann ich bis Ostern Geld haben, und so lange dauert vielleicht ohnedies meine Haft noch. — — —

Dresden, den 13. Dezember 1849.

Soeben erhalte ich Euren Brief vom 8. d., und was hätte ich Eiligeres zu tun, als die Beantwortung des alten abzubrechen und diesen zu erwidern? Zu vorderst dank' ich Euch aufs beste und innigste für Eure heiße Sorgfalt um mich, von der ich wahrhaft gerührt worden bin. Aber damit Ihr nur gleich wißt, daß Ihr es mit dem alten Kritikus zu tun habt, so sagt doch, Ihr lieben, guten Menschen, wußtet Ihr denn nicht längst, daß es für mich zu handeln galt, konntet oder solltet Ihr's mindestens nicht gewußt haben? Ihr wißt, mit welch wenigen Effekten ich von Wien fortging, Ihr wißt, wie ich das von Wien mühsam genug bezogene Geld zum Leben und nicht zum Nachschaffen verwenden mußte, Ihr wißt, was in einem Jahre zugrunde geht — und doch — wußtet Ihr nicht, daß ich mich im allerdringendsten Mangel der leiblichen Bedürfnisse befinde, wußtet es nicht eher als bis zum 19. November, wo ich's Euch ausdrücklich und nackt und bar beschrieb? Daß Ihr Euch jetzt aufrafftet und handeltet, macht Eurem Herzen alle Ehre, doch wann hab' ich je an Eurem Herzen gezweifelt? Aber was ich von jeher wollte und von jeher nicht erlangen konnte, das ist — nicht das Herz, dieses setz' ich voraus — sondern die liebevolle *Phantasie*, die Hingebung der Gedanken in die Lage des anderen, das Erraten, das Entgegenkommen, das Zuvorkommen. Gut ist der Mensch, Gott sei Dank, daß ich diesen Glauben noch nicht verloren habe, aber *sinnreich* zum Guten ist er nicht, und hierin liegt mein eigentlicher Kampf mit der Welt, die unendliche Quelle meiner Empfindlichkeit, meines Schmollens und Trotzens, die Ursache, die meinem Charakter bei aller innerer Weichheit von jeher so viel äußere Härte und Schroffheit gab. Doch genug dieser Reflexion und weiter! Also, wie gesagt, erfreut hat mich Eure Sorgfalt an und für sich, und in meiner Lage doppelt erfreut das Resultat derselben. Daß ich alles annehme, was ich an Kleidern und Wäsche bekommen kann (z. B. Madame Hardtmuths edles Anerbieten), versteht sich von selbst. Aber sagt mir, wie wird es mit der Anpassung dieser Dinge stehen? Die Schwester hat darüber keinen Wink verloren, wie also? Kann und wird diese Arbeit in Wien geschehen? Ein gutes Hemd, wenn ich nicht irre, ist noch zurückgeblieben; darnach kann die Schwester allenfalls die Wäsche zurichten, auch ein

Paar Fußsäckel, glaub' ich, restieren noch und können das Mo-
dell für neue geben (natürlich, daß man diese eher etwas kleiner
als größer beschafft), aber sind auch noch Kleider- und Schuh-
maße da? Das ist mir eine wichtige Frage. Ihr müßt nämlich
wissen, daß, wenn ich eine Sendung von Wien erhalte, wir alle
unsere Ehre daran setzen sollen, daß sie so gut, so anständig und
fein, womöglich selbst so glänzend, als tunlich ist, sei. Ich will
Euch auch sagen warum. Meine Defekte, namentlich meine
verrissenen Schuhe erregten nämlich im Sommer schon
die Aufmerksamkeit eines mitgefangenen hiesigen Bürgers,
eines ziemlich ehrgeizigen und sich Gewicht gebenden Man-
nes, kurz eines Charakters wie ungefähr der alte Bem.
Derselbe wollte mir schon damals seine Güte, seine Pro-
tektion muß man es bei solchen Menschen nennen, auf-
dringen und ich hatte Mühe, unter Hinweisung auf Wiener
Sukkurs, womit ich gleichfalls nicht heimlich tat, mich seiner zu
erwehren. Nun sollt' ich ihm aber zu Weihnachten partout zum
Opfer werden. Er hatte vom Gefängnis aus unter der hiesigen
Demokratie für mich gewirkt. Schuhe, Kleider, Wäsche, viel-
leicht selbst Geld sollt' ich bekommen und am Christabend
sollte die ganze Bescherung losgehen. Das wäre dann für ihn
ein wahres Christfest der Eitelkeit geworden. Im ersten Jahre
hätt' er gesagt: *ich* hab' es ihm ausgewirkt von der Demo-
kratie; im zweiten Jahre: die Demokratie hat einiges beige-
steuert zu dem, was *ich* gab; im dritten Jahre endlich: *ich*
allein habe meinen kleinen Wiener herausstaffiert wie einen
Prinzen. Dabei wär' er geblieben und glaubt, das ging' von
Mund zu Mund durch ganz Sachsen hundert Jahre lang. Ja
prosit, Euer heutiger Brief hat ihm einen Strich durch die Rech-
nung gemacht und er wurde blaß, als ich ihm ganz ruhig all
seine Herrlichkeiten abbestellte. Ich hoffe, ich brauche mich vor
Euch, den Vater vielleicht ausgenommen, darüber nicht zu recht-
fertigen. Ihr kennt nun meinen Mann bereits und Ihr freut Euch
gewiß mit mir, daß Ihr Euren Angehörigen noch selbst versor-
gen könnt, daß er nicht wie ein verlorenes Kind von der Gnade
eines fremden Landes zu betteln braucht. Und welches Landes!
Das, liebe Kinder, ist die Hauptsache. Ihr kennt vielleicht die
sächsische Knauserei dem Rufe nach, aber in natura müßt Ihr
sie kennen. Wenn der Wiener ein Großsprecher ist, so gibt

er doch, er ist generös; aber der Sachse möchte geben und noch viel lieber behalten, ihn kostet der Pfennig so viel Überwindung als uns der Gulden und er schlägt seinen Pfennig daher auch eben so hoch an. Schlechterdings keinen Begriff habt Ihr von der Zähigkeit, von der Knickerei, von dem elenden, kleinlichen, kümmerlichen, tückischen, boshaften und prahlhansigen Philistergeiste des hiesigen Volkes und rein unmöglich wäre es mir, meiner ganzen Verachtung, meinem ganzen Ekel und Abscheu vor demselben Worte zu geben. Von der sächsischen Pfennigfuchserei z. B. will ich Euch, eine für alle, nur diese Probe erzählen. Meine Schuhe, wie gesagt, waren kaput und ich sollte mir von dem obigen Manne mit Gewalt neue oktroyieren lassen. Aber warum tat ich's nicht? Hört und erstaunt! Mein sächsischer Protektor wollte eine Sammlung veranstalten lassen, um sotane Fußbekleidung beizuschaffen. Zu ein Paar Schuhen eine Sammlung! Eine Sammlung, ein Herumtragen in zwanzig und dreißig Mäulern, in verschiedenen Kneipen und Krügen, um etwas, das 2 fl. K.-M. kostet! Was dann für ein Beinkleid, für einen Rock und Oberrock, für ein halb Dutzend Hemden etc. etc.? Ich glaube, die ganze sächsische Nation hätte dazu steuern müssen. Aber nicht etwa, als ob die Leute so arm wären, wie wir Ibener wohl scherzweise damit aufzogen; ganz im Irrtum waren wir dabei; sie haben Geld, viel Geld, aber — sie sitzen darauf, sie verscharren's und vergraben's und gönnen weder sich noch dem Nächsten das Weiße im Auge. Und von diesen Menschen sollt' ich annehmen und empfangen!? Ihr könnt' also denken, wie erfreut ich war, daß meine Vaterstadt selbst für mich handelt. Aber nicht wenig ärgert sich mein Alter, daß ihm eine so gute Beute seiner Großtuerei entgangen ist. Wie gesagt, blaß wurde er, als er hörte, daß „mein Haus" ihn — unnötig macht. Ihr könnt' also denken, welche Kritik alles zu bestehen haben wird, was Ihr schickt, mit welchem Auge er die Dinge mustern, mit welch unerschöpflicher Schadenfreude er jedes Mängelchen bloßstellen wird, vorausgesetzt, daß ich ihm nicht geradezu Ernst zeigen würde, was mir immerhin unangenehm wäre. Überhaupt habe ich die sächsische Mache bei keiner Gelegenheit geschont und es tausendmal nachdrücklich wiederholt, daß die hiesigen Weiber z. B. eben so erbärmlich zu kochen als zu nähen und zu schneidern verstehen, und was dergleichen

Freimütigkeiten mehr sind, mit denen ich mir durchaus kein Blatt vor den Mund nehme. Was Wunder, daß man auch aus diesem Grunde ein eifersüchtiges Auge auf meine Effekten haben würde, und kurz und alles zusammengenommen begreift Ihr also, daß wir mit dieser Sache Ehre einlegen müssen. Nicht als ob ich Wunderdinge des Luxus erwartete, keineswegs, sondern bloß ans Herz legen will ich Euch, daß so viel wie möglich die Mängel vermieden werden, daß alles wenigstens passe und mit Geschmack und Geschick gemacht sei. Was die Sache selbst betrifft, so brauch' ich Euch darüber nichts weiter zu sagen; da die Schwester sogar auf die Halsbinde denkt, so sehe ich daraus, daß Ihr mit sehr löblicher Genauigkeit das Ganze eines Anzuges vor Augen habt und es vollständig herstellen werdet. Aber gerade eine Halsbinde selbst brauche ich nicht. Ich habe mir nämlich seit letztem Winter angewöhnt, auch in der strengsten Kälte mit bloßem Halse zu gehen und tu' es ohne allen Nachteil. Ist freilich ein noble Echarpe überflüssig vielleicht in Hardtmuths Nachlaß vorhanden, der Euch ja so großmütig angeboten ist, so mögt Ihr sie beilegen, etwa für Tage, wo ich nicht so wahrhaft trotzig-gesund bin wie jetzt. Aber ein Paar Handschuhe, waschlederne z. B., etwa so wie ich sie zur Uniform trug, die wären mir willkommen. Das Maß dazu ist bekanntlich die Hand der Schwester, nur ganz wenig größer. Apropos, die Uniform. Sehr erfreulich wäre es mir, wenn ich sie haben könnte. Ich habe ohnedies Kompert gemessenen Auftrag gegeben, meine Depositen von Frankl zu Euch zu schaffen. Ist sie nach jahr- und tagelangem Verpacktliegen noch brauchbar und hübsch geblieben, wie ich leider! freilich bezweifeln muß, so schickt sie ja mit. Macht auch der Kalabreser noch gute Miene zum bösen Spiel, desto besser. Kann Frau Adam für das abgängige deutsche Band ein anderes schaffen, denn ohne solches wäre eine Wiener akademische Legionsuniform doch nur ein Schatten ohne Körper — dann endlich ist alles gut und brav, und Ihr habt mir einen nicht geringen Genuß mit dem teuren Andenken bereitet. Doch das sind am Ende doch nur Grillen und kindische zumal, besorgt mir nur brav die Hauptsachen, Kinderchen. Eben fällt mir bei, daß Kompert ganz meine Statur hat. Ich trug eines Tages ein Paar Stiefel von ihm und trage noch gegenwärtig seine Hosen. Ich denke, sein

Maß könnte füglich statt des meinigen dienen, nur meine Mitte dürfte um einen Zoll stärker sein. Dieser Umstand kann vielleicht sehr günstig werden. Kompert wird die Güte haben, mein leibliches Ich, wenn es nötig ist, zu repräsentieren. Und nun endlich überlass' ich alles Eurer Sorgfalt. Indem ich mich mit Gedanken des Anzugs beschäftige, fällt mir meine versetzte goldene Uhr ein. Der Zettel ist bei Euch; Ihr habt sie doch umgesetzt diesen Herbst? Vergeßt nicht, mir darauf zu antworten. Die Adresse schließlich, unter der Ihr das alles schickt, wird diesmal die offizielle sein: An das Stadtgericht zu Dresden für Herrn Ferdinand Kürnberger, Frongasse Nr. 19. Das Geld behaltet vorderhand noch zurück bis auf weitere Ordre. . . . Was die Schwester von Holbein schreibt, kommt mir nur zur Hälfte richtig vor. Daß Laube Dramaturg geworden, weiß ich aus der Zeitung bereits, aber nichts weiß ich von Holbeins Rücktritt. Dramaturg und Direktor sind nicht ein und dasselbe. Ich bitte um nähere Erklärung. Daß Ihr heuer so unerhört verschneit seid, ist mir aus der Zeitung gleichfalls bekannt. Der Korrespondent nennt unser Marchfeld ein kleines Sibirien und Kamtschatka. Für das Zutrauen zu meiner Poesie danke ich schönstens. Ob ich's noch verdiene, weiß ich kaum; die Erschütterungen der zwei letzten Jahre können die Kräfte ungeheuer aufreiben, aber vielleicht auch steigern. Ich werd' Euch nächstens ein paar kleine Proben aus der Maigefangenschaft schicken. . . .

Lebt alle recht wohl.

Herzlich der Eurige.

Dresden, 6. Jänner 1850.

Meine Lieben!

Es befremdet mich, daß ich so lange keine Nachricht von Euch empfange, und ich fange an, Verdacht zu schöpfen, daß eine Störung in der Korrespondenz stattgefunden habe. Wäre dies der Fall, so hätt' ich vielleicht selbst, und zwar dadurch Schuld, daß ich leider schon in zwei Briefen vergessen, meine bisherige Privatadresse, Kaufmann Creutz, die nachgerade unzuverlässig geworden ist, in eine neue abzuändern. Wenn es nicht schon zu spät ist, so tue ich es hiemit und ordne an, daß Briefe an

mich von nun an unter nachfolgenden Adressen gelangen können. Entweder Friedrich August Grundmann, Oberseergasse Nr. 16, oder Karl Tempel, vor dem Löbtauerschlage Nr. 1. Beide sind sicher, erstere ist mir noch lieber als letztere. Ihr könnt wählen. Der Zusatz: für Ferdinand Kürnberger auf Euren Briefen ist vollkommen überflüssig; der Poststempel Wien genügt allein schon, meinen genannten Freunden anzuzeigen, daß der Brief für mich ist. Seid also so gut und laßt bald möglich von Euch hören. Eure Sendung von Kleidungsstücken erwarte ich von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde mit steigender Ungeduld, obwohl mir mein Verstand allerdings sagt, daß eine nur etwas vollständige Ausrüstung, die Schneider, Schuster und Näherin in Anspruch nimmt, immerhin ein paar Wochen Zeit braucht. Indes hoffe ich, daß alles, während ich dieses schreibe, schon ziemlich zu Ende ist, ich enthalte mich daher jeder nachträglichen Anordnung, als wahrscheinlicherweise schon zu spät kommen. Wäre dies indes nicht der Fall, wie ich übrigens selbst nicht einmal wünsche, so würde ich von gegenwärtigen Zeilen Gelegenheit nehmen, Euch noch darauf aufmerksam zu machen, daß meine Legionsuniform für Hosen und Rock (bei letzterem von der Wattierung abgesehen) ein ganz gutes Maß abgeben kann und alles übrige entbehrlich macht. Ich ärgere mich, daß mir dies nicht schon in meinen letzten Briefen einfiel: einer der häufigen Fälle, wo das Nächstliegende am wenigsten bedacht wird. Auch würde ich um ein Paar Hosenträger bitten, die ich gleichfalls neulich vergessen. Die Geldsendung kann vorderhand noch immer unterbleiben, ich werde im rechten Augenblicke schon die nötige Weisung darüber abgeben. Eins aber wundert mich. Die Schwester hat nämlich vor mehreren Wochen geschrieben, daß man durch Graf Auersperg (wahrscheinlich den Dichter Anastasius Grün) sich beim hiesigen österreichischen Gesandten Graf Kufstein für meine Entlassung verwende. Ich habe wiederholt ausgesprochen, daß ich meine Befreiung, ehe meine derangierten Verhältnisse in etwas gebessert wären, nicht einmal annehmen könnte, selbst wenn sie zu ermöglichen wäre. Nun sind aber, nach dem letzten Brief der Schwester, meine Verhältnisse wenigstens notdürftig restauriert und es befremdet mich, daß daher die Schwester nicht gleichzeitig Nachricht gab, wie weit der Verkehr zwischen Auersperg und Kufstein zu

Früchten gediehen sei, da ja jetzt, nämlich nach Empfang von Kleidern und Geld, meinem Hinaustreten in die Welt nichts mehr entgegenstände. Nicht als ob ich begierig nach einem günstigen Resultate auf diesem Wege wäre; im Gegenteile, ich glaube ihn nicht zu bedürfen; und erst jüngst war mein Advokat bei mir und stellte mir, wie schon vor zwei Monaten, dringlich vor, daß es nur mein Wort beim Gesandten bedürfe, um sofort entlassen zu sein. Will ich also diesen Schritt machen, so steht es mir in jedem Augenblicke frei und ich brauche den Grafen Auersperg nicht zu bemühen; bemühte er sich aber bereits ohne meine Veranlassung, so müßte er es auch durchführen, denn betreibt er die Sache lau und schläfrig und fällt ab damit, so hat er mir selbst dadurch nur den Weg erschwert, indem es immer mißlicher ist, etwas zum zweiten Male anzuregen, was schon einmal verunglückt war, als gleich zum ersten Versuch die Vorhand zu haben. Schreibt mir also, was Auersperg bereits unternommen hat, oder ob es überhaupt nur bei der Intention geblieben ist und noch gar nicht zum Anfange kam, was mir fast noch lieber wäre. Ich meines Orts habe wenigstens, selbst wenn Eure Sendung ankommt, nicht sehr Lust, meine Entlassung durch den Gesandten zu erwirken. Ich will es lieber abwarten, von Rechts wegen befreit zu werden, und das kann ja nicht mehr so lange auf sich warten lassen. Gerade weil es bereits so lange währte, so steht es jetzt in nächster Aussicht. Sollte es aber noch, wozu es doch keinen Anschein hat, die Monate Jänner, Februar, ja vielleicht März hindurch dauern, so habe ich im Grunde nicht viel dagegen. Ich befinde mich gegenwärtig nicht unwohl. Seit Dezember hat meine Lage, indem ich in das beste Zimmer des Hauses versetzt wurde, eine wesentliche Erleichterung genommen, gewohnt bin ich nunmehr die Haft auch schon so, als könnte es nicht mehr anders sein, die Jahreszeit ist überdies freudlos und sperrt den Freien so gut ein, wie es der Gefangene ist; kommt nun vollends Eure Sendung an, wodurch ich im Äußeren gedeckt und einer großen Sorge für die nächste Zukunft enthoben bin, so kann ich meinen Zustand ganz erträglich nennen. Freilich ist alles gegenwärtige Gute ungewiß und zweifelhaft, kann im nächsten Augenblicke umschlagen und wechseln, und das ist's noch am meisten, wodurch man fühlt, daß man Gefangener ist. Es darf z. B. nur ein neuer Mitgefan-

gener kommen, der einem nicht zu Gesichte steht, und die ganze Lage ist getrübt; es darf auf dem politischen Horizonte ein großer Umschwung vor sich gehen, wie etwa hier ein Gewaltstreich gegen die Demokratie mit Hilfe der österreichischen Waffen, die so äußerst zahlreich hart an der Grenze stehen, und unsere Stellung wird wieder eine andere. M i r namentlich könnte ein ziemlich fataler Streich passieren. In der Oktoberrevolution, in den ersten, ja, so mir recht ist, am allerersten Tage, als ich das Studentenkomitee besuchte, trat einige Stunden nach dem Morde Latours ein Eisenbahnarbeiter vom Wienerberge auf, der uns frisch von der Tat weg erzählte, am Morde Latours teilgenommen zu haben, und sein ganzes Verhalten bei diesem Vorgange schlicht und naiv vortrug. Ich war als damaliger Berichterstatter der „Wiener-Zeitung" für die inneren politischen Neuigkeiten der Stadt gewissenhaft, unvorsichtig genug sollt' ich sagen, von der Erzählung dieses Mannes eine kleine Skizze zu veröffentlichen, die auch tags darauf im Abendblatt der „Wiener-Zeitung" erschien. Diesen Mann (denn ohne Zweifel ist es der selbe) hat man nun ergriffen und mein Artikel scheint die Identität zwischen der darin auftretenden und seiner Person so gut als erwiesen zu haben. Ich wurde nun auf Requisition der Militär-Zentral-Untersuchungskommission in Wien durch das hiesige Stadtgericht ersucht, weitere Zeugenschaft über diese Person abzulegen, und namentlich die Angaben meines Artikels in der „Wiener-Zeitung" (der übrigens o h n e meine Namensunterschrift erschienen war) zu bestätigen. Da der Mann augenscheinlich nicht mehr zu retten war, so tat ich das alles nach bestem Gewissen und in vollkommener Übereinstimmung mit meinem innern Bewußtsein über diesen Gegenstand. So habe ich auf die Frage, ob ich ihn heute noch erkennen würde, unter der Bedingung mit ja geantwortet, wenn er mir mit allen äußeren Attributen und Merkmalen, die ihn damals charakterisierten, wieder vorgestellt werden könnte. Aus dieser Frage aber ersah ich übrigens, daß wenigstens an die Notwendigkeit einer solchen Gegenüberstellung als an eine Möglichkeit gedacht ist, und es könnte immerhin der Fall eintreten, daß sie wirklich herbeigeführt wird. Geschieht aber dieses, so wird man den Delinquenten nicht nach Sachsen führen, sondern umgekehrt mich, als Zeugen, zu ihm, und so könnte ich eines Tages mich ver-

anlaßt sehen, die Reise nach Wien unter gerichtlichem, wenngleich nicht unehrenhaftem Geleite zu machen. Das wäre mir nun immer unwillkommen genug, denn eine beschwerliche Reise, mitten im Winter gegen eigenen Willen, mit dem traurigen Zwecke, einen Menschen vom Leben zum Tode zu befördern, gehört jedenfalls zu den unangenehmen Störungen des Lebens, und damit, wenn auch fern, bedroht zu sein, ist immer etwas Lästiges und Mißliches. Doch hoffe ich nachgerade, daß ich damit verschont bleiben werde, denn es ist immer schon in der fünften Woche, daß diese Sache hier traktiert wurde und seitdem mich nicht mehr behelligte. Es scheint, daß meine mündliche Aussage genügt hat. Wahrscheinlich ist der Tatbestand ohnedies schon klar und unzweifelhaft und meine Zeugenschaft war mehr eine Bestätigung des Bekannten als eine Entdeckung des Unbekannten. — —

Montag, den 7. Jänner.

Soeben erhalte ich ein Paar neue Stiefel, die ich mir vor sechs bis acht Wochen, als ich endlich jede Hoffnung verlor, mein eigenes, mir geraubtes Geld wieder zu erhalten, beim Stadtgerichte bestellte. Lange hatte ich gezaudert, diesen Schritt zu tun, monatelang mich mit den letzten Resten meiner einzigen Schuhe beholfen, endlich riß mir die Geduld und ich dachte, eh' ich mir die Wohltat von einer Privatperson gefallen lasse, wozu man mich drängte (denkt an die S a m m l u n g zu Ein Paar Schuhen!), eher nehme ich noch die Behörde in Anspruch, die verpflichtet ist, für mich zu sorgen, und keinen Dank dafür verdient und zu erhalten braucht. Hat „man“ mich hier geplündert, dacht' ich, so mag „man“ mir wenigstens ein Teil auf diese Weise wiedererstatten. Aber es ist doch ein Unterschied bei diesen „man's“. Das „man“, das mich beraubte, waren die Soldaten, die mich arretierten, und das „man“, das mir jetzt Stiefel schickt, nennt sich, wie ich erst jetzt erfahre — Armeekommission, und hat die Ehre, meinen Namen nunmehr in ihre Bücher und Rechnungslisten setzen zu können. Das berührt immer unangenehm. Indes sind die Stiefel elegant gemacht und passen vortrefflich. Wann wird endlich die Sendung von Euch kommen? Wenn sie indes wirklich kommt, so

seid so gut und schickt außer dem offiziellen Brief, womit Ihr sie begleitet, zugleich einen Privatbrief mit unter einer der obigen Adressen. Oder Ihr baucht auch gar keinen offiziellen Brief zu schicken, sondern bloß einen Privatbrief. Schreibt nur dabei auch hin und wieder manche interessante Tagesneuigkeit. So z. B. wünscht' ich, genauer, als es eine flüchtige Zeitungsnotiz tut, über die Soldatenemeute in Komorn etwas zu erfahren; da die Geschichte mit Deutschmeistern vorging und Gustav ohne Zweifel darüber geschrieben hat, so seid Ihr gewiß hinlänglich davon unterrichtet. Auch Euer sonstiges Leben und Treiben, Eure öffentlichen und politischen Zustände wünscht' ich in mancher Anekdote und Erzählung, in manch' lebendigem Bildchen drastischer charakterisiert, als es trockene und ganz allgemein gehaltene Zeitungsartikel tun. So erregte es auch neulich meine Aufmerksamkeit, daß Karl Hoffer, weil. Präsident des Studentenkomitees, „wegen seiner Jugend und liebenswürdigen Offenheit", wie sich das kriegsgerichtliche Urteil sehr zartfühlend ausdrückt, von der ohnedies gemilderten Strafe vollends amnestiert sei. Wißt Ihr nichts Näheres über diese „liebenswürdige Offenheit"? Ich halte Hoffer ohne Zweifel für einen höchst wackeren Jungen, und ich liebte und achtete ihn im ganzen Komitee am meisten, aber diese liebenswürdige Offenheit, von einem solchen Tribunal gerühmt, ist mir immer bedenklich. Das Kriegsgericht ist am Ende kapabel und nennt eine Reihe ganz ungenierter und schamloser Verrätereien „liebenswürdige Offenheit". Es sieht dem herrlichen Burschen zwar nichts Schlechtes ähnlich, aber wenn das Messer am Halse sitzt, hat schon mancher sich unrühmlich zu retten gesucht, und namentlich stellt unsere Zeit wie Beispiele des erhabensten menschlichen Wertes, so auch leider! die überraschendsten Zerrbilder des Gegenteils auf. Genug, habt Ihr nähere Notizen über diesen Gegenstand, so bitte ich darum. Auch über andere Dinge, die eine Zeitung nicht bringt und den Eingeborenen doch interessieren, wünscht' ich fortwährend unterrichtet zu sein, um nie das regere Bild meines geliebten Wien zu verlieren. Z. B. Neubauten. Ist die widersinnige Abgrabung der Wien beim Schwarzenbergpalais vollendet worden? Ist die neue, im Modell großartig entworfene Brücke über die Wien an der Stelle der „steinernen" Brücke (beim Naschmarkt) schon angefangen? Wie

sieht die Oper aus? Singt die Hasselt noch immer? Was ist mit Erl, mit Staudigl usw., wie sieht das Theater an der Wien und das in der Josefstadt aus? Malträtiert sie Pokorny noch immer? Hier wird während meiner Gefangenschaft manche Oper aufgeführt, nach der ich mich in Wien jahrelang sehnte und vergebens. Z. B. „Die heimliche Ehe“ (Il matrimonio secreto) von Cimarosa, von welcher Börne sagt, daß sie fast so schön sei wie „Figaros Hochzeit“! Und ich muß fern sein! Kurz, solche Dinge, solche liebe, heimatliche Notizen schreibt mir öfter als bisher, wenn Ihr mich lieb habt. Ihr glaubt gar nicht, wie mir Wien ans Herz gewachsen ist, seit ich es misse. Und doch — kein Heimweh, keine Spur davon, weder jetzt noch früher! Im Gegenteile, ich sehne mich immer weiter und weiter fort, ich bin begieriger als je, die Weite der Welt kennen zu lernen, aber Wiens Andenken wird mich überall warm und glänzend begleiten, es lebt teuer in meiner Seele, ohne den Schmerz des Entbehrens, es ist Liebe ohne Sehnsucht. So sehr ich unser sinnliches Schlaraffenleben verachtete unter dem alten Regiment, so begeistert bin ich für unser Volk seit den Märztagen. Und wie ich mich damals beeilte, gegen Fremde in Wien als Eingeborner den freimütigsten Tadel der Heimat auszusprechen, um nicht Mitschuldiger zu scheinen, so spreche ich jetzt von Wiens Preis und Herrlichkeit mit noch tieferer und wärmerer Seele und finde meine Freude und meinen Stolz darin. Ich habe aber auch die Genugtuung, daß Dresdener selber nicht nur nicht beistimmen müssen, sondern noch einen weit höheren Ton anstimmen, als die Diskretion meinem eigenen Munde erlaubt. So besucht uns öfter ein hiesiger Gelehrter, der den Kampf in Wien mitgemacht, der eigens dazu hingekommen. Mit welcher Bewunderung, mit welch enthusiastischer Anerkennung spricht er von den Wienern! Wie tief dagegen setzt er seine eigenen Landsleute, ihre Mattherzigkeit, ihre Erbärmlichkeit, ihre Niederträchtigkeit, ihre Schandbarkeit, namentlich in dem Maikampfe. Und mit ihnen mehr oder weniger jedes norddeutsche Volk. Höchst wahr und richtig war es daher, wenn er jüngst über das Verunglücken der Revolution sagte: In Preußen war eine mutige Nationalversammlung da, aber kein Volk, in Wien ein mutiges Volk, aber ein schlechter Reichstag. Übrigens ist es nicht dieser Mann allein, der sich gedrungen findet, den Dresdenern die

tiefste Verachtung zuzuerkennen, sondern jeder bessere Dresdener tut es mit ihm, und das ist es eben, was meine Stellung unter den Dresdenern gewissermaßen angenehm macht, daß das Dresdener Individuum, um seine persönliche Ehre zu retten, sein Volk selbst aufgibt und durch seine Achtung für Wien gleichsam an derselben teilzunehmen sucht. So fühle ich mich in meiner Vaterstadt geehrt und meine Vaterstadt wird es, indem ich hier zum zweiten Male für die Demokratie leide, durch mich, und wenn viele Gefangene, die meinen Namen entweder nicht kennen oder nicht behalten, mich nur den „Wiener" nennen, so berührt auch das keineswegs unangenehm. Doch ich habe Euch vielleicht schon zu lange von einem Gefühle gesprochen, das sich bei Euch, ohne den Gegensatz des Fremden, von selbst versteht und das wohl gar durch die unerbittliche Härte des gegenwärtigen Notstandes bedeutend in den Hintergrund gedrängt ist. Und in der Tat, wenn ich meine Lage der Eurigen gegenüberstelle, so wäre ich jetzt viel geneigter, als im hellen lustigen Sommer, einen Vorteil auf meiner Seite zu finden. Ich kann mir denken, wie Euch der heftige Winter zusetzt, wie bitterlich Ihr leidet! Ich sitze warm, ich esse gut, trinke manch Glas Wein und sorge für nichts als — für meine Kiste. Ist die hier, dann bin ich vollends ganz im Glücke! Von meiner Sache mit Holbein mag ich gar nicht mehr sprechen: ob ich hoffen, ob ich sie aufgeben muß, ich weiß es weniger als je. Die Schwester hat ganz klar geschrieben, es ist aus damit, Kompert schreibt noch klarer und nachdrücklicher, „Quintin Messis" wird aufgeführt ohne alle Frage, und liest mir überdies noch gelinde den Text, daß ich der Schwester glaubend, den Direktor so rücksichtslos gewaschen. Ich habe auch, seinem Briefe zufolge, sogleich umgesattelt, aber — vertraue wer will, ich nicht! Es mag gehen, wie es will, mir tut es längst um jedes Wort darüber leid. Übrigens hat mir Kompert jüngst in einem vorläufigen, aber nichtsdestoweniger hocherfreulichen Briefe versprochen, gleich nach den Feiertagen noch mehr zu schreiben, ich habe aber zur Stunde noch nichts erhalten. Ein Brief von ihm oder von Euch wäre mir jedenfalls ein kostbareres Weihnachtsgeschenk gewesen als die Bescherung, welche die hiesige Demokratie ihren Maigefangenen veranstaltete. Jeder von uns erhielt nämlich eine ansehnliche Stolle (die sächsische unvermeidliche!), eine

Flasche Wein und fünfzehn Neugroschen im Gelde. Das macht für zirka sechzig Menschen schon eine ziemliche Summe und die gute Meinung der Veranstalter ist gewiß aller Ehren wert, wurde auch mit aufrichtigem Danke anerkannt. Übrigens habe ich doch von meiner Gabe keinen Gebrauch gemacht, sondern alles, so wie ich es erhielt, wieder unter die Domestiken des Hauses verteilt und nichts für mich behalten. Wie habt Ihr Eure Feiertage zugebracht? Überhaupt wie lebt Ihr? Ist es nicht zufällig besser, als ich mir's denken kann, so behaltet lieber die Antwort bei Euch. Möget Ihr wenigstens gesund sein! Das ist es immer, wenn ein Brief länger ausbleibt, als meine Ungeduld erträglich findet, daß ich eine Störung in diesem Punkte fürchte. Die Eltern rücken nachgerade ins hohe Alter vor und — sind dem menschlichen Lose unterworfen. Mögen sie noch lange leben, allem Jammer zum Trotze, unter dem man ja in der Regel besser gedeiht als im Glücke. Schreibt nur recht bald und womöglich Gutes. Von ganzem Herzen

der Eurige.

Dresden, 17. Jänner 1850.

An die Familie!

Gott verhüte, daß dieser Brief in ein Haus des Jammers eintrete: daß Krankheit oder Tod sich ein Opfer darin gesucht hat und eigenes Unglück das Schicksal des Entfernten vergessen macht. Denn nur so — wie schrecklich auch dieser Gedanke ist — nur so kann ich bereits Euer beharrliches Schweigen erklären, nachdem auch meine letzte dringende Mahnung ddo. 6. und 7. Jänner d. erfolglos geblieben ist. Oder ich müßte Euch ganz unnatürliche Grausamkeit zumuten, ich müßte fragen: Habt Ihr darum vor fünf Wochen mir einen Hoffnungsschimmer Eurer Hilfe gezeigt, um mein Auge wie mit einem vorüberstreichenden Irrlicht nur zu blenden und das Leiden meines alten ungebesserten Zustands mit der Bitterkeit einer vereitelten Hoffnung zu vergrößern? Wollt Ihr mich zum Spotte meiner Umgebung machen, und Euch und mich in ihren Augen beschimpfen: Euch, daß Ihr Euren Angehörigen so unnatürlich verlasset, mich, daß ich es vielleicht verdiene, von den meinen verlassen zu

sein? — Es versteht sich von selbst, daß ich diese häßlichen Fragen mir mit Nein beantworte; aber wo und wie finde ich sonst eine Lösung des unbegreiflichen Rätsels? Wohl las ich einmal in einer Zeitung, daß der Gütertransport auf der Nordbahn wegen der ungewöhnlichen Militärfrequenz eingestellt ist, aber ich sollte doch denken, diese Verfügung kann nur für einige Tage gelten und nicht wochenlang allen Privatverkehr sperren. Und wie kommt es, daß auch Kompert, der die Weihnachtsfeiertage einen größeren Brief schicken wollte, bis heute seinem Versprechen nicht nachgekommen ist? Auf all diese Fragen — keine, keine Antwort! Inzwischen habe ich, ermüdet von Langweile und Verdruß und bereits den n e u n t e n Monat meines unnatürlichen Zustandes antretend, schon zehnmal die Feder angesetzt, um an den Grafen Kufstein zu schreiben, aber immer unterließ ich's wieder, und ich will durchaus Briefe von Wien erwarten, eh' ich diesen wichtigen Schritt versuche. Daß ich heute in einem trüberen Tone von meiner Situation schreibe, auch geneigter bin, mich dem Grafen Kufstein zu nähern als jüngst, darf Euch nicht wundern. Wenn ich einmal schreibe: mein Los ist erträglich, so ist diese Stimmung vielleicht schon ins Gegenteil umgeschlagen, indem Ihr den Brief leset; das wechselt und wandelt, steigt und fällt wie die Wellen im Bache; es ist nichts Festes und Beständiges in einer solchen Lage. So sind wir unser zwei mit einem dritten Stubengenossen (dem selben, der eine Sammlung zu ein Paar Schuhen machen wollte) schon seit einer Woche aufs bitterste gespannt, sprechen kein Wort mit ihm, gehen ihm auf jedem Schritt aus dem Wege und müssen doch in den selben Pfählen mit ihm leben. Solche Häßlichkeiten sind die unvermeidlichen Folgen dieses unfreiwilligen Beisammenseins, und sie sind ganz geeignet, was man in neun Monaten sich mühsam an Gemütsruhe und Resignation erworben, in einem Augenblicke wieder zu vernichten. Weiter habe ich Euch nichts zu sagen. Meine Adresse bleibt die selbe: An F. A. Grundmann, Oberseergasse Nr. 16 — nur wohlgemerkt! mit dem Unterschiede, daß Ihr jetzt auch den Koffer, falls er nicht schon unterwegs ist, an ihn adressieren mögt. Er ist sicher und zuverläßlich; wir wollen die andern ganz umgehen.

Lebt herzlich wohl und grüßt alle Freunde und Verwandte.

Ferdinand.

Dresden, 21. Jänner 1850.

Meine Lieben!

Euer Brief ddo. 14. Jänner liegt vor mir. Er hat sich wahrscheinlich mit meinem letzten gekreuzt, den ich erst vor einigen Tagen, mich dünkt unterm 17., an Euch schrieb und an die Betty auf die Wieden adressierte. Daß der Zweck dieses meines Antwortschreibens kein anderer sein soll, als über die Achselwülste an meinem Legionsrock zu verfügen, bedauere ich herzlich; die Geschichte kostet Euch 12 kr. Münze und der Gegenstand ist doch, weiß Gott, keinen Groschen wert. Genieren mich die Wülste, so ist die Änderung ja so unbedeutend, daß ich sie auch hier für ein ganz Geringes vornehmen lassen könnte, darüber einen Brief zu schreiben, wäre mir im Traum nicht beigekommen. Da übrigens die Frage einmal vorliegt, so sei sie beantwortet: die Wülste mögen bleiben. Der Rock wird sich doch immer durch die Wattierung als ein Uniformsstück darstellen und auch diese zu beseitigen, würde ich zu weitläufig, vielleicht selbst untunlich finden. Also, es bleibe an diesem Kleide des neuen Österreichs alles beim alten. Wie ist's mit dem Kalabreser? Ist er nicht zu sehr mitgenommen, so schickt ihn auch, wenn nicht des Gebrauches, doch des Andenkens wegen. Eurem Wunsche, im Ganzen eine weniger auffallende Adresse zu geben, bin ich in meinem letzten Briefe (der sich nämlich mit dem Euren gekreuzt haben muß) schon zuvorgekommen; ich wiederhole die Adresse noch einmal: F. A. Grundmann, Oberseergasse Nr. 16. Weiter gar nichts. Mein Name ist unnötig dabei. Vergeßt übrigens nicht, mit einem gleichfalls unter der selben Adresse abzuschickenden Begleitungsschreiben ein genaues Verzeichnis der im Koffer enthaltenen, mir zugeschickten Sachen zu senden. Daß Hardtmuths glänzender Nachlaß mir abhanden ging, find' ich ganz in der Ordnung; wie wäre ich sonst von meinem Mißgeschicke ungeneckt geblieben bei der ganzen Geschichte? Übrigens muß ich natürlich erklären, daß ich trotzdem nur anständige, wohlkleidende Stücke annehmen kann, von sichtlich abgetragenen, oder wohl gar mit Flicken gebesserten Kleidern (wenn jene nicht an ganz verborgenen und im gewöhnlichen Gebrauche ungesehenen Stellen sitzen) kann keine Rede sein. Ihr werdet Euch verwundern, daß ich diesen Ton führe, Ihr kennt mich, er ist mein angeborenes Wesen, ich

gehe davon keinen Schritt ab, mag's kommen, wie es will. Und diese ausdrückliche Verwahrung find' ich um so nötiger, da die Schwester selbst ziemlich verdächtige Andeutungen macht, als: „nicht im besten Zustande“ und „wenn es sich der Mühe lohnt“ u. dgl. Sollte es an dem so sein, so laßt nur alles liegen und stehen, denn, wie gesagt, ich nehme keinen Faden an, der mir nicht gefällt, an dem ich nicht meine Freude haben kann. Es wären nur unnütze Transportkosten. Sind hier keine Rosen zu pflücken, so mag jeder seine Dornen und Fetzen für sich behalten; den Hilfsbedürftigen als einen Mann, dem sich nur Edles und Würdiges bieten läßt, geschildert zu haben, war des Bruders Sache; gemeinen Trödel selbst im Augenblicke der höchsten Not e n t s c h i e d e n zurückzuweisen, ist m e i n e! — . . . Ich komme nun, dem Ganzen Eures Briefes folgend, zu Freund Auersbach, dem Rätselhaften, der sich für mich beim Grafen Kufstein verwendet haben will. Soll es, wie die Schwester sagt, der Novellendichter sein, so heißt er Auerbach (Berthold), nicht Auersbach. Wie kommt übrigens der mit Kufstein zusammen? Viel näher lag daher mein Gedanke, daß Auersperg (der Dichter Anastasius Grün) gemeint ist. Auersperg ist Graf, wie es Kufstein ist, er ist überdies meines Wissens Frankls vertrauter Freund, da hätte die Sache Zusammenhang und Erklärung. Übrigens mag es der Tod oder der Teufel sein; wenn er sich bisher in der Art, wie ich verspüre (nämlich nicht verspüre), verwendet hat, so dank' ich ihm schönstens für seine Freundschaft, und der Edle mag sich in dieser Sache nur aufs Ohr legen und weiter schlafen. Denn daß mein Protest durch Kompert seiner Tätigkeit Einhalt getan, glaube ich kaum; dieser müßte ja überhaupt zu spät gekommen sein, wenn von Verwendung die Rede war. Was wäre an dieser Verwendung denn so Langwieriges und Kompliziertes? Das bedürfte unter befreundeten Männern ja nur ein paar Zeilen: in Dresden befindet sich ein junger würdiger Mann, für den ich mich interessiere, in der und der Lage, es wird Ihnen in Ihrer Stellung ein Leichtes sein, ihn daraus zu befreien — so ungefähr, und die Sache ist abgetan. Daß mein Protest, wenn Eure Sendung ankommt, natürlich aufhört, versteht sich von selbst; aber was ist da zu protestieren und nicht zu protestieren? Kurz, mein Schattenfreund, er mag nun heißen, wie er will, heißt überhaupt gar nichts und damit ist die Ge-

schichte abgemacht. Ich habe keine Verwendung geheischt und begehrt; sollte sie kommen, so müßte man mich damit angenehm überraschen, nicht daß sich durch zwei, drei Briefe unnützes Geschwätze darüber hinschleppt, das den Kreuzer nicht wert ist, der vom Postporto darauf entfällt. Ich mag nichts wissen von dem Gesellen. Was soll ich vollends von der Sache mit „Quintin Messis" sagen? Ich bin ganz der Meinung der Schwester, sie brauchte mir nicht erst zu wiederholen, wie recht sie hatte. Ich schrieb es auch Kompert in meinem letzten Briefe; schrieb ihm, daß die Schwester damals sich ausdrücklich auf ihn berief: ich und Kompert aber glauben, es ist nichts als eine alte Rache — usw., schrieb ihm ferner, daß Holbein ihn nur mit leeren, schön klingenden Worten abgefunden haben mag, und daß er sich hüten möge zu glauben und zu warten. Es wundert mich, daß Kompert mir noch immer nicht geschrieben, respektive geantwortet hat. Aber mein „Messis" mag wieder einmal schief, sehr schief stehen, der arme Betörte mag Anstand nehmen, mir das zu schreiben und gewissermaßen sich selbst beschämen wegen seines naiven Glaubens, wovon sein letzter Brief überfloß, und so schreibt er überhaupt gar nichts. Ich wette tausend gegen eins, so ist es. Mir ist es auch lieb, daß ich mit der Sache nicht weiter geschoren werde. Ich bin für „Messis" dem Burgtheater gegenüber tot, ganz tot, und mein Testament fass' ich ganz in den wenigen Worten: Ers olmi chimar schel Ecken, zu deutsch: Schauspieler und Direktor sind die Herolde Gottes auf Erden. — Ab! — . . . Eure Anspielung auf den „Hanns-Jörgel" (sieht der Schwager, wie schön und rührend das ist!) bringt mich auf eine Frage, die ich schon lange tun wollte. Hat denn das Luder jetzt auch noch Käufer und Abonnenten? Wie stehen denn seine Aktien in Wien, wie spricht man von ihm, welch einen Grad von Ansehen oder vielmehr von Verachtung genießt er? Daß er gegen den Strom schwimmt (in seiner Sphäre nämlich), ist offenbar, daß er keine Geschäfte macht, glaube ich eben so offenbar aus einer Zeitungsnotiz abnehmen zu können, nach welcher er das einzige Blatt in Österreich wäre, das von der Regierung Unterstützung empfängt. Welch eine Frechheit auch, eine Schrift für das Volk zu schreiben und doch ganz gegen die Gesinnung des Volkes! Jede achtbare periodische Schrift ist der Ausdruck

ihrer Partei, „Hanns-Jörgel" ist das Gegenteil und will s e i n e m Publikum einen verhaßten Geist erst aufdrängen und aufoktroyieren. Dreimal pfui! über den Ekelhaften, Elenden! — Soll einmal unzusammenhängend geschrieben werden, so gehe es fort so. Ob ich nun meinen alten Spießbürger vom Hals bin? Wer sagte, daß er ein Spießbürger war? Er hat nur verschrobene, wenn man will verrückte politische Ideen, aber spießbürgerliche nicht! Und vom Halse sein? Er war mir nicht lästig. Wenn ich damals schrieb: „und mit solchen Leuten muß ich zusammenleben!" — so bezog sich das nur darauf, daß ich keinen ebenbürtigen geistigen Umgang habe und verwaist und gelangweilt sei, — aber lästig war mir der Mann keineswegs. Im Gegenteile, ich habe erst heute (da unsere Stuben sich einander besuchen dürfen) Skat mit ihm gespielt und wir sind recht friedlich und freundlich miteinander. Aber in meiner neuen, schönen Stube, da könnte von lästig und tausendmal mehr die Rede sein. Ich habe Euch von dem Manne geschrieben, den ich mit Bem verglich, und daß ich seit acht Tagen bitter gespannt mit ihm lebe. Vergangenen Freitag kam es zum fürchterlichen, ungeheuren Ausbruch. Tags darauf ging ich zum Stadtgericht und besiegte meinen Feind und Beleidiger in zwei großen Schlachten Vormittag und Nachmittag bis zur Vernichtung. Er mußte zur Stube hinaus. Die Sache fängt bereits an, in Dresden Aufsehen zu machen, denn der Mann war eine stadtkundige Berühmtheit und wer nicht sein Anhang war, der fürchtete ihn doch wie's höllische Feuer. Daß ich ihm so glänzend Herr geworden bin, macht mich zum Helden des Tages. Stadtgerichtsrat und Aktuar bewundern mein rednerisches Talent. Die Fronveste, die einstimmig auf meiner Seite stand, trägt mich auf den Händen und das übrige Dresden, das mich nicht kennt, bekommt wenigstens eine hohe Meinung von dem kleinen Wiener, dem so Großes gelang. — Ich werd' Euch bei guter Laune das alles noch ausführlich schreiben und Ihr sollt Euch des Eurigen freuen. — Euren Wohlstand hättet Ihr mir in so bitterer Weise nicht schildern sollen. Mit dem Satze: im übrigen geht's zufällig nicht besser, wußt' ich alles. Es zerfleischte mir längst das Herz, wenn auch der zärtliche Ton unter uns nicht eingeführt war, es zu äußern. — Gott behüte Euch.

Ferdinand.

Dresden, 25. Jänner 1850.

Meine Lieben!

Das hiesige Appellationsgericht fängt an, seine Urteile zu fällen. Gleich die zwei ersten, welche Bewohner der Fronveste betrafen, lauteten ungewöhnlich strenge, das eine auf achtzehn, das andere auf fünfzehn Jahre Zuchthaus ersten Grades. Darob großer Schrecken in Israel, verdoppelte Sorgfalt in der Bewachung, wie sie schon längst nicht mehr vorgekommen, lange und ernste Gesichter der Offizianten, Furcht und Bekümmernis überall. Was mich betrifft, so habe ich mir von jeher nichts anderes gewünscht als Urteilsspruch, in der festen Überzeugung, daß dann die Stunde meiner Befreiung geschlagen hätte. Indes fängt mir diese Überzeugung nachgerade an, etwas schwankend zu werden. Vor mehreren Wochen, als nämlich mein Advokat Dr. Krause die Fronveste besuchte, meinte er, mir zu meiner baldigen Entlassung gratulieren zu können, indem binnen kurzem einige Freisprechungen erfolgen würden. Diese Freisprechungen sind aber nunmehr, neun an der Zahl, dem Vernehmen nach wirklich erfolgt, und zwar in zwei Kategorien: 1. wegen Mangel an Verdacht gänzliche Freisprechung, 2. wegen Mangel *mehreren* Verdachtes Freisprechung mit Ersatz der Gerichtskosten.

In dieser zweiten Kategorie glaubte ich mich zu befinden, ich scheine mich getäuscht zu haben. Möglich, daß meine Freisprechung etwas später erfolgt, möglich aber auch, daß mein Verdacht für dringend gehalten wird und daß es einen Gesetzesparagraphen gibt, in welchem *dringender Verdacht* auch mit einiger Gefängnisstrafe belegt wird. Noch will ich dieser Annahme mit Bestimmtheit mich nicht hingeben, indes ist es doch auch gut, eine trügerische Selbsttäuschung früher fahren zu lassen, als es die Tatsachen selbst gebieten.

Nehmt also mit dieser, wenngleich etwas trübe klingenden Nachricht vorlieb, ich kann Euch vorderhand keine bessere geben. Auch habe ich diese Zeilen nicht geschrieben, um zu Eurem vielen Kummer Euch mit einer neuen Sorge heimzusuchen, sondern nur um Euch beizeiten einen Wink zu geben, wenn dies vielleicht der letzte vertraute Brief sein sollte, den ich Euch schicken kann, und wenn vielleicht mit nächstem eine längere Periode des unfreiwilligen Stillschweigens von meiner

Seite anbrechen würde. Eure Briefe, wenigstens den nächsten noch, datiert einstweilen immerhin an die alte Adresse; sollte er dann längere Zeit unbeantwortet bleiben und der Besorgnis Raum geben, daß er nicht mehr an mich gelangt wäre — dann, in Gottes Namen, mögt Ihr den alten, offiziellen Weg durchs Stadtgericht wieder betreten. Auch die Kiste, wenn sie zu erwarten steht, laßt mit der bereits angegebenen Adresse abgehen; sie kommt an einen sichern Ort und bleibt mir jedenfalls bewahrt, es werde wie immer.

Gott mit Euch, lebt recht herzlich wohl und grüßt alle Freunde und Verwandte aufs wärmste von

Eurem

Ferdinand.

Hamburg, Montag, den 11. März 1850.

Meine Lieben!

Kaum weiß ich, ob ich Euch mit der Nachricht meiner Freilassung noch etwas Neues mitteile. Möglich, daß Ihr sie durch Zufall bereits von einer anderen Seite erfahren. Ist's so, dann mögt Ihr das Säumnis meinesorts schwer genug aufgenommen haben, und Ihr hättet, in der Unkenntnis aller Nebenumstände, vollstes Recht dazu gehabt, aber gewiß war niemand ungeduldiger zu schreiben als ich selbst, und ich schätze mich glücklich, daß endlich der Augenblick gekommen ist, da ich es tun kann. Also hört: des langen Zögerns und Säumens müde und von der Schande überwältigt, daß junge, kraftvolle Männer ihre Gefangenschaft so geduldig ertragen sollten, war schon längst unter uns ein Fluchtplan geschmiedet und das Detail seiner glücklichen Ausführung umsichtig eingeleitet worden. In dieser letzten Beziehung waren wir freilich auf die hilfreiche Teilnahme unserer äußeren Freunde angewiesen und lebhaft wurde die Korrespondenz mit ihnen gepflogen. Indes zog sich die Sache doch in eine unerträgliche Länge. Da war ich es, der Freitag, den 15. Februar, darauf drang, daß wir nun ein- für allemal den Knoten durchhauen, nicht länger an trügerischen Erwartungen hängen, sondern auf eigene Hand hin keck und frisch das Langbeschlossene wagen müßten. Mein Antrag ging im Rate durch, und es ward festge-

setzt, in der Nacht von Sonntag wird das Werk der Flucht unternommen. Könnt' ich Euch die Umstände näher beschreiben, so würdet Ihr abnehmen, wie wenig Schwindelei an der Sache, im Gegenteile, wie höchst günstig die Gelegenheit war, so daß vielleicht kein Gefängnis der Welt sich einer gleichen erfreut, und unser Tun mußte nicht nur gebilligt, sondern die Unterlassungssünde sogar wie der feigste Verrat an uns selbst angesehen werden. Ich freute mich auch bereits königlich auf das Unternehmen, und eine angenehm schlaflose Nacht folgte dem Tage, da ich den Beschluß seiner Ausführung definitiv durchgesetzt. Aber was geschieht? Samstag vormittags kommt der Schließer mit der Meldung, ich sei aufs Rathaus vorgeladen. Ich denke, ein Brief von Wien liegt vor, oder die Wiener Behörden wollen wieder einmal Auskunft von mir wegen der Oktober-Sachen; genug, ich kleide mich vollständig an und gehe. Auf dem Rathause treffe ich noch sechs andere Maigefangene zu gleichem Zwecke wie ich vorgeladen, und nun wird uns Sieben eröffnet: „Seine königliche Majestät habe auf Grund einer Vorlage des hiesigen Appellationsgerichtes vom 8. Februar aus Gnaden zu beschließen geruht, daß die Untersuchung gegen die wegen Beteiligung am Dresdener Mai-Aufstande hierorts Inhaftierten, nämlich Ferdinand Kürnberger, Literat aus Wien, N. N. etc. etc. (folgen die sechs anderen) gegen Verurteilung in die aufgelaufenen Kosten niederzuschlagen sei." Also eine Art Amnestie! Ich nahm diesen Akt mit großer Fassung hin, und wenn der vorsitzende Kriminalrat vielleicht eine freudige Regung oder eine Äußerung des Dankes erwartete, so überließ ich dies meinen Gefährten und blieb kalt und trotzig wie eine eiserne Statue. Und in der Tat, der Gnadenakt indignierte mich. Stumm und verschlossen machte ich eine leichte Verbeugung, als der Kriminalrat mir zu meiner Freiheit Glück wünschte, und meinen Gefährten in der Fronveste, die bei meiner Zurückkunft mir ihren freudigen Anteil bezeigten, gab ich halb mit komischem Ärger zur Antwort, daß mir mein Schicksal auch gar nichts Poetisches gönnt. Statt des romantischen Abenteuers einer Flucht kommt eine prosaische, offizielle Entlassung! Man lachte, und wir verabredeten dann allen Ernstes, wie ich der Flucht der Übrigen noch dienen könnte, da sie doch nun einen Bundesgenossen mehr hätten draußen, und zwar einen eifrigeren als die anderen

alle. Indes wurde ich noch immer geschoren. Nachmittags ging es auf die Polizei wegen Ausstellung meines Passes. Auch die sechs Übrigen, größtenteils Fremde wie ich, kamen mit. Es möchte nicht mehr Zeit sein, uns alle zu expedieren, genug, wir blieben noch diese Nacht auf der Polizei in Haft. Bevor man uns in dieselbe brachte, wurde jeder Einzelne in ein Seitengemach gerufen, woraus er nach mehr oder weniger Zeit wieder zurückkam, ohne daß ich erriet, was dieses Vorgehen sollte. Endlich kam auch ich, und zwar der Letzte, an die Reihe dieses mystischen Zwanges. Was meint Ihr wohl, welche Bedeutung er hatte? Aber Ihr erratet's doch nicht. Also, in das Zimmer eingetreten, dessen Tür sich wieder schließt, wird man säuberlich ersucht, den Rock auszuziehen, nach diesem das Gilet, nach diesem das Halstuch. Noch bleibt es der menschlichen Beschränktheit rätselhaft, wohin diese „Enthüllungen" führen sollen und wie weit sie gehen werden. Aber jetzt setzt der Polizeidiener bedächtig die Brille auf, ergreift das Licht und stellt an dem Halskragen des Hemdes Untersuchungen an, deren Zweck freilich keinen Zweifel mehr übrig läßt. In diesem Augenblicke weiß man nicht, soll man die löbliche Vorsicht der Polizei billigen oder die Indiskretion derselben mit Zorn und Entrüstung aufnehmen. Indes überzeugte sich der Mann bald an meinem blendend weißen Hals und Nacken und meinem sonstigen feinen Aussehen, daß er hier vergeblich auf Jagd gehe, und so ging der peinliche Moment schnell genug an mir vorüber. Das hierauf folgende polizeiliche Abendessen verschmähte ich, denn meine Stimmung war fortwährend gereizt und bitter. Endlich wurde uns das Schlafgemach angewiesen, ein kahles Loch, in das man nur die betreffende Anzahl Matratzen samt ebenso vielen reingewaschenen Decken brachte, worauf man uns ohne Licht für diese Nacht einschloß. Mein Grimm legte sich nach und nach, als die übrigen Gefangenen sich zu unterhalten anfingen und ich darunter einen Mann entdeckte, der bei seiner Proletarierarmut und seinem schlichten Handwerksverstande eine so herrliche, gesunde, richtige, bei der äußersten Kühnheit anspruchslose und bescheidene Gesinnung und Gesittung an den Tag legte, daß ich, im Innersten erfreut von diesem wahrhaften Ideale eines wünschenswerten Volksmannes, zuletzt noch mein Schicksal pries, welches mich solche Perlen in dem verhaßten Orte finden

ließ. Morgens darauf spärliches Waschwasser, kein Handtuch, kein Frühstück, selbst für mein Geld nicht, überhaupt rauhe Gleichgiltigkeit. So verging der ganze Vormittag. Endlich nach zwölf Uhr wurde ich in das Paßbureau berufen und hatte nun mit Beamten zu tun, die auf Bildung Anspruch machen und in meinen Augen auch solche zeigen wollten. Mein Paß war während meiner Gefangenschaft abgelaufen. Ich hatte ihn noch vom Grafen Kufstein, dem ich das Vertrauen schenkte, mir wollen verlängern lassen; der aber, zur Frankfurter Bundeskommission berufen, war von Dresden abwesend. Die Dresdener Polizei aber konnte mir nicht aus eigener Vollmacht einen abgelaufenen Paß visieren, ohne daß sie mir nicht dadurch sächsisches Heimatsrecht erteilt hätte; also blieb ihr nichts anderes übrig, als daß sie mir auf meinem Paß zwangsweise die Rückkehr in meine Heimat vorschrieb. Dabei mußte ich das Wort geben, Dresden womöglich sogleich zu verlassen, oder wenn meine Angelegenheiten es nicht erlaubten, mich morgen (Montag) um neun Uhr wieder auf der Polizei zu melden, um mir den Aufenthalt auf ein paar weitere Stunden auszuwirken. Ich versprach alles, der Kommissär machte mir sein Kompliment, der Diener öffnete mir das Haustor, und so machte ich nach neun Monaten acht Tagen Sonntag, den 17. Februar, mittags um 1 Uhr, wieder den ersten freien Schritt. Erlaßt mir die detaillierte Darstellung des hierauf folgenden Treibens. Ich stand nun da auf freier Straße: zu meinen Schulden und Reisebedürfnissen kein Geld, zu meiner Lust, weiter zu wandern, keinen Paß. Alles mußte aus dem Nichts geschaffen werden. Aber zu diesem Schaffen sollte ich auch ein Drittes nicht haben, nämlich die Zeit, ich sollte mich nicht aufhalten, ich sollte fort. Ihr seht wohl, daß es ohne gute Freunde nicht ging. Zum Glücke hatte ich diese in Dresden, und so ging — alles! Die ersten Tage, Sonntag und Montag, galt's nun ein tüchtiges Herumlaufen von Pontius zu Pilatus; dabei regnete es fortwährend und ich hatte keine Sohle am Stiefel und nichts als mein leichtes Mairöckchen am Leibe. Von meinen Wirten den Burnus zu holen, unterließ ich; da ich ihnen schuldig bin, ohne sie bezahlen zu können, so wollte ich ihnen wenigstens meine Sachen als Pfand lassen. Noch fehlte an meinem demokratischen Hute das Band, das mir weiland die Soldaten, die Ochsen, als ein Trauerzeichen für R. Blum (!)

herabgerissen hatten, dazu meine unmäßig langen Haare, meinen starken ungepflegten Bart, der mir als eine Fronvesten-Errungenschaft gewachsen war — ich muß ein sehr wüstes Bild, eine wahre „Bassermannsche Gestalt" gewesen sein. Bart und Haare wurden zuerst adjustiert. Dann ging's an die weiteren Gänge, wozu noch die kamen, die ich für die alten Mitgefangenen und ihr Fluchtprojekt machte. So verging Sonntag und Montag. Ich hatte an diesen Tagen noch nichts erreicht, obwohl alles eingeleitet und in Gang gesetzt. Jetzt aber durfte ich auch nicht wagen, mich weiter sehen zu lassen. Meine Frist war um, und mich auf der Polizei wieder einzustellen und von Stunde zu Stunde um eine Spanne Aufenthalt zu betteln, fiel mir nicht ein. Was den Geldpunkt betrifft, so brachte die demokratische Partei 16 Taler (24 fl. K.-M.) für mich auf; die Reisegelegenheit anlangend (ich wollte nach Hamburg), so spekulierte ich darauf, zu Schiffe auf der Elbe zuerst bis Magdeburg zu fahren und hier mich unter den weiteren Schutz der Demokratie zu stellen. Dieser Plan wurde gutgeheißen, und es gelang einem Freunde auch wirklich, einen Elbschiffer aufzutreiben, der mich mitzunehmen erbötig war. Dieser fuhr freilich erst Samstag von Dresden ab, indes war schon ein Haus gefunden, das mich aufs gastlichste aufnehmen und bis Samstag verborgen halten wollte. Das nahm ich an. Daß ich nun in dieser Zeit nicht an Euch schrieb, dürftet Ihr Euch wohl erklären können. Welche Freude, welche Beruhigung konnte es Euch sein, zu wissen: ich bin frei, aber auch nicht frei — ich kann in meinem Dresdener Asyle in jedem Augenblicke von der Polizei entdeckt werden — ich kann auf der Reise Unglück haben und als verdächtig wieder arretiert werden; — war doch meine Lage so schwankend, so gefahrvoll, wie hätte ich Euch mitten in derselben schreiben können, ohne Euch zu täuschen oder von neuem zu beunruhigen? Mein Vorsatz war also, ich schreibe Euch erst vom erreichten Ziele, von Hamburg aus, wenn jede Gefahr hinter mir liegt und die Nachrichten sicherer lauten können, obgleich sie etwas später kommen. Ich sage etwas später, damals wußt' ich freilich nicht, wie sehr sich alles in die Länge ziehen würde. Also von Montag, den 18. Februar, ab hatte ich bei einer liebenswürdigen Familie wieder Privatarrest. In diesen Tagen war auch Eure Sendung, die Kiste, gekommen und ich ließ sie mir in mein

Asyl bringen. Ihr habt eine freimütige Kritik verlangt und ich gebe sie. Größtenteils bin ich damit zufrieden. Die Hemden sind, ohne Kompliment, sehr nett und gut gemacht, die Wäsche überhaupt ist das Befriedigendste. Weniger die Kleider. Diese dürften vor allem anderen etwas spärlich genannt werden. Denn rechne ich die Legionsstücke ab, was bleibt? Der Oberrock war kein glücklicher Gedanke. Seit die schöne Mode des bequemen und malerischen Burnus herrscht, werde ich nie ein anderes Winterkleid tragen. Der Oberrock wird also entweder verkauft oder vertauscht, in meinen Gebrauch kommt er ganz entschieden nicht. Die Gilets sind eine gar feine und schmucke Gabe. Schade, daß sie auf eine etwas breitere Brust und schlankere Taille als die meine angemessen sind. Sie sind mir oben etwas zu weit, unten ziemlich knapp. Indes es geht noch. Der Übelstand ist nicht so bedeutend und kann durch geringe Nachhilfe vielleicht gänzlich gehoben werden. Der Giletstoff und das Halstuch sind gleichfalls sehr niedliche und hübsche Dinge. Indes verschenkt' ich beide an die Kinder der Familie, die mich beherbergte, indem das eine ziemlich passende Gelegenheit war, mich erkenntlich zu zeigen. Der Stürmer mit der riesigen Feder? Großes Fragezeichen! Wär' es mein eigener gewesen, so erböt' ich ihn mir zum Andenken, was aber soll mir ein neuer, fremder? Handschuhe, Schuhe und Hosenträger gut. Der „Punch" hat mir gerade das Gegenteil von Spaß gemacht. Ein Blatt, das einen Aufsatz wie „Violand" bringen kann, das über die Oktober-Revolution sich so äußern kann, wie es wirklich tut, ein solches Blatt mag über Ebersberg und Hans-Jörgel witzeln, wie es will: es ist selbst von der Gesinnung eines hundsföttischen Servilismus der verächtlichste Zeuge. Übrigens wurde die Kiste auf dem Zollamte geöffnet, Altes von Neuem gesondert, und für das letztere mußte ich, so wenig es ist, einen baren Taler sächsische Eingangszollgebühr bezahlen! Doch weiter. In meinem Verstecke, daß mir die Zeit nicht zu lange würde, besuchten mich Freunde, alte und neue, besprechend, ratend, fördernd. Ich lernte dabei fühlen, wie süß es doch ist, einer unterdrückten Partei anzugehören. Hier rücken die Menschen auf das engste und wärmste zusammen, hier schließt sich ein Kreis um das Geheimnis, nach außen verschwiegen wie ein Grab, nach innen die lauterste, brüderlichste Vertraulichkeit, von Hand zu Hand,

von Mund zu Mund Eine Gesinnung, Eine Tat, Ein Wille, ein Kreis, erinnernd an die ersten Christengemeinden voll Bruderliebe, voll Aufopferung, die verfolgte Tugend in stille, anspruchslose Heimlichkeit bergend, kein Schein, kein Prunk, biedere, echte, herzliche Innigkeit und Treue; ein Zusammenwirken, ein Einverständnis, das jeder äußeren Gewalt trotzt, das auf einem kleinen Ring sich siegreich behauptet, in der Stille einer großen geräuschvollen Macht entgegenzuwirken stark ist und das den erbaulichsten und herrlichsten Begriff von dem Guten und Edlen gibt, das der Mensch vermag, wenn er namentlich aus der Rolle des Angriffes in die ihm viel zusagendere der Verteidigung gedrängt ist. Unter den neuen Freunden, die mir diese meine Lage erwarb, muß ich hier vor allem einer interessanten weiblichen Bekanntschaft gedenken. Dieselbe war schon aus der Ferne in den Kreis meines Denkens gebannt worden; denn wenn (in der Fronveste noch) von der Wirksamkeit der demokratischen Partei, von ihrem Eifer in der Beförderung des Guten, von ihren Taten und Werken gegen Gefangene, Verfolgte und Hilfsbedürftige unserer Gesinnung die Rede war, so konnte dies nie anders geschehen, als daß der Name eines Mädchens genannt wurde, die dabei immer als eine der mächtigsten bewegenden Kräfte erschien. Sie war Gründerin und Vorsteherin eines demokratischen Frauen-Hilfsvereines, mit dem sie sich die schöne Aufgabe gesetzt hatte, jenen Bedürftigen der Partei, die durch Verfolgung, Gefangenschaft, Ausweisung oder was immer für ein politisches Verhängnis in eine bedrängte Lage geraten, nach Möglichkeit Vorschub zu leisten. Sie war es auch, die, durch eine zweite Hand von meiner mißlichen Garderobe in der Fronveste unterrichtet, mir kurz vor Weihnachten ein Paket mit einigen Wäsche- und Kleidungsstücken geschickt hatte, eine Gabe, die ich damals in Erwartung Eurer Sendung mit Dank abgelehnt. Jetzt außer den Mauern des Gefängnisses hatte ich noch mehr Gelegenheit, von der Persönlichkeit dieser demokratischen Chorführerin zu hören. War doch die Hausfrau selbst, die mich beherbergte, Mitglied ihres Vereines. Ein eigentümliches Interesse fesselte mich an alles, was ich von ihr vernehmen konnte, und ich sah und entnahm aus Rede und Gegenrede immer mehr, daß hier von einem weiblichen Charakter die Sprache war, der auf der Höhe der Zeitbildung stand, der den politischen und sozialen

Fragen der Gegenwart vollkommen gerecht war, der ganz lebte und wurzelte in dem Bewußtsein der modernen Zustände und das Ideal der Neuzeit mit tapferer, feuriger Schöpfungskraft aufs entschiedenste zu realisieren suchte. Ich nannte dieses seltene Mädchen, ihr selbst gegenüber, später die Jungfrau von Orleans im Zivil. Der Besuch dieser Dame wurde mir nun eines Abends von meiner Wirtin angekündigt. Sie sollte mit mir wegen einer Paßkarte das Nötige besprechen. Ihr möget denken, mit welcher Spannung ich ihr entgegensah. War ich doch gewohnt, bis zu dieser Stunde ein weibliches Wesen von höherer Bildung wie etwas Überirdisches, Abgöttisches zu verehren, denn wann und wo hätt' ich in Wien je, die Herrmann, die Weißbach und die ärgerliche Baronin ausgenommen, Gelegenheit gehabt, die Würde des weiblichen Geschlechtes in ihrer höchsten Entwicklung zu bewundern. Hier kam aber noch dazu, daß von einem Mädchen die Rede war, daß ich das Ehrfurchtgebietende und Überraschende der weiblichen Geistesgröße und Charaktermacht zugleich im seltenen Bunde mit der Jugend sehen sollte. Und sie erschien. Mit jenen Voraussetzungen, unter denen ich sie erwartete, hätte sie unter allen Umständen Eindruck auf mich gemacht, denn meine Phantasie war bereits zu empfänglich dazu; nun aber nicht nur ihr Ruf, sondern sie selbst in Gestalt und Leben vor mir stand, fühlte ich doch einen wärmeren Hauch zu mir herüberwehen, als der von dem bloß abstrakten Ideal ausgeht. Man verlange keine Beschreibung von ihr; der Vorzug solcher Wesen ist es, daß man den gewöhnlichen Maßstab weiblicher Schätzung bei ihnen vergißt, und kann ein Weib, das den Mann vergessen lehrt, nach den Qualitäten der Schönheit bei ihr zu sehen, oder ihr Alter abzuschätzen, sich nicht eben darum der höchsten Schönheit und Jugend rühmen? Genug, ich sah ein anmutiges weibliches Wesen, das bei aller Weite seiner Bildung doch aus den Grenzen seines Geschlechtes nicht herauszutreten schien, das die Gewandtheit, Sicherheit und Freiheit seines Benehmens mit einer gewissen Modestie und Feinheit auf die ungesuchteste und glücklichste Weise vereinigte, ich hörte eine höchst reine und melodische Sprache, einen unbefangenen richtigen Ton und Takt der Konversation, sah, wie im Vorbeigehen, in eine weite und tiefe Perspektive ihrer demokratischen Verdienste und ihrer persönlichen Kenntnisse hinein —

wie konnte mein Urteil anders als günstig sein? Und hätte ich je noch ein enges vormärzliches Vorurteil gegen Frauenemanzipation gehegt, in diesem Augenblicke mußte es schwinden. Die Stunde ihrer Anwesenheit verging wie ein Augenblick, und obwohl sich die Konversation zwischen ihr und mir nur auf das Nötigste meiner Lage bezog und sonst mit meiner Hauswirtin gepflogen wurde, so fand ich eben doch hierin einen richtigen Takt, mit der Fremden für den ersten Augenblick nicht mehr als das Nächste zu besprechen, und war für den übrigen Teil ihres Hierseins, der mich betraf, ein geistig interessierter Zeuge. Als sie fort war, fiel es mir schwer aufs Hers, daß ich ihr nicht mein Geleite geboten. Zwar war es eine ausgemachte Sache, daß ich nicht mehr ausgehen durfte — aber es war Nacht, und dann ziemte es mir jedenfalls besser, von ihr zugunsten meiner Sicherheit einen Korb zu empfangen, als selbst auf diese Sicherheit bedacht zu sein und eine übliche Höflichkeit zu unterlassen. Beunruhigt von diesem Gewissensbiß, noch mehr aber überhaupt begierig, mich mit direkten Artigkeiten an sie zu wenden, schrieb ich ihr Tags darauf ein elegantes Billet, das vielleicht auch nicht ungünstig aufgenommen worden ist. Denn ich hatte abends das Vergnügen, sie wieder bei mir zu sehen und diesmal — durch die schönste Mondnacht und einen weiten Weg entlang nach Hause zu führen.

Inzwischen waren drei Tage meiner Verheimlichung vergangen; am Morgen des vierten kündigte ich meiner Wirtin den Entschluß an, ein anderes Asyl suchen zu wollen. Ich hatte ein Gefühl, als könnte ich nicht länger mehr bei ihnen sicher sein, und suchte es auf die schonendste Weise auszusprechen. Meine Gastfreunde drangen freilich in mich, zu bleiben, und nötigten mich und überredeten mich, aber indem sie noch sprachen, kam das Töchterchen hereingesprungen und brachte die Märe: „Mutter, drunten an der Ecke stehen zwei Polizeier, die sich besprochen und nach dem Hause heraufdeuten" — wohlan, da gilt kein Besinnen, sagt' ich, zog die Handschuhe vollends an, warf den Hut auf den Kopf, nahm die nächste Droschke und fuhr zu einem andern Freund, der mir gleichfalls schon früher ein Asyl geboten. Und wirklich wurde noch im Laufe dieses Tages zweimal von der Polizei Nachfrage nach mir bei meinem vorigen Gastfreund gehalten. Ein böser und reaktionärer Nachbar hatte

ihn verraten; ich aber war einer Ahnung gefolgt, und Denunziant und Polizei hatten das Nachsehen. Wir freuten uns nicht wenig darüber. Mein neuer Wirt war ein alter Mann, ein Handwerker von schlichter Bildung und einfachen Sitten, aber er stand auf der Höhe der Zeit und seine Freisinnigkeit in politischen wie religiösen Dingen tat es dem Aufgeklärtesten gleich. Seine Wohnung, ein Dachstübchen mit schöner Aussicht, war auch viel sicherer und verborgener als mein früherer Aufenthalt, und er mit einem erwachsenen Sohne, beide häufig außer Hause, die ganze Familie. In seinem Hause herrschte offenbar Armut, aber doch war er nicht zu vermögen, den geringsten Entgelt für meine Verpflegung anzunehmen, und teilte sein Stück Brot gern und herzlich mit mir. Drei Tage war ich bei ihm, als der Samstag kam und mit ihm die angekündigte Abfahrt meines Elbschiffers. Aber siehe da, diese unterblieb. Der hohe Wasserstand der Elbe machte die Schiffahrt unmöglich; ich wurde auf Dienstag nächster Woche vertröstet. Ein Donnerschlag! Was war zu tun? Sich drein zu ergeben, zu sitzen, zu harren und sich zu langweilen. Gegen letzteres war von jeher die Poesie ein Mittel. Und warum hätt' ich dieses nicht um so mehr ergreifen sollen, da ohnedies meine ganze natürliche Stimmung schon danach war? Ich hatte von Fräulein Scheibe, so hieß jene Dame, in der Voraussetzung, Samstag abzureisen, so gut wie Abschied genommen; meine Gedanken waren noch bei ihr, und diese Gedanken wurden nun Gedicht, und dieses Gedicht ein ganz keckes herausforderndes Liebesgedicht, das ich auch nicht im mindesten Anstand nahm, ihr direkt zuzuschicken. War ich doch bereits so gut wie ferne für sie, warum sollt' ich mir diesen poetischen Nachruf nicht erlaubt haben? Wie war ich daher erfreut und verwundert, als mich noch an dem selben Abende, auch in dem neuen Asyl, in dem vier Stock hohen Dachstübchen, dessen Hauswirt ihr überdies nicht persönlich bekannt war wie mein voriger, als mich auch hier, sage ich, ihr unerwarteter Besuch überraschte. Sie besprach mit mir wieder ein neues Mittel meiner Abreise, brachte mir einiges Geld aus ihrer Vereinskasse und bat mich um die Besorgung eines Briefes nach Hamburg. Als sie fortging, glaubte sie, durch die letzte polizeiliche Nachforschung besorgt gemacht, mein Geleite ausschlagen zu müssen, ich aber nahm eine Droschke, und so fuhren wir diesmal nach ihrem Hause. Den

Rückweg machte ich bei schönstem Mondscheine wieder zu Fuß. Ungefährdet langte ich gegen elf Uhr nachts wieder in meinem Verstecke an. Indes kam auch der Dienstag herbei, und das Wasser war nur wenig gefallen. Ich sollte neuerdings auf eine weitere Frist, bis Donnerstag, warten. So sehr mich nun dieser Verzug zur Verzweiflung brachte, so hatte ich doch dem Wasser-wege bereits zu viel geopfert, um ihn aufzugeben; auch blieb er ein- für allemal immer sicherer als alle vorgeschlagenen Land-wege; ich wartete. Indessen hatte ich noch einmal das Vergnü-gen, Fräulein Scheibe bei mir zu sehen. Sie wollte mir ein letztes Mittel an die Hand geben, wenn der Wasserweg fehlschlüge, zu Land fortzukommen. Leider war bei all diesen Vorschlägen der Refrain immer: Bart und Haare müßten weg; und ich fühlte mich doch über die Schwachheit, sie um jeden Preis behalten zu wollen, durchaus nicht erhaben. Ich nahm daher derlei Pläne anscheinend an, behielt mir aber stillschweigend vor, noch auf andere Mittel zu sinnen. Als sie diesmal von mir ging, brauchte ich mein Geleite nicht mehr anzubieten; sie meinte selbst: „Wenn Sie ein Mensch wären, mit dem man sich auf der Straße blicken lassen könnte. . . ." Wir aber nahmen wieder eine Droschke und fuhren fröhlich von dannen. Diesmal lud sie mich auch in ihr Haus; ich fand zwei jüngere Schwestern, ent-schieden schöne, aufblühende Mädchen vor, nur daß ich aus ihrem kindlichen Charakter noch kein Bild ihres tieferen Ge-haltes entwerfen konnte. Ich blieb bis gegen zehn Uhr und ging dann mit Mondbegleitung nach Hause. Nun kam auch der Donnerstag. Meine Freunde gingen zur Elbe, meine Abfahrt zu besorgen, aber siehe da — mein Schiffer war schon fort! Mittwoch früh war er abgefahren. Die lange Säumnis hatte dem bedächtigen Mann Frist gegeben, sich zu bedenken, er mochte meine Expedition wahrscheinlich für gefährlich halten, und so brach er mir sein Wort ganz ab und ließ mich zurück. Von meiner Wut kein Wort. Sie war so groß, daß, als mir Fräulein Scheibe sagen ließ, sie wäre bis halb acht Uhr abends zu Hause, ich dieser indirekten Einladung zum Besuche kein Gehör gab; ich fühlte mich zu heftig und zu bitter gestimmt, um mich zahm zu den Füßen der Damen zu setzen. Elf Tage verloren mit nutzlosem Säumen und Warten! Um elf Tage meine Ge-fangenschaft verlängert, und am zwölften da zu stehen, wo ich

am ersten stand! Nun wurde ernstlich auf den Landweg gedacht. Von allen Vorschlägen, Mitteln und Auswegen blieb es zuletzt bei diesem Plane: Ein Freund borgte mir seine Aufenthalts-karte, das ist eine Karte, mit welcher er legitimiert ist, daß er in Dresden berechtigt wohnt; dieselbe enthält keine weitere Personsbeschreibung, sondern ich war ihr zufolge bloß Buch-händlerkommis, zweiunddreißig Jahre alt und von Leipzig ge-bürtig. Dieser letzte Umstand machte mir einige Sorge. Süd- und Norddeutsche unterscheiden sich zu sehr in ihrem Sprach-organe, als daß, wenn man nicht ein gewandter Täuschungs-künstler ist, was ich nicht bin, eine Verwechslung zwischen beiden leicht möglich wäre. Indes es mußte gehen. Mit dieser Karte reise ich also, die Eisenbahn vermeidend, wo mehr poli-zeiliche Aufsicht zu fürchten ist, mitten durchs Land auf der alten einsamen Chaussee, teils zu Fuß, teils mit einem Land-botenwagen, teils auf der Post nach Leipzig. Der dortigen De-mokratie empfohlen, wird für mein weiteres Fortkommen gesorgt, die Karte von Leipzig nach Dresden zurückgeschickt. Zwei Freunde, der Sohn meines Hauswirtes und der Karteverleiher selbst geben mir von Dresden nach Wilsdruff (eine Strecke wie von Wien nach Purkersdorf) das Geleite. Dabei blieb's. Also Freitag, den 1. März, zwölf Tage nach meiner Entlassung, wan-derte ich von Dresden fort. Es war fünf Uhr morgens, als ich mit meinen Begleitern aus dem Hause schritt, alles lag noch in Schlaf und Ruhe, am klaren Himmel stand die helle Mond-scheibe und beleuchtete unsere einsamen Wege. Wir schritten wacker fürbaß, es ging sachte bergan, und meine Brust fühlte bald die ungewohnte Beschwerde. Aber sie ward leicht und freu-dig ertragen; eine tiefe, innige Begeisterung ruhte in unseren Gemütern, die herrliche Frühstunde hob von der Erde zum Himmel empor, der Leib ward vergessen und nur die Seele fühlte sich. Um acht Uhr langten wir in Wilsdruff an. Hier ward gefrühstückt, meine Freunde geleiteten mich noch eine Strecke über den Ort hinaus, dann schieden wir an einem Kreuzwege unter herzlichem Kuß und Handschlag; eine Seitenstraße nahm sie auf und bald hatten wir uns aus dem Gesichte verloren. Ich setzte meinen Weg allein fort. Aus dem schönen Morgen war ein schöner Tag geworden, die Sonne schien hell und warm, der Himmel lachte blau, die Lerchen sangen. Ach, wie war ich

nach langer Zeit so selig! Anfangs zwar genoß ich die Pracht der Natur nur schüchtern und zaghaft, etwa wie das Kind, das sich bei einer verbotenen Näscherei gütlich tut, aber in jedem Augenblicke fürchten muß, überrascht zu werden. Bald aber überzeugte ich mich, daß auf dieser ganzen Straße von Polizei, Gendarmen, Landjägern u. dgl. keine Rede sei, und da mir nichts begegnete als schmucke Landleute, die mich insgesamt höflich grüßten, oder jubelnde Lerchen, die von den Feldern aufwirbelten, so überließ ich mich ganz der Heiterkeit, dem Genusse, dem Hochgefühl. Es läßt sich schön in Sachsen reisen. Die Chausseen sind bequem und gut gepflegt und durchwegs mit Bäumen bepflanzt, so daß die Straße zur Allee wird und parkähnlich das Land verziert. Statt des Laubholzes herrscht durch ganz Norddeutschland das Nadelholz vor, mein Auge begegnete daher allenthalben dem schönsten Grün und vermißte bei dem blauen, goldenen Tag auch diese Zierde des Frühlings nicht. Dazu die keimenden Saaten und das junge Gras, das Quellen und Bäche an ihren feuchten Rändern hervorlockten; ich konnte ganz gemütlich träumen, mitten durch den Mai zu wandern. So verließen mich, trotzdem sich die Anstrengung von einem Gliede zum andern meldete, die Lust und der frische Mut den ganzen Tag über nicht, ich machte wacker eine Tour von zwölf bis vierzehn Stunden in einem fort; bis ich abends um sechs in Waldheim anlangte. Dieser Name hat einen bösen Klang, denn es ist hier das schärfste sächsische Zuchthaus, aber das Städtchen liegt wunderschön in einem romantischen Tale, von Felsbergen eng umschlossen, vom Strome der Zschopau wilddurchrauscht. Hier war ich nur noch eine Stunde von — Geringswalde entfernt. Aber in fünf Viertelstunden kam die Post, ich ließ mich nach Grimma einschreiben, ohne daß ich im entferntesten um eine Legitimation befragt wurde; dort langte ich gegen Mitternacht an, morgens um sechs Uhr ging's auf der Post weiter nach Leipzig, hier traf ich um halb elf vormittags ein. So hatte ich den Weg von Dresden nach Leipzig, ohne eines Ausweises zu bedürfen, glücklich zurückgelegt; dessenungeachtet wagt' ich es nicht, mit meinem Dresdener Aufenthaltsscheine die Reise weiter nach Hamburg fortzusetzen, sondern bewarb mich in Leipzig um eine neue Legitimation. Das hielt schwer genug. Fünf Tage mußte ich im Gasthause liegen und warten; eine Beisteuer von

sechs Talern war bald beisammen, aber eine Karte schien bis zum letzten Augenblicke Schwierigkeiten zu haben. Endlich bekam ich eine Studentenkarte, wo ich als Mediziner Karl Gustav Adolf Spitzner gelte. Mit dieser reiste ich Donnerstag (den 7. März), früh halb sieben Uhr, auf der Bahn nach Magdeburg, wo ich, wie in Leipzig, um halb elf Uhr vormittags anlangte. Ich blieb den übrigen Teil des Tages hier, um mir die Stadt zu besehen und namentlich die Bekanntschaft eines Mannes zu machen, der in Norddeutschland allgenannt und allverehrt ist, Euch leider aber gar nicht bekannt sein wird. Ich meine Pastor Uhlich. Er ist der Robert Blum des religiösen Gebietes. Nächstens mehr von ihm und seiner Schöpfung der freien christlichen Gemeinde. Für jetzt muß ich eilen und schließen. Also Tags darauf (Freitag, den 8.) ging's wieder um halb sieben morgens auf der Bahn fort, und zwar direkt endlich nach — Hamburg. Hier langte ich gegen vier Uhr des selben Tages an. Hamburgs Beschreibung, mein bisheriges Leben darin samt allem, was sonst zu wissen und schreiben interessant ist — nächstens. Jetzt nur noch

Die Hauptsache dieses ganzen Schreibens!!!

Und das ist Geld! Ich habe mich verausgabt bis auf den letzten Taler. Wenn ich Euch nächstens die Reisekosten spezifiziere, wozu noch vier Taler zehn Neugroschen kommen, für die ich in Dresden einen Burnus, ein wunderhübsches Kleid, kaufte, ohne daß mein Rock indes verkauft ist, so wird Euch mein jetziger Geldmangel gänzlich einleuchten. Die hiesige Demokratie aber kann ich nicht in Anspruch nehmen; ebensowenig gelang es mir, augenblicklich Verdienst und Anstellung zu finden, und doch brauche ich augenblicklich Geld. Ich muß also auf jenes Sümmchen zurückkommen, das Ihr weiland für mich gesammelt und das ich mir immer für den Augenblick der dringendsten Not aufbehalten. Dieser Augenblick ist da. Es wird freilich nur ein Augenblick sein, denn ich bin voll Zuversicht und Mut, werde nächstens, so Gott will, ein hübsches, zeitgemäßes Werkchen geschrieben haben, bin überhaupt voll literarischen Unternehmungsgeistes und habe so oder so gewiß in kurzem meinen Erwerb gefunden. Daran verzage ich nicht. Vorderhand aber muß ich leben. Ich bin über allen Begriff schlecht und teuer aufgehoben. Ich wohne in meiner Herberge

wie in einem Hundestall, an der Tür fehlt das Schloß, kein Ofen im Zimmer, kein Topf im Nachtkasten. Das Essen spärlich und unerquicklich, und doch zahle ich per Tag zwei Gulden W. W.!! Das zahle ich heute und morgen noch, dann bin ich fertig. Dann muß ich schuldig bleiben und auf Euren Brief vertrösten. Also eilt, eilt und verzieht keinen Augenblick. Glaubt, daß ich hier nichts bekommen kann und will. War in Dresden die Demokratie eifrig und liebevoll, so war sie's in Leipzig schon minder, obwohl ich sie noch loben muß; noch weniger aber ist sie's in Hamburg; hier muß ich auf eigene Hand leben, oder ich gehe ohneweiters zugrunde. Meine Adresse ist: K. G. A. Spitzner, Lange Reihe Nr. 22, am Hafen bei Steffens in Hamburg. Aber laßt Euch die höchste Eile so dringend empfohlen sein, als ich es selbst wegen Mangel an Raum nicht mehr tun kann. Lebt wohl, Gott mit Euch.

F. Kbgr.

An Herrn Heinrich Plate, Landschaftsmaler und Lithograph, Große Johannisstraße Nr. 4. Hier.

Hamburg, den 1. Mai 1850.

Geehrtester Herr!

Erlauben Sie, daß ich auf einen Augenblick Ihre Aufmerksamkeit für meine Person in Anspruch nehme, welche für sie kein anderes Interesse haben kann als das des Unglücks für den Menschen überhaupt.

Meine bedrängte Lage in Hamburg hat mir die Notwendigkeit auferlegt, meine Familie und meine Freunde in Wien zur Hilfe aufzufordern. Unter letzteren war es besonders Konrad Grefe, der warmen Eifer an den Tag legte und, was seine helfende Hand in der Ferne nicht erreicht, dadurch zu ersetzen suchte, daß er einen Freund in meiner Nähe aufbieten wollte, von dem er hoffte, er würde mir nach Möglichkeit seinen Schutz angedeihen lassen. Dieser Freund sind Sie, geehrtester Herr; folgendes sind Grefes Worte:

„Beiliegend übersende ich Dir die Adresse eines Freundes, der jetzt in Hamburg etabliert ist und Dir gewiß bei allem helfend und ratend an die Hand gehen wird. Es ist Heinrich

Plate, Landschaftsmaler und Lithograph. Er war in unserer Kompagnie und hat den rechten Arm dafür unbrauchbar bekommen, gehe sogleich zu ihm. Er ist ein sehr guter Mensch, grüße ihn von mir herzlich; ich und Ohrmann werden ihm nächstens schreiben.“ —

Ich weiß nicht, ob er bereits geschrieben hat, und erlaube mir daher, unter der Voraussetzung, daß die Empfehlung unseres Freundes ein geneigtes Ohr bei Ihnen findet, Sie in Kürze mit dem Nötigsten bekannt zu machen.

Ich beschäftigte mich in Wien (das meine Heimat ist) bis zur Oktoberrevolution im literarischen Fache und war namentlich in letzterer Zeit Mitredakteur der Franklschen Sonntagsblätter. Mit Simon Deutsch zum Vertreter der 4. Komp. Akad. Korps ins Studentenkomitee gewählt, macht' ich in dieser Eigenschaft die Oktoberrevolution mit. Nach derselben gelang es mir, mit einem Passe, der nur bis Kremsier lautete und der jetzt noch mein ganzer Ausweis ist, über Breslau nach Dresden zu entkommen, wo ich mich ruhig und zurückgezogen, größtenteils kränklich, den Winter 48—49 über aufhielt. Am 3. Mai brach bekanntlich zugunsten der deutschen Reichsverfassung die Dresdener Revolution aus. Meine Beteiligung daran sollte mir diesmal nicht so ungestraft hingehen wie in Wien; ich wurde am letzten Tage des Kampfes, als ich eben, einem harmlosen Spaziergänger gleich, das Weite suchte, vom Militär arretiert und in Haft gesetzt. Diese dauerte neun Monate und acht Tage lang. Da sich indes glücklicherweise keine Denunziationen und verderbliche Zeugenaussagen gegen mich erhoben, so kam das Untersuchungsgericht nicht über die Auffindung des bloßen Verdachtes hinaus, welchen vorgefundene Briefschaften von roter Farbe und mein Gewehr im Hause allerdings ziemlich stark erregten. Ich wurde also zuletzt aus Mangel an Beweisen infolge einer königlichen Amnestie am 17. Februar d. J. entlassen. Mein Paß (der inzwischen abgelaufen war) wurde mir zwangsweise zurück nach Wien visiert. Ich hatte aber aus mehr als einem Grunde entschiedenen Widerwillen gegen diese Rückkehr, sondern ermöglichte, nicht ohne große Mühe, die Reise nach Hamburg. Ohne Mittel hier angekommen, verzweifelte ich doch nicht, daß ein kleiner Vorschuß von Wien mir so lange Frist geben würde, bis ich einen sei es auch noch so bescheidenen Er⸗

werb gefunden hätte. Ich hatte dabei freilich nicht auf ein Mißgeschick gerechnet, das mich so ziemlich gleich bei meinem Eintritt in Hamburg in Empfang nahm. Ich wurde bei gesundem Leibe krank. Mein rechter Arm fing an anzuschwellen und einzelne Wunden brachen aus. Die Raschheit, mit der mich dieser Anfall heimsuchte, erlaubte mir nicht, mit langer Wahl ein passendes Privatlogis zu suchen; ich mußte mich dem nächsten besten Gasthause überliefern und geriet zufällig in eines der teuersten (Stadt Kiel auf dem Gänsemarkt). Meine Kur dauerte länger, als ich selbst im schlimmsten Falle vermutete, zumal da der Arzt auf eine Verbesserung des Blutes ausging und mich innerlich behandelte. Diese Kur nun und dieses Gasthausleben wurde für mich die Quelle einer finanziellen Verlegenheit, die zu beheben mir und den Meinigen eine fast nicht zu bewältigende Aufgabe sein wird. Obwohl ich mit Hilfe meiner Familie bereits die Apotheke und eine Wirtsrechnung von 20 Talern pr. crt. bezahlt habe, so habe ich doch in diesem Augenblicke für Arzt, für eine zweite Rechnung und Bedienung noch weitere 35 Taler aufzubringen, eine Summe, die natürlich mit jedem Tage noch wächst, den ich im Gasthause zuzubringen genötigt bin.

Fasse ich nun die Summe dessen, was mir vor allem not tut, zusammen, so kann ich sie unter folgende drei Hauptpunkte bringen: 1. Geld, 2. die Auffindung einer Privatwohnung, die Nachsicht im Punkte der Aufenthaltskarte hätte und mindestens für den Anfang nicht Vorauszahlung verlangte, überhaupt mich mit Gemütlichkeit aufnähme; und 3. womöglich baldige Auffindung irgendeines kleinen Erwerbes, sei es durch Korrepetitionen in Lehrgegenständen, oder durch Sekretär-, Korrektur-, Schreiberdienste und dergleichen.

Was den ersten Punkt betrifft, zwar wie im ganzen Leben so auch hier dem dringendsten, so will ich doch Ihnen gegenüber absehen davon. Künstler sind nicht mit irdischen Mitteln gesegnet; ich könnte mir nie die Unbescheidenheit verzeihen, wenn ich durch eine Bitte der Art Ihnen das Geständnis abnötigte, wie sehr Ihr Vermögen hinter Ihrem guten Willen zurückbleibt. Können Sie aber in Ansehung der beiden anderen Punkte durch Rat, durch Empfehlung, durch Vermittlung mir irgendwie nützlich sein, so werden Sie noch immer wohltätig genug

auf meine hiesige Stellung eingewirkt haben und mich zu ewigem Danke verpflichten.

Und so lassen Sie mich hoffen, daß Sie diese Zeilen mit wohlwollender Gesinnung aufnehmen und meiner Bitte nach Kräften einen guten Erfolg ermöglichen werden. Ich werde morgen oder übermorgen mit Ihrer Erlaubnis das Vergnügen haben, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen; heute verwehrt mir's, leider! das Wetter, oder vielmehr das Verbot meines Arztes, der, da er unter anderm auf Transpiration hinwirkte, mir in den Tagen der Rekonvaleszenz nur erlauben will, bei ganz warmem, sonnigem Himmel auszugehen.

Ich empfehle meine Angelegenheit noch einmal Ihrer gütigsten Teilnahme und habe die Ehre mich zu zeichnen

Hochachtungsvoll Ihren ergebensten

Ferdinand Kürnberger,

unter dem Namen Spitzner wohnhaft Hotel Stadt Kiel, Gänsemarkt.

[An die Familie.]

Hamburg, den 18 Mai 1850.
Sonnabend vor Pfingsttag.

Meine Lieben!

Dieser Brief kostet Euch einen Zwanziger, bloß wegen einem einzigen Wort, das ich in meinem letzten vom 11. d. zu korrigieren habe. Ich schrieb nämlich daselbst von Plate: er tut mit so viel Anspruchslosigkeit, Einfachheit und Phlegma alles, was ich von dem feurigsten Herzen erwarten durfte. Nun! statt dem Wörtchen „tut“ soll es heißen: er „verspricht“, denn in Wahrheit tat er bisher noch gar nichts; aber auch rein gar nichts, und ich, der ich doch graue Erfahrung in leeren Worten haben sollte, nahm sein Versprechen nur deshalb für bare Münze, weil es mir in der Tat biederer und herzlicher vorkam als in den gewöhnlichen, erlebten Fällen. Und gewiß; er hat es ohne Zweifel mit all seinen Versprechen ehrlich gemeint und selbst geglaubt, daß er sie erfüllen würde: narrte er mich, so war er zum Teile auch sein eigener Narr. Es ist dieser Fall ein Beleg mehr zu meiner uralten Ansicht, die ich ewig wieder bestätigt finde

6*

und die nicht mehr richtiger sein kann: Nicht, daß die Menschen gut sind, ist so selten, sondern daß sie stark! sind. Gut — nun ja! gut sind sie alle; ich müßt' es lügen, wenn ich nicht gute Menschen in Hülle und Fülle gefunden hätte; aber starke? Gott ist mein Zeuge! keinen einzigen. Sie glauben alle, man rettet einen Menschen vom Abgrund, indem man sich die Zigarre im Mund nicht ausgehen läßt. Lauter weiche Masse, wohin ich trete — nichts Festes, Felsiges, soweit das Auge reicht. Überall Phlegma, Schlaffheit, Faulheit, Mattheit, Traum und Dusel — das sind die guten Menschen! Gemütlichkeit und guter Wille fuderweise, — aber das, was ich ewig und ewig predige — Phantasie! kein Fünkchen. Guter Wille tut nichts, gar nichts, aber Phantasie, Kraft, den fremden Zustand so lebhaft zu fühlen, zu denken wie den eigenen, das ist's! Und eher werd' ich Sonnenstrahlen aus Gurken ziehen, als daß ich diese Kraft in den Menschen wecke. Das ist Pferdearbeit, Schinderei, Märtyrertum! Wehe dem, der sich darauf einläßt, oder den sein Unstern dazu verdammt, den hartnäckigsten und unfruchtbarsten Kampf mit der Menschheit zu kämpfen, den Kampf: sie nur auf einen Augenblick der Gewohnheit zu entreißen! Mit gerädertem Leibe, mit zerschlagenen Gliedern, mit verzweifelnder Seele gibt er nach Millionen Niederlagen diesen Kampf auf, und zu verlangen, daß ein Mensch um diese und jene Stunde nicht in dieses und jenes Kaffeehaus geht, wie er es gestern und vorgestern getan, sondern ausnahmsweise einen anderen Gang macht: das, meine Lieben, — nie wurde etwas Wahreres behauptet — das heißt das Unmögliche verlangen! So sind die Menschen. Und so ist auch Plate. Es sind heute nun eben acht Tage, daß ich dem Wirte meine zwanzig Taler bezahlte und noch mit zwölfeinhalb in Rest blieb, die Plate entweder erhandeln oder bezahlen oder verbürgen wollte. Das war Sonnabend, den 11. An diesem Tage selbst unternahm er nichts mehr, sondern sagte: Nicht wahr, Sie sind so gut und kommen morgen, dann wollen wir miteinander hin. Ich komme also Sonntag und bin da. Was weiter? Ich finde das Zimmer wie gewöhnlich voll junger Männer, mein Plate unterhält sich, was weiß ich wovon? Ich sitze eine, auch zwei und drei Stunden lang auf dem Sopha und spiele den Überflüssigen. Endlich stehe ich auf und gehe. Plate gibt mir die Hand und sagt: Nicht wahr, wir sehen uns morgen

wieder? Ich komme auch Montag. Ich treffe wieder die unvermeidlichen Hausfreunde; man plaudert, spielt Ecarté, erzählt sich Tagesneuigkeiten; die Zeit vergeht, endlich stehe ich auf und gehe wieder. Plate ermangelt nicht zu sagen: Nicht wahr, lieber Kürnberger, Sie sprechen doch morgen wieder vor? — Ich komme auch Dienstag. Ich finde alles wie gewöhnlich, langweile mich eine Stunde und gehe dann; Plate sagt ganz gemütlich: Apropos, wir sehen uns morgen? — Ich komme auch Mittwoch. Alles geht wie zuvor und ich selber gehe auch; Plate fragt beim Abschiede: Werden Sie morgen nicht wieder kommen? — Nun, das nehme mir doch kein Mensch übel! Den Stolz mußt' ich opfern im Unglücke, aber die Ehre nicht! Pudel muß ich nicht sein — Hund, der mit einem vorgehaltenen Knochen sich ans Ende der Welt narren läßt! Ich kam also seit Donnerstag nicht. Donnerstag, Freitag und heute Sonnabend, das sind drei Tage, seit ich nicht kam und seit Plate Zeit hatte, in meinem Ausbleiben einen Fingerzeig zu sehen, wie ich mich notwendig verletzt fühlen muß und was er gutzumachen hat. Daß er aber endlich Wort hielte, nun käme, und mit meinem Wirte sich verständigte? Gott behüte! Hatte er noch einen Funken feineres Gefühl, so mußt' es mein beleidigtes Ausbleiben — diese stillschweigende Demonstration — aufstacheln; aber da stachelt sich nichts. Das trabt und trottet in den hergebrachten Geleisen seinen Gang und kein Teufel bringt Leben in diese büffelledernen Seelen.

Da habt Ihr übrigens gleich einen Beweis, daß ich mindestens ebenso warmblütig im guten wie im schlimmen Glauben bin. Diesen Plate habe ich Euch bereits als meinen tätigen Freund bezeichnet! Habe es Euch bereits schwarz auf weiß geschrieben und eingerechnet, daß ich die zwölfeinhalb Taler Rest durch seine Verwendung für gestrichen halten darf! Und jetzt bleiben sie nicht nur, sondern da er mich durch sein Unterlassen nötigt, noch immer im Gasthaus zurückzubleiben, so verdoppeln sie sich noch, während mir von der anderen Seite doch mein neues Logis schon offen stünde. Es kann natürlich zu seiner Entschuldigung nicht gesagt werden, daß er vielleicht im Stillen tätig ist und selber einen Tag um den anderen Not hat, Geld aufzubringen: hier handelt es sich ja nicht um Geld, sondern bloß um ein Wort, bloß um Bürgschaft für ein paar Taler, die

nun freilich mit jedem Tage mehr werden. Und wie er mich hier sitzen läßt, ist's auch, wie ich nun mehr Beweise habe, in den anderen Punkten. Als das Logis auf dem Katharinenkirchhof noch nicht frei war, warf er einmal das Wort hin: um mich aus meinem Raubnest nur schnellmöglichst zu befreien, hätte er Lust, mich einstweilen bei sich selbst aufzunehmen, nur wolle er früher seine Braut fragen, ob es ihr recht ist, ich würde ja das nicht übelnehmen. Was geschieht? Tags darauf finde ich einen seiner guten Freunde, den er bei sich aufgenommen, im Schlafrock bei ihm herumgehen. Was sagt Ihr dazu? Wird er seine Braut hier auch um ihren Konsens gefragt haben? Und hat er ihn erhalten? Ein anderes Beispiel: Er hatte mir gesagt, vorgeschwatzt heißt das, er habe mit den Redakteuren vom „Mephistopheles" und „Freischütz" empfehlend von mir gesprochen, um mir eine Beschäftigung anzubahnen. Eines Tages sitze ich bei Plate, da eben der Redakteur vom „Mephistopheles", wie ich gesprächsweise entnahm, zu Besuch kommt. Hat Plate wirklich von mir gesprochen, was war natürlicher, als daß er uns jetzt einander vorstellte und eine Bekanntschaft anknüpfte? Nichts von dem. Der Redakteur ging wieder und ich hatte nunmehr mit eigenen Augen den Beweis von Plates gänzlicher Lauheit gesehen. Ein drittes Beispiel: Plate hatte versprochen, durch einen seiner guten Freunde, der bei der Polizei angestellt ist (Ihr merkt, der Mensch hat viele gute Freunde), mir eine Aufenthaltskarte zu erwirken. Er begehrte zu dem Ende meinen Paß, trug ihn ein paar Tage in der Tasche herum, und als ich merkte, daß er auf diese Art höchstens zerrieben würde, nimmermehr aber mit einer Aufenthaltskarte niederkam, nahm ich ihn ganz einfach wieder an mich. Plate gab ihn mir mit größter Unbefangenheit, und so war die Sache mit der Aufenthaltskarte abgemacht. Was sagt Ihr nunmehr zu diesem Menschen? Und ich soll exzentrisch sein! Seht Ihr denn nicht, daß ich regelmäßig recht habe, wenn ich gegen die Menschen wüte und tobe, und daß ich, wenn ich ja einmal gut denke, auch richtig Lügen gestraft werde? Komme mir noch einer mit einer Empfehlung! Schon seit ich die wenigen Dresdener Empfehlungen an Hamburg so über alle Maßen ledern und herzlos gefunden habe, tat ich einen hohen Schwur, zeitlebens keine Empfehlung mehr anzunehmen. Mit Plate macht' ich Euretwegen eine Ausnahme.

Hätt' ich auch diese Empfehlung meiner Menschenverachtung geopfert, Ihr schriet Zeter in Wien, was ich versäumt. Nun ja! hieß' es, diesem Menschen ist nicht zu helfen. Sein Eigensinn stößt selbst jede rettende Hand von sich. Nun ergriff ich die rettende Hand, und was hab' ich davon, als zu meinem angehäuften Ekel an den Menschen neuen Ekel? Es gibt in Hamburg nur eine rettende Hand für mich, das ist — Lieben Königswarter, und nur eine reelle Art von Empfehlungsbriefen, das sind — Wechsel. Alles Übrige ist Hundsf . . . !

Heute morgens machte ich meine erste Landpartie. Ich ging nämlich nach dem berühmten und gepriesenen Blankenese hinaus, das der arme Hamburger bis an den Himmel erhebt, nicht weil es in der Tat ein so merkwürdiges Weltwunder wäre, sondern aus dem einfachen Grunde, weil es in Hamburgs Umgebung fast die einzige erhebliche Naturschönheit ist. Blankenese liegt ungefähr so weit von Hamburg wie der Kahlenberg von Wien (ich habe nämlich keine Uhr, um genauer zu rechnen) und die natürliche Lage des Ortes hat viele Ähnlichkeit mit unserem Kahlenbergerdörfl. Hier die Donau, dort die Elbe, hier die Auen und das Marchfeld, dort die Auen und die hannoveranische Ebene, hier der Leopoldsberg, dort der Süllberg usw. Nur ist die Bergschlucht, in welche Blankenese hineingebaut ist, nach dem Strome zu schöner ausgebuchtet und nach dem Hintergrunde zu besser geschlossen, auch sind die Höhen, zwischen denen es liegt, symmetrischer als bei uns. Ganz besonders aber ist der Ort Blankenese durch die Bauart und Gruppierung seiner Häuser so eigentümlich reizend, daß jeder weitere Vergleich aufhört. Da die Bergschlucht selber eigentlich gar keine Breite hat, nicht einmal eine Spanne, so sind die Häuser auf drei- und vierfachen Terrassen rings in die Höhe hineingebaut, nach Art der Galerien im Theater, oder wie man bei uns phantasievoll Krippenspiele macht. Ein Nachbar wohnt über dem Kopf des andern, und das geht immer höher und höher hinauf. Und so schmal der Raum ist, so läßt sich's fast kein Häuschen nehmen, auch noch ein Gärtchen zu haben, das fast nirgend neben dem Hause, sondern nur wieder ober und unter demselben liegt, und so ist das ganze Dorf mit unzähligen Treppchen und Gestäffel und Geländer durchschnitten und vergattert, ganz wie die niedlichsten „Krippeln“ unserer Kinder. Auch ist die Schiffahrt auf der Elbe

natürlich viel reicher und abwechselnder als auf unserer öden Donau. Das Schauspiel dieser Elbschiffahrt von der schönsten Aussicht zu genießen, bestieg ich einen der zwei Höhenpunkte, zwischen denen Blankenese liegt, und die ziemlich steil sind. Als ich fast oben war, stieß ich auf ein Gehege, innerhalb welchem auf einer Tafel zu lesen war: „Fünf Schilling Entree, wofür Ge= tränke gereicht werden." Das fand ich abscheulich. Wir können im Kasino auf unserem Kahlenberg Hunderte verzehren, aber den Berg haben wir frei. Ich stieg also wieder hinab, denn ich hatte in meinem ganzen Vermögen nicht fünf Schilling und bestieg die gegenüberliegende andere Höhe. Diese kostete zum Glücke nichts. Hier hielt ich also Siesta und verzehrte dabei für einen Schilling (2 kr. Sch.) Johannisbrod, das ich mir vorm Altonaer Tore gekauft hatte; das war mein Mittagmahl. Denn seit ich durch Plates Nachlässigkeit von neuem in der „Stadt Kiel" zurückbleiben muß, ist es mein Grundsatz, eine Mahlzeit des Tages zu streichen; entweder ich hungere in der Früh oder zu Mittag oder zu Abend. Spaziergänge füllen die Zeit dieses ersparten Mahles aus. So hoffe ich es durch strenges Fasten dahinzubringen, daß ich womöglich den Tag nur vier Zwanziger brauche. Nur vier Zwanziger! Sieht es nicht aus, als redete ich im Traume? oder wäre wahnsinnig? Und doch ist es so. Wovon ich sonst schwelgen könnte, das brauche ich hier bei zugeschnürtem Magen, damit mein Wirt schwelgen kann. Der freilich ist schon dicker. — Noch muß ich Euch eines erzählen. Dieser Tage, als ich, erbost über Plate, mein Glück auf eigene Hand versuchen wollte, zog ich mir drei Nummern und setzte zwei Schilling darauf in der Altonaer Lotterie. Meine Nummern waren: 6, 7, 21. Macht' ich eine Terne, so bekam ich 200 Mark Kurant, d. h. 80 Taler oder 120 fl. M., also bei gleichem Einsatz, wie in unserem Lotto, doch um 28 fl. mehr (zwei Schilling ist ja eine Vierkreuzerterne). Als meine Ziehung erfolgte, kam — 4, 5, 21. Was wollt Ihr mehr? Ich heiße Kürnberger! Aber wenigstens hab' ich nicht den Familienzug an mir, daß ich das Glück erzwingen will. Dazu bin ich zu trotzig. Diesmal setzt' ich und wer weiß wann wieder.

Da ich jetzt wieder vollkommen hergestellt bin, so werdet Ihr vielleicht denken, warum ich mit diesem Briefe nicht gleich= zeitig einen Artikel für Eitelberger schickte? Das ist ein an=

derer Kasus. Ich würde Euch mit dem drückendsten Kummer belasten, wollt' ich Euch schildern, in welcher Stimmung ich fortwährend bin. Meine Kraft ist so gelähmt, mein Mut so gebrochen, daß mir jede geistige Bewegung eine Anstrengung auf Leben und Tod ist. Das fühlt' ich, als ich die zwei großen Aufsätze schrieb, den für Kompert und den auf Plates Veranlassung. Ich schrieb sie aus Pflichtgefühl und als ein Zeugnis, daß ich arbeiten will; wie ich sie aber schrieb, das weiß nur ich. Soll ich mich nicht abnützen und auf immer zugrunde richten, so muß ich diese schwarze Periode meines Lebens schlechterdings in Ruhe vorübergehen lassen und Beschäftigung suchen, die womöglich mechanischer Art ist, so z. B. Korrekturen und dergleichen. Was war mir sonst ein Spaziergang im ersten Frühling! Und ich kann nicht sagen, daß mich die heutige Partie erheitert hat. Ich mußte fortwährend denken, wie es voriges Jahr um diese Zeit war, da ich in einem dick vermauerten Loche gefangen saß, den blauen Himmel gar nicht sah, und wenn Sonne schien, nur so viel, daß ich gerade ahnen konnte, wie prächtig es jetzt draußen sein müßte. Diesen Jammer hielt ich mir gegenwärtig, um mich zum Gefühle des heutigen Bmasserseins anzureizen. Nun ja! ich fühlte es, ich fühlte es aber auch wieder nicht. Ich weiß, man stirbt aus Hungersnot, doch wer erfriert ist gleichfalls tot. Das war im ganzen meine Betrachtung. Die Schwester wird sich freuen, daß ich nun genau in ihrer Lage bin, die ich ihr vom Gefängnis aus hinwegvernünfteln wollte. Indes ist es doch nicht ganz so. Nichts zu verdienen, tut allerdings weh, aber Geld zu bekommen und es effektiv hinauswerfen zu müssen, das tut noch tausendmal weher. Kurz, das Elend wechselt nur in seinen Gestalten, und wer sich von Sennesblättern erbrochen hat, dem schmeckt darum doch der Rhabarber nicht.

Da fällt mir eben ein, daß ich noch eine Ware habe, die sich verschachern läßt. Unter meinen Sachen, die sich ja längst bei Euch befinden, suchet nach dem Manuskripte einer Novelle, „Ottfried" geheißen. Ich habe schon von Dresden aus zu wiederholten Malen Kompert gebeten, sie zu verwerten; es ist nicht geschehen. Nun soll sie der Matthias nehmen und entweder dem Castelli anbieten oder, wenn der in Lilienfeld ist, dem J. G. Seidl, Kustos im Münz- und Antikenkabinett (Erzherzog

Karl-Palais auf der Augustinerbastei). Letzterer gibt ein Taschenbuch heraus, dessen Name mir entfallen, das aber der Buchbinder im Schottenhof im Verlag hat. Für dasselbe gab ich ihm bereits im Winter 1848 eine kleine Novelle: „Das Kind mit dem Briefe"; Matthias kann ihn daran erinnern. Seidl hat den Autor und die Novelle herzlich aufgenommen und letztere gut bezahlt. Matthias kann für „Ottfried" vierzig Gulden K.-M. begehren und nötigenfalls bis auf dreißig herabgehen, aber weiter nicht. Wenn ich nicht irre, trägt „Ottfried" die Signatur der Theaterzeitung. Ich gab sie nämlich im Sommer 1848 dem Bäuerle, und da mich der mit dem Drucke zu lange warten ließ, zog ich sie wieder zurück. Der Matthias soll dieses erste Blatt sowie das letzte neu abschreiben lassen, unter dem Vorwand, daß es schmutzig geworden. Die Redakteure sind nun einmal so schwach, nicht gerne zu nehmen, was schon den Stempel eines anderen trägt, man muß also ihren jungfräulichen Gelüsten entgegenkommen. Seid so gut und besorgt das. Inzwischen lebt wohl und seid alle aufs herzlichste gegrüßt von

Eurem

Ferdinand.

[*An Bodo v. Glümer in Dresden.*

Hamburg, im Juni 1850.]

Mein edler Freund!

„Condamné à mort!" Wer hätte gedacht, als Sie in tiefster Seelenruhe V. Hugos Phantasie lasen, daß Sie in kurzem eine persönliche Studie dieses Themas sein würden, daß die Dichtung Ihnen zur Wahrheit werden sollte! Condamné à mort! Ein furchtbar schönes Wort! Und den Inhalt dieses Wortes an sich selbst zu erleben — bei Gott, ich beneide Sie um dieses Schicksal! Mir Armen sollt' es nicht so werden. Eine Amnestie — eine bureaukratische Katastrophe im Ifflandschen Geschmacke — das war der triviale Ausgang meiner langwierigen Schicksalskomödie. Es frägt sich nur, ob Sie selbst auch so denken über dieses Erlebnis. Was gäbe ich darum, wenn ich wüßte, wie diese Überraschung Sie getroffen hat; wenn es mir vergönnt gewesen wäre, Sie in der erhabenen Beleuchtung dieses furcht-

baren Nordlichtscheines zu erblicken! Sie können denken, wie ich selbst, als ich Ihre Verurteilung in erster Instanz las, erschüttert war. Sogleich schrieb ich an meine Freunde in Dresden, um mindestens zu hören, welchen inneren und äußeren Einfluß dieses Ereignis auf Sie geäußert habe; aber man glaubte mich so schnell als möglich bedienen zu müssen und übereilte sich mit einer Antwort, die mich gar nicht bediente. Anstatt also zu vernehmen, wie Ihre gegenwärtige Fassung sei, welcher Art Ihre Haft nach der Verurteilung geworden, ob Sie Besuche von Nahen, Briefe von Fernen annehmen dürfen, ob Sie zum zweiten Plaidoyer Dr. Fleming wieder gewählt, oder wen sonst; anstatt aller dieser positiven Antworten speiste man mich mit demokratischen Phrasen des gewöhnlichen Schlages: Schrei des Entsetzens — Tag der Vergeltung — Henker, Tyrann, Ungeheuer etc. etc. ab. Von Ihnen selbst und Ihrem persönlichen Zustand erfuhr ich kein Wort. So vergingen zwei Monate. Diese wurden für mich selbst die bittersten meines Lebens (Frauenkirche und Gewandhaus ausgenommen). Ich wurde krank, oder vielmehr nicht krank, denn mein eigentlicher Kern ist gar nicht umzubringen; aber ein paar verdammte Beulen, verdorbene Säfte, Dyskrasie, schlechtes, mit einem Worte böses Blut, das machte mir sechs Wochen lang elendiglich zu schaffen, kostete mich viel kostbare Zeit und meine Familie noch viel kostbareres Geld, und verdarb mir kurzum meine Stimmung so gründlich, daß ich mich bereits für den ausgemachtesten Misanthropen und Hypochonder hielt. Kaum ging ich wieder aus, — wurde der schwankende Frühling endlich schön, und ich begann, statt bei Molken, wie der Arzt mir geraten, bei dem lieblichen Maitrank mich des Lebens wieder zu freuen, — da lese ich seit drei Tagen in allen Blättern: „Der preußische Landwehrleutnant v. Glümer ist wegen seiner Beteiligung am Maiaufstande auch in zweiter Instanz zum Tode verurteilt." — Das wissen nun freilich die Nachtigallen auf den Hamburger Promenaden nicht und singen nach wie vor; aber ich höre sie nun nicht mehr wie vor; der Frühling hat einen schwarzen Fleck bekommen und nach kaum überwundenem Kummer über eigenes Schicksal muß ich den über fremdes tragen. Diesmal aber schreibe ich nicht erst an Freunde und Bekannte, sondern unmittelbar an Sie selbst. Daß mir nämlich mein lieber Freund, wenn er gleich zum zweiten

Male ein condamné à mort ist, bereits erschossen worden oder überhaupt erschossen werden wird — das ist mein letzter Gedanke. Sie wissen selbst, wie wir stets eine politische Todesstrafe nach der letzten Standrechtskugel in Rastatt und in Arad für eine moralische Unmöglichkeit gehalten haben, und wir dürfen uns doch schmeicheln, denke ich, von den ideologischen Illusionen der Demokratie des 48 er Schlages so ziemlich frei zu sein. Sie werden zwar die Gnade des Königs nicht ansprechen, aber der König wird sie Ihnen selbst oktroyieren; — Sie werden leben! Freilich ist der Tod ein so ungeheurer Schrecken, daß, was er nicht selbst verzehrt, noch als sein Nachlaß Schrecken genug übrig bleibt; denn wenn man nicht wie in Österreich vom Tode zum Tode begnadigt, so geht man doch wie bei Kinkel und Heubner in eine lebenslängliche Zuchthausstrafe über, und dieses Schicksal ließe kaum mehr Trost übrig als jenes, wenn es uns nicht frei stünde, den Begriff der Lebenslänglichkeit in unserer Weise aufzufassen. Versteht nämlich die Herrschaft die Lebenslänglichkeit des Verurteilten, so versteht der Verurteilte die Lebenslänglichkeit der Herrschaft unter der Dauer seiner „lebenslänglichen" Strafe, und diese subjektive Anschauung ändert wenigstens zunächst die moralische Sachlage gar bedeutend. Hatte doch der alte Senning bei Gelegenheit der Kautionsfrage die Naivität, zu erklären, er leistete keine Kaution, selbst wenn er könnte, weil ihm die ephemere Gewalt keine Garantie böte. Keine Garantie für ein paar hundert Taler — das ist stark! und wie? Ihnen sollte die „ephemere Gewalt" Garantie für — lebenslängliche Versorgung bieten? Wie viele Tausend, ja Millionen Parzen gibt es in Europa, die ununterbrochen die Schere bereit halten, um diesen sogenannten lebenslänglichen Faden unserer gefangenen demokratischen Spinner entzweizuschneiden?

Bene nobis, nemini male, steht an einem Hamburg-Altonaer Tore, ein Spruch, der den echtesten Egoismus einer Krämerkommune repräsentiert: kühle Menschenliebe, starke Selbstliebe. Ich wäre hier auf mein Steckenpferd gekommen: Berserkerwut über den Geist der hiesigen karthaginiensischen Geld- und Handelsrepublik; aber was geht Sie meine Berserkerwut an? Ja, wäre noch der alte Senning bei Ihnen, so würde ich ihm gelegentlich den Text lesen, denn er ist ja eigentlich mein Ver-

führer. „Es gibt nur ein Hamburg“, war der stete Refrain seines spezifischen Hamburger Enthusiasmus. Nun ja! Glück genug, daß es nur ein Hamburg gibt; käme der hiesige Menschenschlag noch öfter vor in Deutschland, so möchte ich lieber in einem Steinbruch oder in einer Giftfabrik leben als im deutschen Vaterlande. Ich habe mich auch von der ganzen Hamburger Welt zurückgezogen und siedle hier so einsam wie auf dem Königstein. Und das geschieht nicht etwa aus Furcht vor der Polizei: im Gegenteile, ich habe mir von Wien einen neuen Regierungspaß kommen lassen und gehe mit dem reinen Gewissen eines legitimen Untertanen wieder ein Jahr lang auf deutscher Erde herum. Aber „ich habe keine Lust zum Weibe und am Manne auch nicht“ — sagt Hamlet, und so geht es mir hier. Mit den sogenannten Demokraten verkehr' ich ohnedies grundsätzlich nicht, viel lieber spiel' ich mit den Preußen Billard. Und selbst das geschieht nicht in wühlerischen Absichten, wie gute Freunde etwa denken könnten; es kommt mir nicht in den Sinn, jemanden zu Treubruch und Abfall zu verleiten; aber horchen und forschen, inwiefern er selbst dazu reif ist, das tu' ich in der Tat gerne. Und was ist Arges daran? Kurz, ich bin ein frommer, friedlicher Mann, der einen gottseligen Lebenswandel führt, und nur eine gestaltensehende Heulerseele mag an meinem unschuldigen Bart- und Haarwuchs Anstoß nehmen. Sonst bin ich ganz harmlos und erwarte die Zukunft so ruhig wie Robespierre die Niederkunft seiner Lieblingskatze. In dem selben Maße aber als mir das, was jetzt in der Welt oben schwimmt, gleichgiltig ist, interessiere ich mich für einzelne Persönlichkeiten und treu und tief bewahre ich das Andenken einiger Weniger, die mir feste Pfähle zu sein scheinen auf der Reede, vor der unsere Zukunft Anker werfen wird.

Sie, mein lieber Freund, habe ich von jeher zu diesen Charakteren gezählt. Wenn das reife Mannesalter Ihre Anlagen ausgebildet und vollendet haben wird, so werden Sie einen historischen Beruf haben, dünkt mir. Das eigentlich zeugende Element, das in unserem verbrauchten Weltalter nur noch das Proletariat hat, find' ich bei Ihnen in hohem Grade: ehrliche, gerade, direkte Tatkraft, Bravheit der Gesinnung, Reinheit des Willens, Festigkeit des Entschlusses, Freiheit vom Egoismus. Diese Seite Ihres Menschen ist bereits fertig und vollkommen. Kommt

nun noch dazu ein reicheres und kühneres Beherrschen des geistigen Gehaltes der Zeit, ein höherer, philosophischer Tiefblick in den ganzen Zusammenhang der menschheitlichen Fragen, eine ausgebreitetere Wissenschaft aller positiven Zustände der Gegenwart, eine kritische Erkenntnis ihrer Bedingungen durch die Vergangenheit und ihrer Bedingungen für die Zukunft, eine freiere Moral, welche rücksichtslos die alten schüchternen Traditionen prüft und die Berechtigung des menschlichen Gehaltes im höchsten Sinne auffaßt; kurz, wird der Same des Zeitbewußtseins in reicher und reiner Entwicklung zur gerundetsten Frucht Ihnen ausreifen, und — worauf es endlich vor allem anderen ankommt — bestehen Sie diese Feuerprobe der Reflexion, die zu bestehen nicht leicht ist; wird die strikte Mannhaftigkeit Ihres Charakters von dem Hamletismus des Gedankens nicht verallgemeinert, verflüchtigt, geschwächt; hält Ihre Brust die Alpenregion der höchsten geistigen Bildung aus und wird sie nicht schwindsüchtig, sondern nur noch stärker und fester in ihr: dann sind Sie eine jener Persönlichkeiten, wovon Bakunin und ich im zeitgemäßen Gespräche uns weiland verständigt haben, daß nur solche Männer die Welt erlösen werden, und daß 48 und 49 zugrunde ging, weil es keinen einzigen solchen Mann, der der geistigste Philosoph und der materiellste Proletarier gewesen wäre — gehabt hat. Bakunin war nämlich bescheiden genug, sich selbst auch nicht für einen solchen Mann zu halten, und — er hatte Recht. Selbst Kossuth war es nicht, obwohl ihm vielleicht nur noch ein Karat zum Solitär fehlte. Sie sehen, ich spreche hier zu Ihnen wie zu einem Menschen, der die Weite der Welt und nicht die Enge des Zuchthauses vor sich hat; ich ignoriere hier ganz, daß Sie demnächst Wolle spinnen werden. Und wie sollt' ich auch nicht? Lassen Sie uns immerhin gewisse Illusionen mit Bewußtsein festhalten. Auch der stärkste Charakter kann der Hoffnung nicht entbehren; er wird sie nicht als tolle, fixe Idee in sich verknöchern lassen, aber er mischt sie als gesundes Ferment dem leichten, kreisenden Flusse seines Blutes bei.

Da Sie nicht dem pennsylvanischen System verfallen, das Granit und Basalt zerreibt, so wird mir nicht bange um Sie. Sie werden sich konservieren, bis die Stunde der Erlösung schlägt — wenn nicht auf der großen Erfurter Glocke, doch auf irgend-

einem anderen Dome der Welt, vielleicht auch auf einer simplen Privat=Taschenuhr. Ich selbst besitze in diesem Augenblick keine. Meine silberne ist bei Stockmeister Junghans in Dresden, der mir einst auf meine gestohlenen 15 Taler drei geborgt hat, und meine goldene liegt im Wiener Leihhause. Aber das tut nichts. Desto mehr bin ich jetzt genötigt, nach dem Stande der Sonne emporzuschauen, und so gewöhne ich mir das Kopfhängen ab und den Blick des Adlers an. Übrigens habe ich noch lange hin zu diesem moralischen Adlerblick. Schwerer noch als in die Sonne zu sehen, ist es, in das Herz der Menschen zu sehen; und wenn ich je verzweifeln muß, daß ich im handelnden Leben, sei es nun fürs Ganze oder fürs Einzelne, mir Verdienste erwerben werde, so ist gewiß eine der Hauptursachen, daß mir jene scharfe, unerbittliche Menschenkenntnis fehlt, welche historische Helden macht; daß sich zwischen mein Auge und das Objekt immer ein verfluchter Nebel von Gutmütigkeit, Wohlwollen und Vertrauen lagert, der mich Affen und Waldteufel für Menschen ansehen läßt. Sollten Sie zufällig an dem selben Übel leiden und noch keine genügende Erfahrung gemacht haben, so tun Sie mir den Gefallen und verachten Sie nur die Brut, bloß auf mein Wort hin, um ein Weniges mehr als bisher. Ich verantwort' es.

Ich bin mit meinem Schreiben zu Ende; nun ist's an Ihnen. Denn, wie gesagt, ich bin in gänzlicher Unkenntnis über Ihre gegenwärtige Lage. Lassen Sie mich die wesentlichsten Züge derselben wissen. Ich nehme an, daß, wenn Sie zum Zuchthause begnadigt sind, man Sie nicht einmal lange wird spinnen lassen. Wirth, Nauwerk, Jordan usw. haben es freilich zu ihrer Zeit bis zur letzten Stunde tun müssen, aber die Zeiten sind seitdem milder, schamhafter geworden. Und so wie man Kinkel bereits erlaubt hat, sich mit literarischen Arbeiten zu beschäftigen, so wird man es in Sachsen Heubner erlauben, so auch Ihnen. Sie sind zwar kein populärer Mann, für den sich die öffentliche Meinung verwendet, aber Sie haben alle Qualitäten, es zu werden wie jene, und die Behörden, denen Ihre musterhafte Haltung und Ihre ganze Persönlichkeit gewiß Achtung eingeflößt hat, werden nicht ermangeln, wenn Sie einst eine Eingabe ans Ministerium machen, dieselbe mit einem günstigen Referate zu unterstützen. Ich mindestens bin überzeugt, daß sowohl St.=G.=R. Brahmann, als Ass. Hammer Ihrem Schicksale Mitgefühl weihen und jede

Erleichterung Ihnen von ganzer Seele gönnen werden. Dürfen Sie also Ihre Studien fortsetzen (freilich werden Sie von der Spule auf dienen müssen), so möcht' ich Ihnen raten, bei den mathematischen nicht allein zu bleiben wie bisher. Fügen Sie auch historische, national⸗ökonomische, statistische, juridische Studien hinzu. Wir müssen uns vor allem anderen fürs poli⸗tische, fürs parlamentarische Leben ausbilden. Ich z. B. verlege mich jetzt mit großem Interesse auf die Freihandelsschriften und werde überhaupt meinem Aufenthalte in Hamburg das abzuge⸗winnen suchen, was er zu leisten geeignet ist. Das führt mich freilich zu den Menschen, die ich verachte, wieder zurück, aber nur darum, damit ich sie einst beherrschen lerne. Denn wenn sonst die Macht der Poesie die einzige war, die über die Masse zu erringen übrigblieb, so ist die parlamentarische jetzt noch ver⸗lockender für strebende Gemüter. Die Zeiten aber, wo man mit Robert Blums Mitteln (Gefühl und Gesinnung allein) eine Kam⸗mergröße werden konnte, sind vorüber. — Und nun, lieber Freund, leben Sie wohl. Ich wollte, ich hätte Ihnen ein ganzes Buch statt eines Briefes schreiben können. Die Verzweiflung des Aktuars, der es jetzt zu durchlesen hat, hätte mich dabei wenig geniert. Weiß ich doch, was ein Brief einem Gefangenen ist! Und ein Gefangener, gefangen an Geist und Gemüt, werden Sie doch nunmehr auch sein. Die bewunderungswürdige Non⸗chalance, mit der Sie zu seiner Zeit bei einer geregelten Tages⸗ordnung Ihre Gefangenschaft so sehr ignoriert, dürfte Sie doch zum Teile verlassen haben. Ihre Natur ist freilich derart, daß Reflexion, Sentiment, Phantasie und alle jene mehr weiblichen und poetischen Seelenkräfte, welche das wahre Arsenal für die Qualen der Gefangenschaft sind, nichts mit Ihnen zu schaffen haben. Ich habe Sie nie meditativ, nie schwermütig, brütend, weich, elegisch gesehen. Nichts ist Ihrem Charakter fremder als dieses Element. Aber Sie müßten kein Mensch sein, wenn das zweimalige Anhören eines Todesurteiles nicht einen Schatten in Ihr Gemüt geworfen hätte, unter dem ein licht⸗ und wärmebedürftiges Wesen sich unheimlich fühlt. Möchte die Schreibfeder Ihrer Freunde die Uhrfeder sein können, welche wenigstens auf einzelne Stunden die moralischen Bande und Gitter durchsägt, von denen Ihr mutiger Geist vielleicht jetzt befangen ist.

Noch einmal: leben Sie wohl! Schreiben Sie mir, wenn Sie können, wollen und dürfen, mit ehestem poste restante nach Hamburg und gedenken Sie mit bester Meinung

Ihres treuen Freundes

Ferdinand Kürnberger.

An Herrn Matthias Kürnberger, Kohlmarkt, Hardtmuths Hut-niederlage, Wien.

Hamburg, den 22. Juni 1850.

Mein Lieber!

Es ist mir unbegreiflich, wie Du den traurigen Zustand der Mutter zuletzt besprechen konntest, nachdem Du Anekdoten und alles andere früher erzählt. Welch eine fürchterliche Nachricht! Auch nicht im entferntesten dacht' ich an solche innerliche Ursachen einer beschleunigten Veralterung. Wenn ich ihrer gedachte, und das geschieht öfters, als Ihr alle ahnt, so sah ich sie wohl darbend, kummervoll, zusammengekauert auf den letzten Ruinen ihres genußlosen Daseins, etwa klagend über die Teuerung und unerquickliche Einförmigkeit ihrer dürftigen Nahrung, schmollend über eine getäuschte Hoffnung im Lotto, schwermütig über wirkliche oder eingebildete Gebrechen des höheren Alters, aber ich, i c h!! — — Gott im Himmel! wo fange ich an, wo ende ich, meinen Schrecken über diese Mitteilung auszusprechen? Dasein in Frage gestellt . . . schwer noch zu erkennen. . . . O Gott, auch das noch zu dem unsäglichen Schmerz über mein elendes, unfruchtbares, ruhm- und verdienstloses Leben. Und ist es denn zwischen Himmel und Erde nicht möglich, daß Ihr etwas tut, sie zu stützen, sie zu halten, die letzte Scholle zwischen ihrem Fuße und dem Grabe mit einer Blume zu bepflanzen? Hat der Anton kein Geld mehr in der Sparkasse und kann er nicht lumpige 100 fl. hinwerfen, um ihr einen angenehmen und gesunden Landaufenthalt zu verschaffen? Ein Plätzchen mitten in der würzigen Vegetation, ein frischer Luftzug, ein ungefälschtes Glas Milch — Gott, wie wenig brauchte es, um ihr viel zu bieten. Daß ich nur freigibig mit den Liebestaten anderer und selbst faul und egoistisch bin, soll mir dabei nicht vorgeworfen werden. Du

erinnerst Dich vielleicht an einen Brief aus Dresden, vom Spät-winter vorigen Jahres, wo ich davon schwärmte und träumte, wie ich es möglich machen wollte, der Mutter einen heiteren Sommeraufenthalt zu bereiten; aber ich selbst kam bald darauf ins Gefängnis und alles zerschlug sich und ging rückwärts. Und heuer! Knirsche ich nicht jede Minute, rollt ein Tropfen Blut in mir, der nicht vergiftet wäre durch und durch von dem Grame über getäuschte Hoffnungen, über ein Leben, das noch immer nicht zu leben angefangen hat? Aber jeder Gedanke an mich selbst tritt jetzt zurück vor dieser ungeheuren Sorge. Und Ihr konntet so lange davon schweigen? Mir nicht längst einen Wink geben, bis Du endlich mit der Tür ins Haus fällst: ihr Wohl, ihr Leben steht auf dem Spiele! Daß ich meine Rückkehr von jetzt an im Sturme betreiben will, versteht sich von selbst, aber kann mich das befriedigen? O, wie gerne hätte ich noch wie aus einem Füllhorn Freude und Genuß ausgeströmt über die, welche bald nicht mehr sein werden. Gott ist mein Zeuge, daß mein einziger Gedanke mit „Quintin Messis" war, den Eltern Freude zu machen, ihnen Annehmlichkeiten zu verschaffen! Und Du konntest noch kürzlich mir eine lange Weisheitspredigt halten, worin alles nur auf mich selbst und mein eigenes Fortkommen bezogen ist? O, hätte ich das ahnen können! Wie werde ich jetzt eilen, die dreimal verfluchte Angelegenheit dieses Stückes von neuem zu betreiben. Es ist ja mein einziges Gut, mein Alles in dieser Welt! Ich will an Kompert, ich will an Laube schreiben und sie mit Bitten und Vorwürfen bestürmen, das Stück aufzuführen. Flehen will ich, kriechen, betteln, wegwerfen ganz und gar jede Regung meines gerechten Zornes, jeden Flitter des Stolzes. Aber das Allernächste verkündet ihr augenblicklich. Nämlich, daß ich längstens in vier Wochen zurück sein werde. Noch habe ich zwar keinen Begriff davon, wie ich das anfangen werde, ich weiß nur so viel, daß ich mich demütigen, daß ich unverschämt sein und — es mag kosten, was es will — daß ich's durchsetzen werde. Aber wehe Dir, wenn Du mich getäuscht hast! Wenn Du, um mich zu fangen, dieses furchtbare Motiv angewandt hast, wenn Du mich ohne Not zwingst, mich in jenem Meere von Ekel zu baden, das mich in Wien erwartet. Allen Ernstes schwöre ich Dir: Jedes Band zwischen uns ist aufgelöst für immer in diesem Falle.

Kaum habe ich Besinnung genug, die anderen Punkte Deines Briefes zu beantworten. Unaussprechlich bin ich aber wieder auf Kompert erbost. Wo ist mein „Ottfried“? Wie, hat er ihn auch verbrannt wie den „Quintin Messis“? Nicht zu finden! Seht doch! In welcher Anarchie mögen meine Schriften sein! Er m u ß da sein, sage ich, oder Himmel und Erde sollen über Freunde zusammenbrechen, die nicht einmal ein Depositum ordentlich bewahren können. Und aufgebracht ist er, daß ich ihm jenen Empfang nicht notifiziert? O, mich dünkt, ich hätte mehr Ursache, aufgebracht zu sein über ihn. Wäre er ein Freund, ein Mann von Wort und Charakter, so brauchte ich nicht zu betteln, so hätt' ich selbst. Wie klang es doch damals: „Quintin Messis wird g e w i ß aufgeführt. . . . Ich stehe mit Laube gut. . . . Ihr Stück kommt gewiß zur Aufführung, verlassen Sie sich darauf. . . .“ Gott! Gott! schütze mich vor Wahnsinn, diese Freunde bringen mich noch ins Tollhaus! Alles übrige ist reine Nebensache. Nur das mit dem Passe geht mir im Kopf herum. Folge ich Eitelbergers Rat mit meiner Konduitangabe beim Ministerium, so dauert es noch Monate, und nach dem, was ich gehört, brennt mir der Boden unter den Füßen. Ich werde mich jedenfalls von Hamburg aus notdürftig versehen lassen. Vor allem aber vergiß nicht, der Mutter auf das b e s t i m m t e s t e meine b a l d i g s t e Ankunft zu melden. Ich täte es so gern selbst, aber ich fürchte, mich zu verraten, Du warnst ja, ich soll mir nichts merken lassen.

Wie es mit meiner Gesundheit steht? Welche Frage bei einer gemutmaßten Brustkrankheit! Man gibt immer die gleiche Antwort bis zu dem Augenblicke, da man stirbt. Und ob ich schon Beschäftigung habe? Welch' zweite sonderbare Frage? Und verdient' ich mir täglich eine Million, so müßt' ich ja doch jetzt abreisen und alles hörte auf. Übrigens habe ich noch nichts.

Ich werde in Hamburg noch einen Brief von Dir bekommen können. Schreibe unmittelbar nach Empfang dieses, und kannst Du mit gutem Gewissen etwas mildern von Deiner Mitteilung über die Mutter, so tu' es augenblicklich.

Indem ich mir meine Ankunft in Wien (vielleicht mit einer mangelhaften Legitimation) vergegenwärtige, fällt mir folgendes ein. Ich werde meine sämtlichen Fahrnisse, da ich meine Winterkleider verkauft habe und die Legionsstücke hier bleiben können,

7*

in meine Reisetasche bringen. Aber auch diese Tasche möchte ich, wenn es not tut, vor der Linie ablegen. Schreibe mir also 1., ob es not tun wird, denn ich könnte ja ebensogut von einer Landpartie zurückgekommen sein, und jedenfalls ist der Reisende auf der Bahn hinlänglich kontrolliert, als daß ein Fußgänger, der mit einer einfachen, netten Reisetasche die Linie passiert, hier auch noch befragt werden sollte. Wie gesagt, bezweifeln läßt sich's wenigstens, und ich wünsche darüber bestimmte Auskunft. 2. Mache mir einen Bekannten vor der Linie namhaft, wo ich die Reisetasche ablegen könnte. Es verschlägt nichts, wenn es auch ein ganz entgegengesetzter Ort wäre zu der Lage des Bahnhofs, ich kann nötigenfalls einen Halbkreis um die ganze äußere Stadt beschreiben, wenn's darauf ankommt. — Antworte, wie gesagt, schnell und lebe wohl für diesmal. Auf baldiges Wiedersehen.

Dein

Ferdinand Kbg.

Hamburg, Donnerstag, den 29. August 1850.

Lieber Bruder!

Dein langersehntes Antwortschreiben hat mich leider wenig befriedigen können. Der Weg des Bittgesuches an die Stadthauptmannschaft wurde mir von meinen Freunden einstimmig als toll widerraten. Sie meinen, das hieße sich der polizeilichen Aufsicht von vorhinein selbst denunzieren; ich ließ diesen Gedanken also entschieden fallen, um so mehr, da es mir keineswegs einleuchtet, inwiefern die anderen Wege bereits erschöpft wären. Laß uns dieselben und bei dieser Gelegenheit meine flauen Freunde etwas kritisieren. Nr. 1 Kompert: Der Chef des Lloyd ist abwesend. Gut! Warum soll aber damit jede Aussicht auf einen durch ihn zu erreichenden Paß abgeschnitten sein? Wird er nicht wieder kommen? Eh bien, ich will warten, bis er wiederkommt, und damit erproben, ob seine vorgeschützte Abwesenheit nur eine Ausflucht Komperts ist, der sich mit dieser Sache nicht befassen will. Es scheint mir bis jetzt sehr stark so. Nr. 2 Eitelberger: Diesen Mann hast Du selbst, bei Gelegenheit, einen wärmeren Freund als Kom-

pert genannt. Wo bleibt die Wärme? Ist es schon Wärme, daß
er weiland sich selbst, unaufgefordert, freiwillig anbot, mir
binnen vier Wochen einen Ministerialpaß zu erwirken? Ver⸗
sprechen sind kalt, nur Taten sind warm; warum aber zieht er
sich jetzt, da ich ihn beim Wort nehme, zurück? Die Schwierig⸗
keit mit der Gegenzeichnung der Militärkommission habe ich
dadurch beseitigt, daß ich mich o h n e diese Zeichnung behelfen
will; was hindert also Herrn Eitelberger, mir, s e i n e m W o r t e
g e t r e u, einen einfachen Ministerialpaß zu verschaffen? Ich
war nicht wenig überrascht, respektive enttäuscht, als ich in
Deinem Brief den Satz las: Eitelberger gibt den Rat, „um dem
Ministerium und der Militärkommission zugleich auszuweichen
etc.“ Dem M i n i s t e r i u m! Seht doch! Seit wann wollten wir
dem Ministerium ausweichen? War es nicht Eitelberger selbst,
der das Ministerium benützen wollte? — Ich habe also große
Ursache, auch an Eitelbergers Flau⸗ und Lauheit in diesem
Punkte zu glauben. Dem sei übrigens, wie ihm wolle; der
Zweck dieser Zeilen ist nicht, die Halbheit und Lügenhaftigkeit
meiner sogenannten Maulfreunde zu entlarven, was am Ende
wieder als übertriebene Empfindlichkeit betrachtet werden
könnte, sondern der Zweck dieser Zeilen ist einfach der: zu er⸗
klären, daß ich den geraden Weg zu einem Paß schlechterdings
n i c h t einschlagen werde, und sollte dadurch die ganze Rück⸗
reise auf x Monate hinaus wieder verschoben bleiben. Hrn. Kom⸗
pert kannst Du sagen, daß ich auf die Zurückkunft des Lloyd⸗
Hetmans warten werde, Herrn Eitelberger kannst Du wieder⸗
holt sagen, daß ich mich mit einem einfachen Ministerialpasse,
ja selbst mit einer stadthauptmannschaftlichen Reisekarte, die
er aber von seinem Vetter allein auswirken müßte, begnügen
werde; das und nicht mehr sage den Freunden, lege ihnen
übrigens keinen Zwang an, und wir wollen abwarten, was sie
tun werden. Tun sie nichts, so mögen sie wissen, daß ich mich
wenigstens nicht mit Ausflüchten speisen lasse, sondern daß ich
der Mann bin, sie bis zu ihrer äußersten Blöße in die Enge zu
treiben. Und somit sei die Sache abgemacht. — Auf Deine
politischen Klagen antworte ich Dir für diesmal nicht. Es ge⸗
bricht mir Zeit und Raum — wohl auch die nötige Stimmung dazu.
Ich sehe nämlich die Sachen alle im hoffnungsvollsten Lichte
und mit mir viele Freunde hier außen. Die Oberfläche Europas

sieht wohl jetzt wieder so dynastisch als je aus, wer aber seinen Blick von dem bloß äußern Schein der Dinge nicht täuschen läßt, der ist guten Mutes und läßt sich von dem militärischen und diplomatischen Theaterspiel der Gegenwart nicht imponieren. Ich will Dir, da ich jetzt zum Philosophieren nicht aufgelegt bin, ein Märchen erzählen. Du kennst die Sage von dem Zauberring Salomonis, womit er die Legionen der Geister zu seinem Dienste zwang. Als nun Salomon tot war (dichten die Araber), tat es seinen Hofbeamten leid, daß die Herrschaft über die Geister zu Ende sein sollte. Und die pfiffigen Leute nahmen die Leiche und stützten sie mit einem Stocke gegen die Wand so, daß sie den Anschein einer aufrechten Stellung hatte. (Das war die durch den russischen Ladestock restaurierte Monarchie.) Der Betrug gelang auch für die nächsten Augenblicke. Die Geister, welche ihren gefürchteten Zwingherrn in der gewohnten Stellung unter dem Thronhimmel stehen sahen, glaubten, er lebe noch, bezeigten dem Popanz ihre alte Huldigung und verrichteten mit Zittern und Beben seine Dienste. Die Hofleute triumphierten und lachten über die einfältigen Geister. Aber was geschah? Ein stilles Mäuschen zernagte in Jahresfrist den Stock, er knickte und der tote Despot fiel eines schönen Morgens, in Staub und Moder zerbröckelnd, von seinem Throne. Da wurden die getäuschten Geister, die man über ihre Zeit!!! in Bann und Pflicht gehalten, wütend und vernichteten den Zauberpalast mit dem ganzen nachgelassenen Ministerio Salomonis. Das ist das Ende der Fabel. Und das Mäuschen lebt noch, trotz Wien, Rastatt und Arad, und züchtet und vermehrt sich noch mit jedem Tage. —

Lebe recht herzlich wohl und grüße alle die Unsrigen von

Eurem getreuen

Ferdinand.

N. S. Meine Adresse ist: mein Name, bei Plate & Odendahl, Große Johannisstraße Nr. 4, III. Etg. Schreibe recht bald.

Hamburg, den 8. Dezember 1850.

Lieber Bruder!

Unsere Briefe haben sich wieder einmal gekreuzt; indes was schadet es? Ich will nur den Deinen sogleich beantworten,

damit Du beizeiten die Sorge los wirst, als wäre er gar nicht angekommen, wie Du bis jetzt aus dem meinigen schließen könntest. Indes worauf antwort' ich? Ich finde nichts darin, was erwidernde Worte nötig machte. Daß mein Paß zu Wasser wird, wußt' ich längst, und gratulieren wir uns dazu, denn wäre ich jetzt in Wien, so säße ich wahrscheinlich im Schatten; daß die Kommission von Plate Unsinn war, der zu nichts führte, wußt' ich gleichfalls, und wenn Du Dir wirklich die besagte Mühe gegeben, so tut mir's herzlich leid. Für Plate muß man keine Gänge mit den Füßen machen, sondern, wenn man Gleiches mit Gleichem vergelten will — mit dem Maule. Das alles verdient nicht, daß man die Hand dafür umkehrt, es bleibt also nichts, was einigermaßen der Rede wert wäre, als mein Steckbrief. Nun, das ist schon etwas. Eigentlich sollt' ich den Leuten zürnen, daß sie mir so spät Gerechtigkeit widerfahren lassen, aber wie kann man zürnen und lachen zugleich? Die Narren! Warum wußten sie das auch nicht früher! In Dresden konnten sie mich auf dem Präsentierteller haben und mir wäre statt der marternden Haft diese Reise in schöner Sommerszeit wahrscheinlich höchst erquicklich gewesen, vorausgesetzt, daß es mir gelang, einige Stationen vor Wien zu entspringen. Aber gute Gedanken und hinkende Rosse kommen immer zu spät. Und wenn meine steckbriefliche Verfolgung kein guter Gedanke ist, so ist sie doch ein hinkendes Roß — ein elender, miserabler Krampen, der den Schinder verdient. Doch nein! Ein gutes Haar ist immer daran; was wäre auch so nichtsnutzig, daß man's nicht doch irgendwie nutzen könnte? Mein Steckbrief erinnert mich also an meine Pflicht. Ich habe schon lange nicht gewühlt, weder schriftlich noch mündlich — eine liebe Ewigkeit her! Gott verzeih's, man wird liederlich! Die Emigration demoralisiert, sie macht faul, leichtsinnig, gleichgiltig, genußsüchtig — sie macht aus guten Wühlern schlechte Billardspieler. So hab' ich manchen sächsischen Neugroschen und manchen Hamburger Schilling ausgegeben, um doublées und triplées zu lernen, und bin doch ein Esel geblieben, aber meine schöne, liebliche Naturgabe, die von selbst fließt, mein bißchen Wühlertalent hing ich ganz an den Nagel. Doch wen hätt' ich auch bewühlen sollen? Die Sachsen sind unterwühlt genug, nur Tatkraft fehlt ihnen; die plattdeutschen Stiere hingegen hätten Tatkraft, um sieben eiserne

Wände mit ihrem Schädel einzurennen, dafür ist aber auch Hopfen und Malz verloren an dem Vieh. Ein Hamburger Pfeffersack oder ein holsteinischer Bauernlümmel ist eine zu zähe Masse, als daß sie bewühlbar wäre. Um Gotteswillen, wo wühl' ich doch nur? Eh bien! Ich will in Wien wühlen, dort, wo eben so viele Tatkraft als Empfänglichkeit da ist — in meinem beweglichen, fröhlichen Wien! Und zwar sollst Du selber diesmal der Gegenstand meiner Wühlerei sein. An Veranlassung dazu fehlt es nicht. Du sprichst mit großem Respekt von dem Radikalismus unseres Bauernfeld, Du scheinst auch noch gute Stücke auf Schuselka zu halten, da Du mir rätst, seine Bekanntschaft zu machen — Grund genug, indem ich meine entgegengesetzten Ansichten über diese Persönlichkeiten ausspreche, daß ich dieselben zugleich motiviere, d. h. mich überhaupt mit Dir über meine politische Logik verständige, damit Du für alle Zukunft weißt, wie ich hier denke, und wir uns nicht mehr unter ein und demselben Namen der Demokratie auf den abenteuerlichsten Irrungen begegnen. Denn Demokratie ist bereits ein so weiter Begriff geworden, daß man sich nichts Bestimmtes mehr darunter denken kann. Ich will daher in drei kurzen Kapiteln Dir m e i n e Demokratie definieren, und ich bin überzeugt, daß sie von dem Augenblicke an auch die Deinige werden wird.

I. S o z i a l i s m u s.

Es ist unzählige Male gesagt und nachgesagt worden, daß der Mensch, wenn er aus dem ursprünglichen Zustand seiner Vereinzelung und Wildheit in den Zustand der Geselligkeit und Kultur eintritt, einen Teil seiner persönlichen Rechte und Freiheiten notwendig aufgeben muß, damit eben diese Geselligkeit und Kultur möglich werde. Mit dieser Ansicht haben sich, unter dem Schatten einer dichten Schlafmütze, zahllose Generationen über die härtesten Leiden ihrer Bedrückung, über die grausamste Genußlosigkeit ihres Daseins, über ein mehr als tierisches Joch stumpfsinnig getröstet, indem sie dachten: es muß so sein, — und der Sklavenaufseher auf der Kanzel schrie: es ist Gottes Fügung. Du siehst aber, worin der ungeheure Irrtum liegt. Der Mensch muß einen Teil seiner persönlichen Rechte und Freiheiten dem Ganzen zum Opfer bringen. Einen Teil! Dieses Wort enthält den Punkt, um den sich alles dreht. Wie groß

muß dieser Teil sein oder wie klein? Wer bestimmt ihn, und wer bestimmt ihn gerecht? Wird er von allen gleich gebracht, oder vielmehr so ungleich, daß der eine den ungeheuersten, der andere den winzigsten Nenner zu dem Bruche gibt, welcher den Abbruch seiner persönlichen Rechte und Freiheiten ausspricht? Das sind die Fragen, die mehr als je das neunzehnte Jahrhundert sich zum Bewußtsein gebracht und deren Lösung es sich zur Aufgabe gestellt hat. Und wer immer zu diesem Bewußtsein gelangt ist, wer immer der Lösung dieser Aufgabe sich gewachsen fühlt, der ist Sozialist. Der Sozialismus ist nichts anderes als die Forderung: die ganze Grundlage der heutigen Gesellschaft möge revidiert (geprüft) und Einheit, Gerechtigkeit, Ordnung, Maß und Ziel hineingebracht werden. Das ist der gefürchtete, schauerliche Sozialismus, und nicht mehr und nicht weniger. Der Sozialismus ist eine Rechenaufgabe; ja, nichts anderes: eine Rechenaufgabe auf Erden, ähnlich der Rechenaufgabe, die es einst am Himmel gegeben hat. Du weißt, zur Zeit des Julius Cäsar war das bürgerliche Jahr in größter Konfusion. Aus so und so viel vernachlässigten Minuten war im ungeheuren Laufe der Zeiten hinter dem wahren himmlischen Sonnenjahr das bürgerliche Erdenjahr um volle zwei Monate zurückgeblieben (großartige Reaktion!), welche Julius Cäsar mit einem Male einschalten mußte. Aber auch seine Rechnung war nicht ganz genau und stand zur Zeit Gregors VII. mit der astronomischen Wahrheit in einer Differenz, ich weiß nicht von welchem Zeitmaße. Gregor verbesserte den Julianischen Kalender und die Griechen, welche diese Verbesserung nicht annahmen, sind nun schon wieder, wenn ich nicht irre, um elf Tage hinter dem richtigen Jahre zurück. — Wie mit dem bürgerlichen Jahr, so ist es nun mit der bürgerlichen Gesellschaft. Aus den minutenkleinen Rechten und Freiheiten, um welche die einen immer zu viel und die anderen immer zu wenig opferten, ist unvermerkt im Laufe der Zeiten eine so ungeheure Verschiebung des gerechten und richtigen Quotenverhältnisses entstanden, daß wir jetzt in einem Staate des kompletten Wahnsinns leben. Denn was ist der Wahnsinn anderes als der aufs höchste getriebene Widerspruch mit der Vernunft und der Natur? Und dieser höchste Widerspruch ist da. Der Mensch soll für den Genuß seiner Kultur einen Teil seiner persönlichen Rechte und Freiheiten als Ab-

gabe zollen. Erblicke hier einen doppelten Widerspruch mit der Wirklichkeit: erstens, was den Genuß der Kultur — und zweitens, was den Teil betrifft. Welche Kultur genießt der Wilde an der Donau, an der Spree, an der Themse und Seine, der weder lesen noch schreiben kann, der in elenden Hütten wohnt, der halbnackt einhergeht, der Baumrinden ißt, wenn es den Kornwucherern gefällt, und der keinen Gott erkennt, sondern die Götzenbilder und den Aberglauben seiner Pfaffen anbetet? Elende Hütten, Nacktheit, Baumrinden, Unwissenheit und Götzendienst — da hast Du den vollständigen Zustand der Wilden. Aber ärger! millionenmal grausamer und ärger, weil unser Wilder nicht im Walde, sondern in der Stadt wohnt. Weil er mit den fluchwürdigen Ketten von Gesetzen gebunden ist, die nicht er, sondern seine Feinde gegeben haben, weil er je nach Umständen Dieb, Räuber oder Mörder heißt, wenn er seinen von den wahren Dieben, Räubern und Mördern erkünstelten Hunger stillen will, weil er in seiner Nacktheit nicht einherspazieren kann wie der Wilde am Orinoko, weil er mit einer Hölle von Leidenschaften in der unglücklichen Brust zwischen Palästen, Opern, Hofbällen, Bildergalerien und Schatzkammern wandelt, die seine Zufriedenheit weit tiefer erschüttern, als es die Bäume und Flüsse des Wilden je vermögen; kurz, weil er in einer ununterbrochenen marternden Reihe von Tantalusqualen dazu verdammt ist, die Kultur zu sehen, aber nicht zu besitzen. So sieht es also mit dem angeblichen Genusse der Kultur aus. Und nun den Teil der menschlichen Rechte und Freiheiten, um welchen diese Kultur erkauft wird! Welchen Teil opfert der Proletarier, der mit seinem Weibe und seinem fünfjährigen Kinde in grauer Dämmerung aufsteht, sich zur Fabrik schleppt und sein volles Leben, die volle Summe seiner menschlichen Kräfte und Fähigkeiten an die Erwerbung einer Handvoll Kartoffel setzt; der Proletarier, der in der Dorfschule langsam verhungert und die Kinder seines eigenen Volkes in jenem Fluche verdummender Irrlehren erziehen muß, welche die erkünstelte Kultur der einen durch die erkünstelte Barbarei der anderen schützen soll; der Proletarier in der Kaserne, auf dessen striemenbedeckten Leib das edle Araberroß, daß nie die Gerte seines edlen Reiters empfand, mit Verachtung herabblickt, und welcher von dem Teufel seiner Zucht gezwungen wird, den

Bruder zu erschießen, der da kommt, ihn zu befreien; der Proletarier als Amtspraktikant, der die Arbeiten verrichtet, wofür ein anderer bezahlt wird, der die Frühlinge seiner Jugendjahre unter Streusand begräbt und der noch in der letzten freien Stunde die Kinder seines filzigen Bureauchefs als Hauslehrer schulmeistern muß, ohne selbst vor dem vierzigsten Jahr dahin zu kommen, eine eigene Familie zu gründen, ein eigenes Kind zu erziehen: — und welchen Teil dagegen opfert der Erbe von Millionen, der schon im zehnten Jahre mit seiner Aja die Freuden des Geschlechtes durchschwelgt, der mit seinem Gelde die Armee auf dem Lande, die Flotte auf dem Meere, den Richter auf dem Tribunale, das Gottesorakel auf der Kanzel, den Parlamentsredner in der Kammer, den Minister im Staatsrat kommandiert; welchen Teil seiner menschlichen Freiheiten und Rechte opfert er, der in Wahrheit nicht nur nichts opfert, sondern auch die Summe der sämtlichen Freiheiten, die um den Erdgürtel herum herrschen, in sich vereinigt? Seine Maitressen gewähren ihm die zügellose Ehefreiheit des rohen Orientalen, seine Teiche und Wildbahnen die unbeschränkte Fischerei und Jagdfreiheit des nackten Indianers, ja selbst den unbestraften Totschlag, die entsetzliche Freiheit des tierischen Kannibalen, erkauft ihm sein Gold, das alles kauft. So summiert er in sich bei den höchsten und feinsten Wollüsten der Zivilisation zugleich die Rechte und Freiheiten der Wildheit und Halbwildheit durch alle Schattierungen; für ihn hat die Menschheit keine Pflichten, nur Rechte, keine Schranken, nur Freiheit. — Wiederholen wir also im kurzen nur folgendes: Der Satz, den die Vernunft heischt, lautet: Der Einzelne soll einen bestimmten Teil seiner persönlichen Rechte und Freiheiten der gesellschaftlichen Kultur zum Opfer bringen, — aber der Satz, den die Wirklichkeit darstellt, heißt: Die eine Hälfte der Gesellschaft bringt all ihre menschlichen Rechte und Freiheiten zum Opfer und genießt dafür keine Kultur; die andere Hälfte der Gesellschaft bringt gar nichts zum Opfer und genießt dafür alle Kultur. Den letzten Satz zu stürzen und den ersten zur Wahrheit zu machen — das ist der Sozialismus. Ich habe den Sozialismus ein Rechenexempel genannt, und mit Recht. Wie Julius Cäsar in der Astronomie, so hat der Sozialismus in der Staatswissenschaft den Fehler zu berechnen, der sich durch den fortlaufenden Irrtum früherer

Zeiten eingeschlichen, und ihn zu berichtigen. Er hat zu untersuchen, wie groß und wie klein die Brüche sind, in welchen jetzt die verschiedenen Gesellschaftsklassen Teile des menschlichen Naturrechtes der Kultur zum Opfer bringen; er hat für die maßlose Verschiedenheit dieser Brüche einen einzigen Nenner und dazu den möglichst kleinsten Zähler zu ermitteln, aber dafür diesen Bruch auch allen Gesellschaftsmitgliedern als g l e i c h e Steuer aufzulegen. Diese Gleichheit besonders bildet den Hauptbegriff des Sozialismus. Die Freiheit bezieht sich mehr auf die politische, aber die Gleichheit so recht auf die soziale Ordnung der Gesellschaft. Die Freiheit, welche jetzt der großen Masse ein so göttergleicher Besitz dünkt, ist keineswegs ein neuer Fortschritt der Menschheit. Schon die ältesten Staatsgesellschaften (z. B. die Republiken der Griechen und Römer) kannten die höchste Blüte politischer Freiheit; aber die höchste Blüte der Humanität, soziale Gleichheit, kannten sie nicht: sie hatten Herren und Sklaven. Eine Gesellschaftsform zu gründen, deren Gesetze allen Menschen gleiche Rechte und Pflichten zuerkennen und deren organische Einrichtungen wenigstens eine wesentliche Ungleichheit des äußeren Besitzstandes unmöglich machen — das ist der Beruf des Sozialismus. Das ist der ideelle Begriff des Sozialen. Die praktische Ausführung desselben wird ein Resultat vieler Versuche, wird ein Werk vieler Generationen sein. Hirnlose Dummköpfe oder bewußte Teufel sind daher jene, welche, geschworene Feinde der sozialistischen Idee, desungeachtet vorgeben, dieselbe augenblicklich annehmen zu wollen, wenn man ihnen nur deren praktische Ausführbarkeit und Ermöglichung nachzuweisen imstande wäre. Da sie in Wahrheit Hyänen des Egoismus sind, stellen sie sich doch wie schlichte, einfältige Männer der Tat und verlangen mit scheinbarer Gerechtigkeit ein fertiges Bild dessen, wozu sie mitwirken, mithandeln sollen. Die Toren! Als ob die Zivilisation die Erfindung eines Einzelnen sein könnte, wie Zündhölzchen! Hat denn Kolumbus Amerika entdeckt, oder Christus das Christentum, oder Luther die Reformation? In der Idee ja; aber in der Praxis fand jener nur die Insel Cuba, der zweite nur ein paar menschenfreundliche Wahrheiten, der letzte einige Disputiersätze gegen den Papst. Kolumbus gab nur den Anstoß zur Entdeckung Amerikas, die lange nach ihm, erst mit Umschiffung des Kap

Horn vollendet war; Christus nur den Anstoß zum Christentum, das lange nach ihm, sich selbst klar, entwickelt und ausgebildet, die bestehende Gesellschaft umschmolz; Luther hingegen setzte nur den Schlußstein in die Reformation, die lange vor ihm, schon mit Huß und Erasmus, geistiges Dasein hatte. Jene waren die ersten Anfänge ihres eigenen Werkes, dieser das letzte Ende des seinigen; nichts Großes, Weltgestaltendes hat je in dem Rahmen eines einzigen Menschenlebens sich abgeschlossen. Und der Sozialismus sollte jetzt schon fertig sein? In der kurzen Spanne Zeit von Babeuf bis Proudhon fertig sein? Und die Menschen der Gewohnheit wollen ihn schlechterdings nicht eher bekennen, als bis sie nicht genau wüßten, wie sie mit ihm daran wären? Wenn Dir ein Wiener mit einer solchen Bedingung kommt, wenn er das triviale Verlangen ausspricht: Beweisen Sie mir die Güte des Sozialismus durch ein anschauliches, praktisches System desselben, dann wollen wir Sie gewähren lassen, — so gib ihm nichts weiter zur Antwort als dieses: Beweisen Sie mir, daß Ihr Same ein wohlgestalteter und guter Mensch werden wird, dann sollen Sie zeugen dürfen. — Aber nicht bloß Dummköpfe und Teufel, wie ich sie eben nannte, sondern Sozialisten selbst hegen den Irrwahn als aufrichtigen Glauben, daß ein Einzelner kommen und helfen müsse. Mit vernichtendem Gefühl peinigt sie die vermeinte Ratlosigkeit der Zeit und verzweifelt hört man sie ausrufen: Ja, wer das Sphinxrätsel des Sozialismus löste, der wäre der Held des Jahrhunderts. — Solche Leute erinnern mich an eine Vorstellung meiner Kindheit. Ich dachte mir nämlich beim Anblick des Kahlengebirges jeden Berg der Welt als eine steile Mauer; ich glaubte, man müsse mit einer Fülle romantischer Gefahren auf allen Vieren hinanklettern. Unaufhörlich brannte mir die Seele nach diesem Abenteuer; wie groß war mein Glück, als ich endlich mit Dir und Anton dahin kam, durch Ottakring auf den Galitzinberg zu gehen. Aber wo blieb die Wand, die Gefahr, das Halsbrechen? Lange wartete ich mit feierlicher Fassung darauf; endlich riß mir die Geduld, und ich fragte Euch, wann wir denn zum Galitzinberg kämen? Wer beschreibt meinen Schmerz, als ich hörte, wir sind eben auf der Höhe! Das, was sich in der Ferne wie eine herausfordernde, trotzige Mauer ausnimmt, ist also in der Nähe nichts als ein Geschiebsel von vielen Hügeln, Abhängen und Vorsprün-

gen, die unvermerkt nacheinander erstiegen werden! Die riesenhafte Einheit löst sich in eine zwergige Vielheit auf! Diese Kinderanekdote, so einfältig sie ist, kann jenen zum Gleichnis dienen, welche einen Messias des Sozialismus erwarten. —

II. Republik.

Der Sozialismus ist also ein Gesellschaftskampf zwischen den zwei großen Klassen der Besitzer und der Nichtbesitzer. So mindestens drückt man sich gewöhnlich aus, obwohl es nicht ganz richtig ist. Nicht um den Besitz als solchen wird gekämpft, sondern vielmehr um jenes zusammenhängende Ganze von Gesetzen, Privilegien, Monopolen, Vorurteilen und Mißbräuchen, welches der einen Partei so leicht und der andern Partei so schwer, ja unmöglich macht, die Mittel und Hebel der Kultur sich anzueignen. Die erste Partei wollen wir im allgemeinen die Bourgeoisie, die zweite das Proletariat nennen. Der Sozialismus ist also zunächst ein Klassenkampf zwischen Bourgeoisie und Proletariat. Wo ist hier vom Monarchen die Rede? Welche Stellung nimmt er in diesem Kampfe ein, mit welcher Partei muß er verlieren, mit welcher kann er gewinnen? Daß der Thron, als der unnatürlichste und vernunftwidrigste Besitz, mit der sozialistischen Regelung des Eigentumsrechtes, also mit dem Siege des Proletariats verschwindet, versteht sich so sehr von selbst, daß es keines weiteren Wortes darüber bedarf. Aber auch bei dem antisozialistischen Prinzipe, bei der Herrschaft der Bourgeoisie fährt die Monarchie nicht besser. Wenn Du die französische Geschichte der letzten 30 Jahre liest, so findest Du auf jedem Blatte, wie gefährlich die anschwellende Macht des Bürgertums von Kammer zu Kammer der monarchischen Verfassung wurde, und wie weder die offene Gewalttat der Juliordonnanzen, noch die intriganten Regierungskünste Louis Philipps den wiederholten Sturz der Monarchie verhindern konnten. Das hat die Bourgeoisie getan. Daher der natürliche Instinkt der Monarchie für Adel und Adeltum, daher die Politik des revolutionären Kaisers Napoleon, sich in der Ehrenlegion mit einer Art neuem Adel, statt des gestürzten alten, zu umgeben; daher im vorigen Jahre die Politik des preußischen Königs, auf der Pairskammer und den Fideikommissen zu bestehen, ohne welche hochadelige Institutionen er die längst schon hinlänglich verschlechterte Kon-

stitution immer noch nicht beschwören wollte. So hält die Monarchie den Kampf, oder vielmehr den Läuterungsprozeß, den Bourgeoisie und Proletariat miteinander einzugehen haben, hintan, indem sie einen dritten Stand, den Adel, mitten in die Staatsgesellschaft hineinwirft, einen Stand, der auf dem Schauplatze kein Geschäft, keinen Beruf, überhaupt keine irgend menschliche Bedeutung hat, der gar nicht her gehört, der nichts zu tun und nichts zu lassen hat im Staate und dessen ganze Bestimmung keine andere ist, als die soziale Frage zu verwirren und auf Grund dieser Verwirrung die Existenz der Monarchie zu fristen. Die Beseitigung der Monarchie ist daher nichts anderes als die Reinigung des Kampfplatzes von nicht hierher gehörigem Schutt, von überflüssig wucherndem Gestrüpp und dergleichen Hindernissen, welche den Raum für die Kämpfer verengen, entstellen und unbrauchbar machen. Die Republik ist der gesäuberte Turnplatz des Sozialismus. Du siehst daher, was Du von der politischen Bildung derjenigen zu halten hast, die jetzt Wunder glauben, hoch zu stehen, wenn sie für Republik schwärmen und sich Republikaner nennen. Wer bloß Republikaner ist und nicht zugleich Sozialist, dem möchte es schwer fallen zu erklären, was er eigentlich bezweckt mit der Republik? *Freiheit!* wird er sagen. Aber wer ist denn frei in einer Republik ohne Sozialismus? Bloß der Bürger, nicht der Mensch; bloß der Besitz, nicht die Arbeit; bloß eine Partei, nicht die Gesellschaft. Eine solche Republik kann nicht das Ideal des Jahrhunderts sein, sie ist, wie gesagt, kein Fortschritt der Menschheit, sie ist die uralte Republik der Römer und Griechen, die vorchristliche Heidenrepublik der Herren und Sklaven. Ja, ohne alles politische Verständnis sind diejenigen, welche die Republik als Ziel ihrer Wünsche proklamieren, welche, von den politischen Stürmen der monarchischen Völkerjagden müde, die Republik gleichsam als einen Ruhepunkt auf ihre alten Tage ersehnen. Ich habe die Wiener stark in Verdacht, daß die Demokraten unter ihnen ungefähr Republikaner dieses Schlages sind. Ruhepunkt! Das Gegenteil. Die Republik ist erst der rechte Ausgangspunkt für eine Anzahl von Unruhen, Stürmen, Parteikämpfen und Staatserschütterungen, nur mit dem Unterschiede, daß sich dabei nicht, wie in Monarchien, die Kräfte im Dienste dynastischer Interessen aufreiben, welche unfruchtbar

und heillos, dem Wohle des Ganzen fremd sind und den Stand der menschlichen Dinge nicht fördern, sondern daß es sich um das allgemeine Beste, um einen wirklichen, nie dagewesenen Fortschritt, um die höchste und wichtigste Aufgabe der Philosophie, nämlich um das Problem handelt, die Freiheit der Natur mit dem Gesetze der Gesittung in möglichst innigen Einklang zu bringen, mit einem Worte, daß die Menschheit sich dabei um ihre eigene Achse dreht und nicht um eine fremde Angel. — Du wirst daher auch nicht von der Zahl jener müssigen Schreier sein, welche, wütend, daß die französische Republik nicht ihre Hoffnungen erfüllte, die ihre eigene Ohnmacht zu Hause unerfüllt ließ, mit Hundegebell und Altweibergeifer hinter ihr her sind und Wunder! wie rot zu sein glauben, wenn sie tatlos auf die Tatlosen schimpfen. Die französische Republik ist weder so gut noch so schlecht, als sie von der Mehrzahl gemacht wird. Was verlangt man von der französischen Bourgeoisie? Einen Selbstmord? Wahnsinn! Welche politische Partei wird vom Schauplatz früher abtreten, als bis ihre Lebenskraft gänzlich erloschen ist? Kann sie noch die Macht zu herrschen aufbringen, so herrsche sie; warum soll ich eine glühende Kohle schimpfen, daß sie noch nicht ganz ausgebrannt ist? Das nehme ich ihr ebensowenig übel, als ich in leidenschaftslosen Stunden der österreichischen Monarchie ihr Männerhängen und ihr Weiberpeitschen verdenken mag. Es ist eben ihre letzte verzweifelte Notwehr.*) Anfangs nehmen die Kämpfer eine ganz elegante Positur, messen ihre Klingen und kreuzen sie mit Anstand. Später, wenn der Kampf die Leidenschaften erhitzt hat, nehmen sie keine Notiz davon, daß die loyale Waffe, die Degen bereits gebrochen sind, sie fallen mit bloßen Armen einander an und ringen Leib an Leib nicht mehr um die Ehre des Sieges, sondern um die Frage der reinen Existenz. Endlich artet auch dieses Handgemenge aus, die brutale Wut, die tierische Raserei bricht hervor, man bearbeitet sich gegenseitig mit den Zähnen und Nägeln. Diese drei Perioden — des Galanten, des rein Menschlichen und des bloß Tierischen — hat Österreich durchgemacht.

*) Die Monarchie kämpft nämlich immer; wenn nicht gegen Waffen, doch gegen Gedanken. Von Grausamkeiten nach dem Kriege kann im weitern Sinne keine Rede sein: gegen die Feinde im Kriege Kartätschen; gegen die Feinde zu Hause Terrorismus. K.

In der 1. Periode war es, als Pillersdorf in höflichen Plakaten um Unterlassung der Katzenmusik bat, in der 2., als im Oktober ehrliche Kugeln gewechselt wurden; mit dem 1. November 1848 ist Österreich in der 3. Periode angelangt: es beißt und krallt. Und warum machen wir so viel Geschrei darüber? Triumphieren wir, lachen wir, seien wir stolz darauf, daß wir denn doch Macht genug entwickelt haben, um diese Kanaille so in Harnisch zu bringen. Und wenn uns die französische Regierung von der brutalsten Gewalttat gegen Rom oder die Juni=V e r d ä c h t i g e n bis zu den feinsten und heimlichsten Verschwörungen des Elisée eine Musterkarte menschlicher Verworfenheit auseinan=derrollt, so ist daran nicht die Republik schuld, sondern die herrschende Partei in derselben, welche die letzten Verzerrungen und Zuckungen ihres Todeskampfes durchkämpft. Und je unsitt=licher die Regierungskünste dieser Partei sind, desto mehr mögen wir, anstatt zu schimpfen, uns freuen; ein Beweis, daß sie die s i t t l i c h e n Mittel ihrer Existenz erschöpft hat, daß sie mit den g e s u n d e n Kräften ihres Lebens zu Ende ist.

III. K o n s t i t u t i o n.

Das konstitutionelle System beruht auf der Teilung der Ge=walten; das Volk hat die gesetzgebende, der Monarch die aus=übende Gewalt. D. h. ich habe das Recht, ein Stück Brot zu begehren, und Du hast das Messer in der Hand, es mir abzu=schneiden. Begehr' ich nun ein Stück, das Dir zu groß dünkt — und wie die Sachen stehen, dünkt den Fürsten jedes Stück zu groß — so verweigerst Du mir's; begehr' ich's wiederholt und dringend, so versprichst Du mir höchstens, hältst aber nicht; werd' ich endlich unartig und greif' ich im wütenden Hunger selbst nach dem Brote, so rennst Du mir das Messer in den Leib; ja, ist sogar das Messer rebellisch, wie jetzt z. B. das hes=sische Militär, so leihen Dir die Herren Nachbarn eines, das willig und scharf genug schneidet. Das ist der Konstitutionalismus. Du siehst, es verlohnt sich kaum noch, gegen Kinder oder Gothaer ein Wort über diese Lächerlichkeit zu verlieren; um so weniger wollen w i r uns dabei aufhalten. Aber wir wollten doch zu Schuselka und Bauernfeld kommen. Wohlan! Wie dem Sozialismus die Reinrevolutionären, der Republik die Demokraten, so entsprechen der Konstitution die Liberalen und Radikalen.

Beide haben das miteinander gemein, daß sie sich einbilden, bei der Partei des Volkes zu stehen, und daß sie darüber einverstanden sind, viel zu reden und nichts zu tun. Der Unterschied ist dann lediglich in diesen Reden allein. Der Liberale bittet, der Radikale droht. Der Liberale führt das Volk wie ein Kind, das man dem Firmpaten vorstellt, in die Zimmer des allergn. Fürsten, der dem Kleinen huldvoll die Wange streichelt und ihm tausend schöne Sachen verspricht, wenn er sich gut aufführt. Darüber ist dann der Liberale ungeheuer entzückt, läßt sich einen Freund und Anwalt des Volkes nennen, sieht von dieser Stunde an auch mit unbeschreiblicher Sorgfalt darauf, daß das Volk sich wirklich so gut aufführe, als es der Allergn. gewünscht, ob aber der Allergn. die versprochenen tausend schönen Sachen gibt, darauf sieht er weniger. Der Radikale, wie gesagt, geht weiter — er droht. Er läßt ein Wort von der Macht der Presse fallen, ja, wenn er vollends wütend wird, spricht er von der Souveränität der Barrikaden. Seit die Fürsten aber gegen die Presse den Belagerungszustand und gegen die Barrikaden die Kosaken erfunden haben, lachen sie den Radikalen verdientermaßen aus, der nun seinerseits das Äußerste wagt und — von Kriehuber sein populäres Porträt in Stein drucken läßt! Schlägt dann das Volk wirklich einmal los, so wird der Radikale wahnsinnig; er wird wahnsinnig darüber, daß das unverschämte Volk seinen wohlangelegten Erziehungsplan nicht abwartet und es wagt, plötzlich mit einem Male „großjährig" zu sein, da er doch die wunderschöne väterliche Absicht hatte, es durch eine Reihe alleinseligmachender, zensurfreier Komödien, n a c h u n d n a c h, a l l m ä h l i c h, i m L a u f e d e r Z e i t e n und der Tantieme zu einer g e w i s s e n Reife heranzubilden. Das ist der Liberale und Radikale, das ist Schuselka und Bauernfeld. Vom Sozialismus zur Republik und von der Republik bis zur Konstitution mußt' ich herabsteigen, um diesen Petermännchen zu begegnen. Endlich hab' ich sie — aber was mach' ich nun mit ihnen? Wollen sie mir die Stiefel putzen — dazu allein sind sie noch zu brauchen; indes, da sie gemachte Herren sind und ich ein lumpiger Proletarier bin, so werden sie's wohl bleiben lassen. Meinethalben, aber wenigstens will ich verhindern, daß ein reiner Revolutionär, oder der Bruder eines Revolutionärs diese Puppen für Männer ansieht. Es ist bloße Gesichtstäu-

schung. Ihre Hosen sind Theaterdekorationen und ihr Bart ist „ein Busch, in dem sich ein Häschen versteckt", wie Hebbel sehr witzig sagt. Wohlan! Das ist die ganze Mannheit der Liberalen und Radikalen. — —

Wir sind zu Ende! —

Frankfurt a. M., den 20. April 1852.

Lieber Bruder!

Mit großer Genugtuung habe ich vernommen, daß es Dir durch den freundlichen Rat eines gefälligen Beamten gelungen ist, mir wenigstens die Art und Weise angeben zu können, wie ich vorzugehen hätte, um in den legalen Besitz eines neuen Passes zu gelangen:

Einsendung meines alten;

Sustentationszeugnis;

Bittgesuch an den Magistrat.

In diese Punkte, wenn ich nicht irre, läßt sich Deine diesfällige Mitteilung darüber formulieren.

Leider verbleibt mir zu bedauern, daß sich mein Vermögen zu allen dreien nur v e r n e i n e n d verhält.

Ad 1. Einsendung meines alten Passes. Derselbe mag bei irgendeiner Gelegenheit des vielen Hin- und Widerpackens verloren worden sein. Ich hatte um so weniger Grund, seiner besonders zu achten, da er schon längst abgelaufen und also ein völlig verbrauchtes Schriftstück für mich war. Kann es Dir übrigens dienen, so will ich Dir wohl alle essentiellen Einzelheiten desselben angeben; er ging oft genug durch meine Hand, so daß ich sie ohne Anstand aus dem Gedächtnisse reproduzieren kann. Also:

Nr. 2270/781. P a ß - P r o t. F o l. 432.

N a m e: bekannt. C h a r a k t e r: Berichterstatter der „Wiener-Zeitung"; folgt: Nationale und Signalement. Jenes kannst Du mündlich angeben; g e b ü r t i g: Niederösterreich, Wien; Herrschaft Magistrat, Vorstadt Mariahilf; Geburtsjahr und Tag: 3. Juli 1821 etc. etc. Was das Signalement betrifft, so würde es zu lauten haben: S t a t u r mittel oder klein, je nachdem man ein Längenmaß von 5 Schuh und 5 Zoll (wenn ich in letzter Ziffer nicht um ein geringes irre) charakterisieren will;

Gesicht oval, Haare braun, Augen blau, Nase porportioniert, besondere Kennzeichen keine. Der Paß trägt das Datum vom 9. November 1848 und die Unterfertigung Ferd. Bergmiller, Vizebürgermeister; Walter, Rat. — Es versteht sich von selbst, daß der Charakter: Berichterstatter der „Wiener-Zeitung", nur ein damals temporärer war; heute würde es zu lauten haben: Privatgelehrter oder Schriftsteller. Noch muß ich hinzufügen, daß er für Kremsier, und zwar auf 1 Jahr, ausgestellt war. So viel von dem alten Passe.

Ad 2. Sustentationszeugnis.

Ich muß aufrichtig gestehen, es überraschte mich, einer solchen Auffassung des Schriftstellertums im reorganisierten Österreich zu begegnen. Die vielen und umfassenden Reformen, welche in den jüngsten Jahren unser ganzer Staatsorganismus erfahren hat und welche gewiß nicht bei den Uniformen der Staatsbeamten stehen blieben, diese Reformen, dachte ich, hätten auch den Geist des Bureaus über jene angestammten, Maria-Theresianischen Terminologien hinausgeführt, in welchen das Wort „Sustentationszeugnis" als Garantie für den bürgerlich-ehrlichen Erwerb eines homme des lettres vorkommen kann. Von wem soll der Schriftsteller ein Sustentationszeugnis beibringen? Wenn ich heute einen Artikel für die „Hamburger Nachrichten" und morgen einen Aufsatz für die „Augsburger Allgemeine" und übermorgen eine Novelle für Sauerländers „Rheinisches Taschenbuch" schreibe, kurz, wenn ich, außer allem dienstlichen Verhältnis zu einem Einzelnen, bloß im Dienste des Publikums arbeite und mich dazu der deutschen Presse an den verschiedensten Lokalen und in den verschiedensten publizistischen und belletristischen Organen bediene — wer soll mir da ein Sustentationszeugnis ausstellen? Ich hoffe, es fällt Dir nicht schwer, das Unmögliche dieser Forderung einzusehen. — Was endlich den

3. Punkt betrifft, einer Gesuchsstellung bei dem Magistrate, so wäre derselbe an sich wohl leicht zu erfüllen. Aber was frommt mir dieses Gesuch allein, wenn es an den beiden vorhergehenden Bedingungen fehlt, die Du doch als erforderlich darstellen zu müssen geglaubt hast? Und selbst wenn es ohne jede Beilage statthaft wäre — eine Hoffnung, die ich wenigstens vorderhand nicht ganz aufgeben will — so würde ich es immer

noch für wünschenswert erachten und mit Dank annehmen, wenn Du das Gesuch in meinem Namen abfassen und überhaupt schriftlich wie mündlich in dieser Sache meine Stelle vertreten möchtest. Ich kenne den österreichischen Amtsstil nicht mehr, denn ohne Zweifel hat sich viel darin geändert. Weiß ich doch selbst nicht, ob das Prädikat „löblich" noch im Gebrauche ist, dessen sich in Deutschland wenigstens niemand bedient. Und so kämen gewiß noch manche Einzelheiten vor, in denen mein Aufsatz mindestens fremdartig erscheinen würde, denn wenn ich jüngst die Notiz las, daß den österreichischen Redaktionen von oben her selbst die Weisung zugegangen sei, sich der „Überschwenglichkeit" des vormärzlichen Amtsstils zu enthalten; so bin ich dadurch noch keineswegs belehrt, ob: erstens diese Notiz überhaupt ihre Richtigkeit hat, und zweitens wie und nach welchem Zollmaß man den alten Kurialzopf abgeschnitten hat und welche neue Formen an die Stelle der alten getreten sind. Diesen Ritus wirst Du in loco viel besser zu handhaben wissen. Ich ersuche Dich daher, jenes Bittgesuch an meiner Statt zu fertigen und einzureichen, und wünsche diesen Zeilen die ganze Kraft einer Legitimation, daß Du nach meiner Vollmacht handelst, beilegen zu können. —

Sei also mit allen, die Dich dabei fördern wollen, herzlichst ersucht, die Sache in Deine Hand zu nehmen, und möge sie durch Deine und jede weitere freundliche Bemühung ihre baldige und erfolgreiche Erledigung finden.

Lebe recht wohl und grüße die Familie.

Dein treuer Bruder

Ferdinand Kürnberger.

[Frankfurt a. M., Frühjahr 1852.]

Mein Lieber!

Beiliegend bürde ich Dir eine neue Kommission auf. Es kam plötzlich wie vom Himmel geschneit und ist mir selbst nichts weniger als lieb. Ein junger Buchhändler wollte für 1853 ein Taschenbuch herausgeben und ersuchte mich um einen Beitrag. Ich schrieb ihm gegenwärtige Novelle. Nach sechs Wochen, da ich schon längst den Betrag dafür erwarte und, aufrich-

tig gesprochen, ihn auch ziemlich dringend brauchte, erhalte ich — das Manuskript zurück. Der junge Mann hatte von früher her einen Preßprozeß anhängig, der jetzt zum Spruche kam, er sollte auf drei Monate in Arrest, das Ganze ist ein Bagatell, desungeachtet schnüret der Europamüde sein Bündel und ist flugs in Amerika.

Ich hatte nun die Aufgabe, das Manuskript von neuem zu placieren und es womöglich b a l d i g s t zu Geld zu machen. Nach Überlegung aller übrigen Verhältnisse schien mir das dienlichste, es nach Wien zu schicken. Sei so gut und biete es zuerst Johann Gabriel Seidl an. Derselbe ist Kustos im Münz- und Antikenkabinett (Erzherzog Karl-Palais auf der Augustinerbastei) und gibt ein Taschenbuch heraus, dessen Name mir selbst schon entfallen ist, aber es erscheint bei dem Buchbinder im Schottenhof (Pfautsch? ich weiß es nicht) und ich habe schon einmal für das Jahr 48 eine Novelle dafür geliefert: „Das Kind mit dem Briefe". Vielleicht erinnert er sich noch. Nach ihm oder vor ihm, wie Du willst, kann man's auch dem alten Castelli offerieren, wenn er nicht schon in Lilienfeld ist. Wär's aber für Almanache überhaupt schon zu spät, so suche Dir eine belletristische Zeitung dafür aus. Vor allem aber, ich bitte Dich, sei regsam. Dringe allenthalben darauf, daß man es schnell liest und sich entscheidet und womöglich ebenso schnell bezahlt. Ich bin in der Tat in einiger Verlegenheit durch diesen Querstrich. Ich brauche notwendig Geld — auch C a t i l i n a läßt länger nichts von sich hören, als ich rechnete.

Sei also ernstlich gebeten, die Sache zu gutem und promptem Resultat zu betreiben. Lebe wohl.

F. Kbgr.

Dr. Ehemant, Kerbengasse Nr. 8, Frankfurt a. M.

P. S. Du denkst vielleicht, warum ich nicht gleich mit dieser Piece mich um einen der Preise bewerbe, es käme ja fast à propos dazu? Aber e r s t e n s scheint sie mir zu einer solchen Gelegenheit nicht Feierkleid genug zu tragen und z w e i t e n s kann ich so lang nicht warten! Je schneller desto besser, das ist die Devise dieser Sendung. Ich darf den größeren Vorteil nicht ansehen, den ich damit haben k ö n n t e; das Geld ist mir in diesem Augenblicke mehr wert als die Hoffnung.

Frankfurt a. M., den 19. Mai 1852.

Lieber Bruder!

Schönen Dank für Deine Bemühungen, wenn sie auch fruchtlos waren. Ich bedauere aufrichtig, Dich mit der Novelle behelligt zu haben. Übrigens kann ich Dir keine weiteren Verhaltungsregeln darüber geben. Es bliebe jetzt nur der Weg der belletristischen Zeitungen übrig, aber die mußt Du an Ort und Stelle besser kennen als ich, der ich sie, außer der Theaterzeitung nicht zu Gesichte bekomme. Was ist's denn mit der sogenannten „Österreichischen Illustrierten“, von der ich schon ein paarmal gehört habe, ohne sie zu sehen? Sie soll jüngst auch einen Preis ausgeschrieben haben, und kannst Du mir die Anzeige davon einschicken, so könnt' es immer nicht schaden. Ob man mit dem Familienbuche des Lloyd nicht einen Versuch machte? Nicht zur Preisbewerbung natürlich, sondern nur zum einfachen Abdruck. Doch ist zu fürchten, daß die Redaktion in diesem Augenblicke durch das Preisausschreiben mit einer Fülle guter Sachen versehen ist. Vielleicht kannst Du indes doch einen Versuch machen, der freilich nicht zu lang dauern dürfte. Seidls schmähliches Offert kann keinesfalls angenommen werden. So wenig ich mich täusche, so wäre doch bei Zeitungen mindestens das Doppelte zu erzielen, selbst bei der Theaterzeitung, wenn sie noch ihren alten Satz hat: 24 fl. pr. Bogen. Wie gesagt, das müßte nacheinander versucht werden.

Unbequemlichkeit genug für Deine kostbare Zeit! aber was ist zu tun? wieder Porto für Rücksendung ausgeben? Und dann neues Porto für die Verschickung von Frankfurt aus an so viele Plätze, als man in Wien doch in ein paar Straßen beisammen hat? Sei also so gut und fahre, da es leider! angefangen ist, fort; betritt den Weg der Zeitungen.

Lebe recht wohl mit all den Unsrigen.

Der Deinige

F. K.

Frankfurt a. M., den 2. November 1852.

Lieber Bruder!

Ich vermute zwar, daß ein Brief von Dir bereits unterwegs oder selbst schon in meiner Hand ist, wenn Du diese wenigen

Zeilen erhältst; aber da ich sie mittels Privatgelegenheit schicken kann, so versäume ich doch nicht, gerne es zu tun; ist obige Vermutung richtig — wird es uns beiden keine Last sein, ein paar überflüssige Worte zu schreiben und zu lesen; ist dies nicht — dann schadet um so weniger diese meine wiederholte Erinnerung, wie sehr ich ein Schreiben von Dir wünsche und erwarte.

Es versteht sich von selbst: ein befriedigendes. Ich brauche in dieser Beziehung Dich nicht zu forcieren und zu überbürden. Wie sehr mir der Paß Bedürfnis ist, fühlst Du gewiß selbst am besten; denn daß nur einmal die Langweile, davon zu reden, ein Ende nähme, ist keiner der geringsten Vorteile, den wir davon haben werden.

Mit dem Termin der Preisausschreibung, wie ich nun klar inne werde, hat die Annonce des „Wanderer" (die Du mir schicktest) einen Druckfehler gemacht. Nicht Ende September, sondern Ende Oktober findet der Spruch statt. Doch auch diese Frist ist jetzt um. Verfüge Dich also gefälligst in das Bureau der Lloyd-Redaktion und frage an, ob man die Novelle zum Drucke behalten oder Dir, als meinem Bevollmächtigten, zurückstellen wolle (den Fall nämlich vorausgesetzt, daß Du in der „Wiener-Zeitung" sie mit keinem Preis bedacht findest, was ich als bestimmt annehme, wie Du weißt).

Das sind die beiden Punkte, die ich hier nur nach meinem letzten Briefe wiederhole. Eine Buchhändlerunternehmung mit „Quintin Messis" bleibt zwar wünschenswert, ich wage aber nicht, sie gleich den andern Dir auf die Tagesordnung zu setzen; sie gehört zu sehr ins Reich der blinden Zufälligkeit.

Lebe wohl. Alles sei herzlich gegrüßt.

Ferdinand.

Frankfurt a. M., den 5. November 1852.

Lieber Bruder!

Eben hatte ich meinen Brief vom 4. auf die Post getragen und begab mich in die nächste Gasse in den bekannten „Weidenbusch" zur Generalprobe einer Akademie. (Durch Dr. Ehemant sind mir alle musikalischen Genüsse zugänglich.) Ich war noch nicht lange daselbst, als auch Dr. E. sich einfand und mir sogleich Deinen, wie ich wußte, sicher zu erwartenden Brief ein-

händigte. Was war zu tun? Meinen Brief sofort von der Post wieder zurückverlangen? Er wird nur ausgefolgt gegen Vorzeigung des gleichartigen Siegels. Nach Hause gehen und mein Siegel holen? Darüber fing die Probe an, und gerade die erste Nummer, die Mozartsche G-moll-Symphonie, gehört zu jenen Evangelien, in welchen sich Gott am lautesten geoffenbart hat. Davon war kein Takt zu versäumen. Ich blieb also sitzen, ließ meinen Brief in Gottes Namen laufen und überflog inzwischen den Deinen. Aus der Stelle über die Vollmacht ersah ich, daß der meinige doch nicht ganz veraltet sei, und gab mich um so mehr zufrieden.

Das nachfolgende Konzert griff mich sehr an. Die Mozartsche Symphonie und die Beethovensche Chor-Phantasie waren Stücke, die ich längst kannte, aber sie setzten heute meine Pulse in eine Bewegung, daß ich der Ohnmacht nahe kam. Ich erzähle das nicht etwa, um mit meinem Kunstenthusiasmus zu brillieren, sondern weil ich glaube, daß ich hier den Anfang einer Beobachtung machte, die meine Person ganz anders betrifft. Meine Nerven gerieten in Schwingungen, die mir nahezu Tränen und Schluchzen verursachten, mein Herz schlug wie beim heftigsten Schrecken, und was das Auffallendste war, dieser Zustand dauerte nicht etwa nur während der Aufführung selbst, sondern noch lange darüber hinaus und raubte mir namentlich bei Tische Lust und Kraft zum Essen. Auch läßt sich nicht denken, was überhaupt töricht zu denken wäre, daß diese erhöhte Empfindlichkeit noch ein Nachklang der vorgestrigen Aufregung sei, sondern ich bemerkte einen ähnlichen Aufruhr des Pulses auch einige Wochen zuvor bei der Darstellung des Othello von dem afrikanischen Fürstensohn Ira Alridge (wovon Du in den Blättern wahrscheinlich gelesen hast). Genug, ich geriet zuletzt auf den Einfall, daß ich in diesen Symptomen die ersten Spuren einer Herzerweiterung zu sehen hätte, und darum allein erzähle ich davon. Ich will damit übrigens keineswegs zu Beunruhigungen Veranlassung gegeben haben; ich klagte ja sonst auch über Brustschmerzen und phantasierte von Lungenübeln, ohne daß ich seit längerer Zeit wieder Ursache dazu gehabt hätte. Auch kann ich zum Troste hinzufügen, daß die Hauptaufführung am selben Abend, wozu mir Dr. Eh. gleichfalls ein Eintrittsbillet schickte und das ich nicht stark genug war auszuschlagen, ohne

Wiederholung eines gleichen Sturmes für mich verlief. Ich täte also gut, des ganzen Vorfalles nicht zu erwähnen, aber vielleicht geht daraus hervor, daß der Zug, der mich schon lange nach dem milden Süden drängt, nur ein ganz berechtigter Naturtrieb ist, und wenn Ihr mich eines schönen Morgens plötzlich um ein paar Parallelkreise weiter gegen den Äquator vorgerückt findet, so sollet Ihr Euch im voraus darüber nicht verwundern, noch weniger mich schelten. Sonst wollen wir's schon noch eine Weile treiben. — Vorderhand aber rückt der Äquator zu uns herauf, wie es scheint. Gestern legt' ich mein Unterbeinkleid ab, da ich selbst im Sommer so bekleidet bin, auf Spaziergängen echauffiere ich mich, trotzdem daß ich über meinem einfachen Rock den Paletot noch nicht trage; kurz, es ist fabelhaft. Gern ging' ich auch noch baden im Freien, wenn nicht schon seit drei Wochen jede Gelegenheit dazu aufgehoben wäre. Das Baden gehörte in Frankfurt zu meinen allereifrigsten Vergnügungen; der hiesige Badeplatz liegt aber auch recht anmutig. Dabei darf ich nicht vergessen, mich einer Errungenschaft zu rühmen. Ich lehrte mich diesen Sommer schwimmen. Ihr glaubt gar nicht, wie es einen freut, sich das durch eigene Übung und Geschicklichkeit anzueignen, wofür andere Leute Geld ausgeben und sich künstlicher Hilfe bedienen. Meine Badekollegen, die kleinen und kleinsten Jungen, hatten fast alle auch nur den Unterricht der Natur genommen, so daß ich großer Junge alsbald entschlossen war, es mit der nämlichen Meisterin durchzusetzen. Und siehe da, es ging. Einundzwanzig Selbstlektionen gab ich mir, dann war's gewonnen. Ich weiß nicht, ob das viel oder wenig ist. Ein Bravourschwimmer bin ich freilich nicht. So wollte mir z. B. das Tauchen, teils meiner länglichen Haare wegen, teils in Rücksicht auf meine Brust, die mir stets verdächtig bleibt, nie recht anziehend vorkommen; ich habe es nicht geübt. Auch kann keine Rede davon sein, daß ich es bis zur Rettung eines fremden Körpers gebracht hätte. Aber mein eigener kommt eine ganz gute Strecke fort. Dabei muß ich Dich als Nichtkenner aufmerksam machen, was es für eine Wonne ist, auf dem Rücken zu schwimmen. Wenn dem Menschen das Fliegen als höchste Seligkeit vorschwebt, so kenne ich nur zwei Bewegungsarten, die diesem Ideal nahe kommen: das Schlittschuhlaufen und das Schwimmen auf dem Rücken. Da liegt man Aug' in

Aug' mit dem blauen Himmel, mit den Wolken und Vögeln, bewegt sich viel leichter und freier, weil die Brust erhoben ist anstatt gebeugt, kurz, ein Genuß ist's. — „Die Tochter der Wellen" schwamm gewiß nicht auf dem Rücken, sonst wäre sie über Wasser geblieben.

Doch es ist Zeit, daß ich ans Land steige. Dein Brief sollte ja erwidert werden und der meinige tat bisher noch gar nicht, als ob er in der Welt wäre.

Was soll ich zu der „Unmündigkeit" sagen, die Du mir oktroyiert hast? Unmündig! ein süßes Wort! — Gänzlich unmündig! noch süßer! Nein, ich kann dem Worte nicht zürnen, so unverschämt es aussieht. Überhaupt müßten wir unsere ewigen Mißverständnisse nachgerade von der komischen Seite ansehen. Denn ist es nicht komisch, wenn Menschen zwar Briefe schreiben, aber nicht lesen können? Dieser Umstand läßt auch keine weitere Rechtfertigung zu. Denn ich könnte ewig nichts anderes sagen als: Lies doch nur! — Die ganze Paßgeschichte kann mir schon darum nie ein bitteres Wort entlockt haben, weil sie mich nicht in Affekt setzt. Ich gebe zu, daß mir in leidenschaftlicher Stimmung die Schonung abhanden kommt, aber ein verfluchter Schroll müßte doch sein, dem es auch im Gleichmut passieren könnte. Und gleichmütig läßt mich die Sache, wenigstens bis zu dem Grade, wo ich ihre Anregung noch nicht Aufregung nennen kann. Einmal ein Wort der Langweile — des Verdrusses — der Ungeduld — nun ja! aber das gilt stets der Angelegenheit, nie der Person, die diese Angelegenheit führt. Im Gegenteile, es liegt in meinen Erwähnungen gewöhnlich etwas so Schleuderisches, Wegwerfendes, Geringschätziges, worin, wie ich meine, durchleuchtet, wie sehr ich der Sache das Lastende und Schwerfällige für Dich zu nehmen suche, wie sehr ich fühle, daß sie Dir selbst längst bis oben anstehen muß. Den Charakter einer solchen Verwahrung trug z. B. ausdrücklich meine letzte Erwähnung. Ich sprach meine Ungeduld nicht anders aus als mit dem Bewußtsein, daß freilich in einer solchen Frage die Spanne Zeit von ein paar Wochen nicht hoch anzuschlagen sei usw. Oder hast Du die „Spanne" im ironischen Sinne verstanden? Dann komm' ich auf meine obige Ansicht zurück. Es ist nicht genug, daß man schreiben kann, man muß auch zu lesen verstehen. Sollte Dir das nicht einleuchten, so such' ich

Recht und Entscheidung bei meinem Nachbar, dem Bundestag, und da der Notenwechsel zwischen Wien und Frankfurt ein so freundlicher und einverständlicher ist, so zweifle ich nicht, daß solche Disharmonien auch aus unseren Noten verschwinden werden. Diese Blätter sollen von unserem „versöhnlichen Tone“ zu erzählen wissen.

Was unsere verfluchte Bezirkspolizei von meinem Oktober-Verhalten wissen kann oder will, das übersteigt alle Begriffe einer wichtig tuenden Beamten-Gespreiztheit. Ich finde diese Sache gründlich kleinstädtisch. Du hattest mir den ganzen Verlauf so malerisch, so lebendig erzählt, daß ich den Paß schon in den Händen zu haben glaubte, es schien mir, indem ich diesen Deinen Zeilen folgte, gar nicht denkbar, woher jetzt der Stein des Anstoßes noch kommen sollte. Nun wartet nur! Nicht wahr, wir denken uns beide das Rechte dabei? Eine Tür, die zugeschlossen ist, ist noch nicht zugemauert. Das ist der Dank! Aber warum hat auch das Volk das noble Gelüsten, so hoch zu greifen wie im Oktober! Bezirkspolizei! Auch eine schöne Gegend! Gut! Wir haben Gedächtnis! —

Versuch' es also in — drei Bezirkspolizeis-Namen! mit der Eingabe an die Statthalterei. Sollte meine eigenhändige Unterschrift dazu notwendig sein, so schicke mir gelegentlich eine solche Eingabe fix und fertig zu; aber nicht auf der Briefpost, sondern als Frachtstück mit der Bezeichnung „Schriften“, oder gar mittels Buchhändlergelegenheit an die Firma Jügel in Frankfurt, durch Güte des Hrn. Sattler an Ferd. Kbgr. — Im übrigen habe Dank für die gehabte Mühe und glaube ja nicht, daß sie meine Vorstellung übersteigt. Das müßte arg kommen, was sich ein Poet nicht vorstellen könnte! Ich hätte eben so gut die Hintertreppen oder die Gunst der Kleinen schreiben können wie jeder andere, —

Der letzte Teil Deines Briefes, den Preis betreffend, bedarf nun keiner Antwort mehr. Aber noch immer ist nicht erklärt, durch wessen Hand mir jener gedruckte Zettel zukam. Etwa gar durch Schlodtmann? Wie kommst Du mit Schlodtmann zusammen? Es wäre interessant gewesen, wenn Du Dich darüber weniger flüchtig ausgelassen hättest. Schlodtmann ist ein junger, unternehmender Verleger für demokratische Artikel und ich freue mich, daß er an meinem kleinen Triumphe teilzunehmen

scheint. Sogleich dachte ich darauf, ihm meinen zweibändigen Roman anzubieten, und ich werde es auch tun, sobald ich ein paar Kapitel zur Probe fertig habe. Zunächst werde ich ihm für seine Artigkeit in meinem Briefe nach Bremen danken, wüßte ich, daß er noch in Wien wäre, so legte ich meine Zeilen gleich diesen bei. Schreibe mir doch ausdrücklich, wie lang er sich in Wien aufhält und dergleichen. Er hat mir zwar in Bremen den Verlag des „Quintin Messis“ abgelehnt, aber das schadet nichts. Kaufleute werden durch äußere Erfolge bestimmt, und so hat ihn vielleicht diese Kleinigkeit doch traitabler für die Zukunft gemacht. Genug, es scheint, daß ich ihn jetzt leichter zu einem Unternehmen gewinnen werde. Wir wollen gut umgehen mit ihm.

Daß ich die Ansicht Deiner letzten Briefstelle über „Quintin Messis“ jetzt nicht mehr ganz teile, siehst Du bereits aus meinem gestrigen. Laß' es an einigen neuen Schritten nicht fehlen. Drei vermögen jetzt vielleicht mehr als früher dreißig. Und das Honorar bleibt in Wien.

Sonst ist wenig mehr zu erinnern. Die Zurückhaltung, die ich Dir noch gestern mit meiner Vollmacht empfahl, hört sich nach Deinem Brief von selbst auf. Du wirst auch bereits von derselben Gebrauch gemacht haben. Es ist nicht mehr nötig, daß wir zu dem Behufe ein eigenhändiges Redaktionsschreiben an mich abwarten. —

Deiner „lebhaften“ Frau bin ich für den mir zugedachten Preis herzlich verbunden. Ob ich darum aber erst Novellen schreiben müßte??? —

Die übrige Freude in der Familie, so wenig sie meinem Verdienste angemessen sein mag, kann doch nicht zu groß sein um ihrer selbst willen. Den Angehörigen Freude zu machen, war und ist stets mein erster Gedanke bei meinem poetischen Streben, so wie es auch bei meinem gehäuften literarischen Unglücke fortwährend mein erster Gram blieb, daß E u e r e Hoffnungen stets hinausgeschoben, daß ich dem H a u s e gegenüber stets in der Erfüllung meiner Versprechungen behindert worden.

Nicht übel trifft sich auch die Zeit dieses angenehmen Ereignisses. Es ist in diesen Tagen eben vier Jahre, daß ich über die frischen Blutspuren in der Brigittenau hinweg meiner Heimat den Rücken wandte. So bin ich doch nicht ganz ver-

schollen! Der verlorene Sohn taucht wieder auf und die ganze Presse meiner Vaterstadt sieht sich genötigt, heute meinen Namen zu nennen und ein Tröpfchen Ehre darauf zu träufeln, so gern sie hin und wieder das Gegenteil täte. Keine darf sich der „Wiener Neuigkeit“ verwehren; Freund Eberszwerg und das „Fremdenblatt“ werden saure Gesichter schneiden. „Der liebe Landsmann“ des Herrn Weiß hat alle Ironie verloren. —

Isidor Heller, weil. Mitredakteur am „Freisinnigen“, hat in Dessau eine Broschüre für die Kaiserstellung Österreichs in Deutschland geschrieben! Das ist freilich ein lieberer Landsmann, — nicht wahr? Was vier Jahre an der Überzeugung des Menschen nicht ändern, das ändern sie wenigstens an seinem Geldbeutel und in Demokratie ist jetzt gar nichts zu machen. Da schachert man wohl ein wenig mit Kroaten. „Raute Seresszaner-Mäntel, gonz feine Woore! zu handeln!“ —

Bald hätte ich geschlossen. Aber indem ich Deinen Brief noch einmal überblicke, finde ich ein paar letzte Körnlein aufzupicken. Da hab' ich in der Geschwindigkeit noch etliche Versprechen gebrochen. Ich habe Feuilletons für die „Ostdeutsche Post“ versprochen; ich habe auch Konkurrenz an der „Illustrierten“ versprochen. Nicht so ganz, Lieber! Vorgenommen willst Du sagen. Aber zwischen Versprechen und sich Vornehmen ist ein Unterschied. Und gesetzt, ich hätte versprochen; — Du fragst: „Was soll ich von Dir denken?“ Wohlan, das will ich Dir sagen! Denke von mir, daß ich willig bin zu jedem Erwerbe, daß ich gerne und leicht Geneigtheit zeige und ausspreche, Geld zu verdienen; aber das Halten ist eine andere Sache, da hat mein besserer Genius auch ein Wörtchen dreinzureden, das kann ich ihm nicht wehren. Weit entfernt also, daß ich Vorwürfe verdiene, so sollst Du in solchen Versprechungen vielmehr meinen guten Willen anerkennen; die Ausführung liegt außer meinem Willen. Es zieht mich stets zu größeren Stoffen und Entwürfen, sooft ich mir auch vornehme, mich mit Kleinigkeiten zu malträtieren. Du hörst, ich schreibe einen zweibändigen Roman. Und glaube, es ist gar nicht so leicht, mir wenigstens nicht, neben einer größeren Arbeit kleinere herlaufen zu lassen, Pferde und Esel in gleichem Gespann zu halten. Ein weitläufigerer Entwurf erfordert den ganzen Menschen, und wenn man die Feder aus der Hand legt,

so hat man keineswegs zu dichten aufgehört. Ein Dichter hat überhaupt keine sogenannten freien Stunden. Er mag gehen oder stehen, wo er will, bei Tische, im Theater, im Konzert, auf Promenaden, überall dichtet er, da, wo er nichts zu tun scheint, sind erst seine eigentlichen Arbeitsstunden; am Pulte dichtet man nicht, man schreibt das Gedichtete, man erfindet nicht, man stilisiert. Wer sich mit einem größeren Stoffe trägt, der bezieht alles auf ihn, alle Einfälle, Gedanken, Stimmungen konzentrieren sich um ihn, die ganze Welt ist nur seinetwegen da und hat nur einen Gesichtspunkt; er gleicht einer Mutter, die ein werdendes Kind hegt; jeder Bissen, den sie genießt, verwandelt sich zugleich in Blut und Leben für dieses. Du siehst nun, wenn ich mir meine Bissen vom Munde sparte für die „Ostdeutsche Post", für dieses und jenes, so geriete das Kindlein sehr mager und ich zerrüttete meinen und seinen Organismus. Ja, was soll ich sagen? Ich habe in diesem Augenblicke in der Tat zwei Arbeiten vor, eine für die Morgen-, eine für die Abendstunde. Es ist nur ein Versuch und ich bin noch lange nicht sicher, wie er ausschlägt. Aber auch der Abendstoff ist ein größeres Ding. Was? wird jetzt noch nicht aus der Schule geschwatzt.

Doch diese ganze Erwiderung ist wohl unnötig. Du wußtest ja nicht, als Du jene Erinnerung schriebst, was Du heute aus meinem gestrigen weißt: nämlich, daß ich was Zweibändiges vor habe, ein größeres Pensum als je. Und so bist Du hoffentlich mit dieser Nachricht zufriedengestellt.

Lebe so wohl, als es einem Menschen angeht, der mit Mühe geplagt ist, und grüße, solange Du Atem behältst, alles und jedes, hundertmal, millionenmal. Adieu! —

Doppeltes Kuvert ist nicht mehr nötig. Hand und Siegel, Papier und Format sind nun so bekannt, daß Dr. E. mir Deine Briefe stets auch mit seiner ersten Adresse uneröffnet abgibt. Die zweite mag also wegbleiben. Auch ich nehme es nicht mehr so genau mit Dir. — Meine Empfehlung an die Bezirkspolizei; der Tag ist zweimal rot, am Morgen und am Abend, und die Herren sind noch nicht zu Bette.

Nochmal Lebewohl.

Treu und herzlich

Ferdinand Kbgr.

Frankfurt a. M., den 21. November 1852.

Lieber Bruder!

Wir haben jetzt, wie ich sehe, die Rollen gewechselt; Du stellst das „Quintin Messis“-Thema voran, das ich schon längst hintangesetzt. Du fängst an, wo ich aufgehört. Glück zu! Durchmiß also den Kreis aller jener Erfahrungen von neuem, den ich vor Alters durchmaß, und wenn Du nach Jahr und Tag mit Deinem Lehrkurs zu Ende bist, dann wirst Du das Stück für den Spottpreis drucken lassen, auf den Du jetzt so vornehm von oben herabsiehst. Kurz, tu', was Du willst, hoffnungsvoller Jüngling, aber nur das eine mute dem Hoffnungslosen nicht zu, daß er noch einmal das kleinste Glied seines kleinen Fingers dafür rege. Ich bin mit Laube* fertig. Er hat aber Unrecht, wenn er sagt, die Sache ist unter uns abgemacht. Im Gegenteil; in meinem letzten Hamburger Brief an ihn gab ich, mit einem ernst gemeinten Scherze, *meinen Protest zu Protokoll*. Ich sagte unter anderem wörtlich folgendes: „Was mir fehlt, Bühnenkenntnis, das werde ich im einsamen Poetenstübchen nimmermehr lernen, und wenn ich noch Dutzende von Trilogien schriebe . . . Die Bühne muß ihre Bühnendichter sich erziehen . . . Wie sollt' ich auch Meister auf der Bühne werden, wenn ich nicht Schüler war auf ihr? Soll ich das Wasser meiden, bis ich schwimmen gelernt habe? . . . Ich glaube, nimmermehr wäre ein Tell und eine Stuart geschrieben worden, wenn man dem jungen Schiller nicht die Räuber aufführte mit all ihren Fehlern etc. etc.“ — Das, und noch vieles andere redete ich ihm ins Gewissen und beteuerte zuletzt, daß ich nur der Waffengewalt weichen würde. Das, dünkt mich, heißt: eine Frage sich offen halten, nicht: sie abmachen. Wenn Laube all meine Einwendungen ignorierte, so hat er die Sache freilich abgemacht, aber für sich selbst, einseitig, nicht *mit mir*. Mein Protest steht und wird stehen für immer, ich habe nichts neues hinzuzufügen. Das Neue, das jetzt eine Chance zu sein scheint, spricht für sich selbst. Die Sache liegt einfach so: Laube sagt: Ihr Stück ist gut, aber nicht bühnengerecht, es wird durchfallen, ich scheue die Verantwortung. Das sind vier Sätze. Die drei letzten geb' ich ihm zu, waren gültig, aber an ihm ist's jetzt, zu beurteilen, inwiefern sie's noch sind. Ad 2, nicht bühnengerecht — kann er sagen: ich glaubte, ein Name, der mit Ehren

genannt wird und akkreditiert zu sein scheint, würde jenes Mangels wegen, Nachsicht finden. Ad 3, — eben darum glaubt' ich, es würde nicht durchfallen, dadurch hörte ad 4, — die Verantwortlichkeit von selbst auf, und fiele es doch durch, so — kann er sagen, wer mag mich tadeln, wenn ich einen preisgekrönten Namen produziere, wozu mich überdies noch eine öffentliche Stimme (die Presse) antreibt? — So könnte und müßte Laube die neue Sachlage jetzt ansehen. Aber fern sei es von mir, noch einmal an ihn zu schreiben. Ich würde mich beleidigen mit diesem Akte jüdischer Zudringlichkeit, und ihn zugleich, wollt' ich ihm jene Gedanken soufflieren, die so einfach sind; ein vernünftiger und wohlwollender Mensch kann sie von selbst haben. Punktum. Schluß des kleinen Spiels. —

N. S. zu diesem Thema: Eben find' ich noch das Wörtchen Umänderung im Munde Deines Hofschauspielers. Ich habe Hrn. von Holbein die nötigen Umänderungen schon in Dresden geliefert. Heute heißt die Direktion Laube — neue Umänderungen! Morgen heißt sie Pafnutius — neue Umänderungen! Übermorgen heißt sie Baron Pou — neue Umänderungen usw. usw. Zuletzt würde der Dichter ein Ding ohne eigenen Inhalt, eine Drahtpuppe an fremden Fäden, ein Kind, das sich zu seiner Schönschrift die Hand führen läßt. Mögen sie meinethalben streichen und kürzen, wie es ihre Wonne ist; ich nehm' mir längst vor, irgendeiner Theaterdirektion ein Buch weißes Papier einzusenden mit der Frage, ob beiliegendes Drama kurz genug ist? Mit einem Worte, sei gescheit, Brüderchen, und nimm Deinen Gerold mit dem Spottpreis. Den Bühnen bleibt es als Manuskript gedruckt und die Öffentlichkeit kann sich dann noch deutlicher aussprechen, ob sie sotane Lektüre auch sehen will oder nicht? — Gänzlicher Schluß des kleinen Spiels. —

Wenigstens ist dieser Rat gewiß ebenso praktisch als meine Agiofrage, zu der ich keineswegs Frankfurter Börsenjude zu sein brauche, die ich vielmehr schon — weih geschrien! — als Dresdner in allen Gliedern empfand. Gott gerechter! wie ich meine ersten Banknoten jenseits der schwarzgelben Grenze wechselte. Der Unterschied ist nur der: bisher mußt' ich Papier nehmen von Wien und mich obendrein glücklich preisen, wenn ich welches bekam; diesmal hatt' ich eine Frage frei an das Schicksal und so tat ich sie auch, diese Frage. Das ist

alles. Du kannst übrigens nicht denken, was für ein lumpiges, zweideutiges, süßsaures Gefühl ein österreichischer, banknoten=besitzender Demokrat hier im Auslande hat. Etsch! Etsch! jubelt die demokratische Seele, wenn nicht einmal nach Novara und Világos der Kurs sich bessert, aber au weh! flüstert der egoistische Leib, der im Verborgenen doch gerne nach einem höheren Nötchen geschielt hätte und die schadenfroh verlachte Valuta mit seinem eigenen Schaden bezahlen muß. Es versteht sich aber, daß die Freude der Seele doch noch größer ist als der Verdruß des Leibes. Glaube mir, der Leib kann viel besser hungern als die Seele. Und das scheint unser umgekehrtes Verhältnis zu sein. Du neidest meine demokratische Zuversicht und scheinst selbst auf dem Sterbebette des politischen Hungertodes. Getrost! ich bin nicht leichtsinnig, ich tröste mich längst nicht mehr mit demokratischen Phrasen und Illusionen, aber die Restauration imponiert mir ein= für allemal nicht. Was sind denn ihre „großartigen und umfassenden“ Maßregeln? Ich sehe nur kümmerliche Flickarbeit. Die Leute haben über kein ganzes Paar Sohlen zu verfügen. Freilich liegt Euch der Belagerungszustand wie ein Alp auf dem Leib und das erklärt viele Angstlaute der Hoffnungslosigkeit. Aber was ist denn am Ende diese von Kanonen bespickte Fortifikation von Wien anders als miserable Flickarbeit? Erinnere Dich doch, wie furchtbar Louis Philipp sein Paris befestigte, und Louis Philipp starb als politischer Flüchtling. Die Sache dreht sich ewig in folgender Schlußkette: Um den Geist niederzuhalten, brauchen sie Soldaten, um Soldaten zu haben, brauchen sie Geld, und um Geld zu haben, müssen sie den Geist entfesseln, denn nur der Geist (Kultur, Industrie, Naturwissenschaft) macht Geld. Mit dieser rein praktischen Ansicht kann man sich viel Kummer ersparen. Freilich, ob wir's erleben? fragst Du? Je nachdem. Den Sturz des französischen Kaiserthrones möcht' ich selbst zweien Herzleidenden in Aussicht stellen, die Monarchie ist in Frankreich tot. Daß die Königsidee dort ruiniert ist, davon sind wir hoffentlich doch alle überzeugt, selbst bis auf den Grafen Chambord herab; — wohlan, die Kaiseridee hatte noch einiges Leben in Frankreich, und Louis Napoleon ist nun berufen, auch diese zu ruinieren. Und zu diesem Berufe scheint er ganz der Mann. Ja, glaube mir, diese schroffe, ruhmlose Mittelmäßigkeit, an der auch keine

Ader französisch ist, hat das Schicksal nicht erwählt, eine Monarchie aufzurichten, sondern zugrunde zu richten. Den jetzigen Kaiserschwindel laß' Dich ja nicht erschrecken. Im Gegenteil, er muß weit mehr Erschreckendes haben für den Kaiser selbst. Dieses maßlose Zurückweichen, diese unabsehbare Nachgiebigkeit, diese spurlos verschwundene Widerstandskraft hat etwas Halsbrechendes. Es ist, als ob man in einen Sumpf fiele, der verdammte Brei gibt nirgends einen Halt. Und wahrlich! in diesen Sumpf fiel Windischgrätz, als die ungarische Armee von Preßburg bis Kapolna vor ihm zurückwich; in diesen Sumpf fällt auch Louis Napoleon. Es gibt eine Gattung von Staatsgliedern — sie sind die gefährlichsten, wie sie die unverläßlichsten sind — die Philister. Die Philister schicken Adressen an die akademische Legion und Adressen an Windischgrätz, Adressen an Kossuth und Adressen an Paskiewitsch, Adressen an Mazzini und Adressen an Radetzky. Die Philister schreien die ersten: vive la république! und die Philister rufen vor allen anderen: vive l'empereur! Die Philister stellen sich überall vor's Volk, maskieren es, geben sich aus für dasselbe, und wehe der Neuerung, die davon berückt wird. Sie glaubt zu leichtes Spiel zu haben, baut auf diesem Grund und — sinkt unter. So schien uns die Märzbewegung leichter gewonnen als eine Partie Billard, weil das sämtliche Philistertum sich dem Thron ab- und der Demokratie zuwandte. Hierauf kam durch die Bulletins Vater Veldens der wahre Sachverhalt an den Tag: nämlich die Beteiligung e i n i g e r Übelgesinnter. Jetzt schien nichts leichter als die Reaktion; die Philister heulten und man träumte, die Majorität des Volkes hinter sich zu haben. Wunderlich! Man beklagt sich nur über die Masse der Überläufer, die aus Demokraten Schwarzgelbe geworden sind. Aber denkt denn niemand daran, daß dieselben Schwarzgelben wieder Demokraten sein werden beim nächsten Frühlingsschnupfen? Doch Ein Mann mindestens in ganz Europa denkt allerdings daran, das ist der Kaiser von Rußland. Nur auf die Armee ist Verlaß! so lautet der erste und oberste Glaubensartikel des Zaren, er predigt wohl auch diesen Glaubensartikel seinen Nachbarn im Westen, und die Herren Nachbarn sind gelehrig. Nur auf die Armee ist Verlaß, schallt's in Österreich, nur auf die Armee ist Verlaß, schallt's in Preußen etc. etc., und die armen

9*

Leute, die sich mit Regieren ihr Brot verdienen müssen, haben heutzutage auch einzig nur noch an den Soldaten ihre Freude. — Aber sieh, hier komm' ich wieder zu meinem Anfang zurück. Rußland ist ein Agrikulturstaat und bezahlt seine Armee von der Arbeit der Bauern; diese Münze ist sicher für eine Weile. Die westlichen Nachbarn aber sind Industriestaaten und bezahlen ihr Soldatenspiel vom Ertrag der bürgerlichen Arbeit, — vom Geiste, wie gesagt; das ist eine bedenkliche Münze! Ich halte sie für unsicher von einem Tage zum andern. Hast Du neulich gelesen, wie die ministerielle „Austria" die Bevorwortung des österreichischen Zollprojekts von eben jenem Isidor Heller als die Stimme „eines gemäßigten und intelligenten Demokraten" triumphierend aufwies? Merke Dir solche Züge wohl, sie sind einzelne Beispiele für die allgemeine Wahrheit. Die Demokratie, die man vor vier Jahren erschoß, wird heute schon als Bundesmacht anerkannt, nach aber vier Jahren ist sie vielleicht Alleinherrscherin. Ich kann dieses Thema nicht weiter ausführen, sonst müßte ich ein Buch, keinen Brief schreiben; und auch Bücher, gute Bücher, sind längst in Fülle darüber da; ich wünschte nur, ich könnte Dir welche zuschmuggeln — vielleicht trifft sich's einmal. Bis dahin nur Mut! Die dynastische Anarchie hat am längsten gelebt in Europa. Sei überzeugt, wir werden mit leiblichen Augen doch noch manches sehen.

Kehren wir zu dem Privatcharakter Deines Briefes zurück.

Dein Akkompagnement zu meinen körperlichen Klagen ist ein trauriges Thema, es beunruhigt mich dieses Echo noch mehr als meine Stimme selbst. Denn am Ende fühle ich mich in der Regel doch königlich wohl, ich darf ahnen, wie viel Einbildung auch bei meiner Symptomatologie sein mag usw. Du aber bist gewiß reeller in diesem Punkte, und so wenig ich Dir Phantasie abspreche, so zweifle ich doch, daß Du gerade hierin Luxus mit ihr treibst. Da ist es mir denn geradezu unerträglich zu denken, heutzutag, wo das ganze Jahrhundert auf der Wanderung ist, soll ein Mensch an seine Scholle gebunden sein. Und da man gerne das Unmögliche sich möglich vorstellt, so dachte ich es mir auch möglich, daß Du nach dem Süden mein Begleiter oder vielmehr Nachfolger sein könntest. Ich ginge voraus und machte Dir Quartier. Der Süden ist mit Arbeitskräften eben noch nicht überlastet und der Deutsche wird überall gesucht. In Malaga

arbeiten fast alle Komptoirs mit Deutschen. In Genua, Neapel, Palermo usw. ziehen viele Häuser ihren Bedarf aus Deutschland und schätzen uns weit über die südlichen Inländer. Ich bin mit einem Demokraten bekannt, der durch eine Frankfurter Agentur ein hübsches Engagement übermittelt bekam, die Sache zerschlug zuletzt nur an seiner politischen Vergangenheit. Und was fehlt Dir am Ende zu einer Qualifikation für den Süden? Nichts als die Landessprachen. Ob Du das Französische mit Hrn. Stricker fortgesetzt hast, weiß ich nicht, aber bei Deiner großen Leichtigkeit und Lust, neue Disziplinen Dir anzueignen, wirst Du, wenn Du anders Ernst zu machen gedächtest, vor dem Französischen und Italienischen gewiß nicht zurückschrecken. Nach dieser Vorarbeit aber sähe die Phantasie doch nicht so märchenhaft aus. Und wie gesagt, so zurückgezogen ich sonst lebe, ein Reisender macht immer Bekanntschaften. Und hab' ich mit meinem neuen Werke nicht Unglück, so bin ich nächsten Sommer unter einem milderen Himmel. Genug, die Gedanken sind zollfrei. —

Von meinem Passe, da hast Du Recht, verspreche ich mir allerdings noch keine grünen Zweige, so sehr ich Deine rastlosen Bemühungen zu schätzen weiß. Übrigens sage dem Säbel, der mich zu meinen Freunden nach Amerika wünscht, ich wünsche ihn zu seinem Freund Bailly-Latour. — —

Über Schlodtmanns Verwandlung kann ich mich nicht genug verwundern. Wenn auch der Buchhandel jetzt schlecht ginge, so galt doch der Mann für vermöglich genug, daß er bei sonstiger Ausdauer und Kenntnis wohl noch hätte fortarbeiten können. Und wie er zu diesem Redaktionsposten kommt, wenn er eigenes, arbeitsfähiges Kapital besitzt? Mir ist alles an dieser Geschichte ein Rebus. Sei übrigens so gut, und gib mit meinem freundlichsten Gruße in Erwiderung beiliegende Karte an ihn ab.

Daß meine Kursnotiz so sehr praktisch gewesen sei, wundere ich mich von einem Geschäftsmanne zu hören. Ich dachte vielmehr, Du hättest sie belächelt. Denn gleich danach fiel mir ein, daß ja der Bankier den Frankfurter Kurszettel auf Verlangen selbst hätte vorzeigen müssen.

Für die Adressen Dank. Ich merke daraus, daß noch so ziemlich alles beim Alten ist. . . . Schreibe Du, oder wer sonst Zeit hat, doch nächstens etwas Haus- und Familienklatsch, — so

hoch fliegt man nicht, daß man nicht gerne noch irdisch um sich sähe. Mir ist die ganze Entfernung kaum wie seit gestern! —

Die richtige Auszahlung des Wechsels sei hiemit erwähnt. . . . Grüße halb Wien und befinde Dich mit allen Unsrigen nach Kräften wohl! Herzlichst

Ferd. Kbgr.

Frankfurt a. M., Sonntag, den 3. Juli 1853.

Lieber Bruder!

Beiliegend ein Artikel. Ich habe seit meinem letzten (ddo. 13.—24. Juni) nichts weiter zu sagen, als zu wünschen, daß die Sendung auch richtig in Deine Hände gelangt. Mein Goldmärchen wird in einer Woche fertig sein, worauf ich es zuerst an Cotta nach Stuttgart schicken möchte. Damit ist eigentlich gleich die höchste Prätension gemacht, denn dieser Verlag hat das Ansehen des klassischsten unter den deutschen.

Was ich für Wendelin und das Familienbuch in petto gehabt, gerät mir ins Weite und Breite, will nicht recht reif werden und braucht Zeit. Glücklicherweise habe ich immer einige Gedanken vorrätig und ich werde jetzt zwei andere, kleinere Ideen vornehmen, welche zusammen doch immer ein Sümmchen abwerfen können. Diese will ich rasch ausführen, etwa bis zum letzten Drittel des Juli, denn Mitte August brauche ich ein neues Hundert — so viel steht fest.

. . . In den Blättern lese ich: Für die Polizeidirektion soll ein Oberstauditor Seelman designiert sein. Was weißt Du über diese Notiz? und über den Charakter des Mannes? Er scheint, wie die genannte Charge vermuten läßt, von der Militär-Zentral-Untersuchungskommission zu sein, und wenn ich nicht irre, so hattest Du einst zu berichten, daß diese Behörde selbst meine Angelegenheit nicht beanständet. Wäre da zu hoffen? Was ist's damit? Schreibe.

. . . Nun wüßt' ich nichts mehr. Heute ist mein Geburtstag. Mein Zweiunddreißigster! Hu, wie klingt das! In dem Alter warst Du schon verheiratet, wenn ich nicht irre. Sage mir, wer von uns beiden zu beneiden ist? Oder wirst Du überhaupt keine Originalantwort abgeben, sondern nur die des Sokrates kontrasignieren? Als man ihn fragte, ob es besser sei, ledig zu bleiben

oder zu heiraten, antwortete er: Du magst tun, was Du willst, Du wirst es bereuen. Was mich betrifft, so bin ich gestimmt, den einen Teil seiner Antwort zu akzeptieren, tust Du's mit dem andern ebenso, so behält der Alte total recht. Sag' aber Deiner Frau nichts von diesen philosophischen Galanterien. Die Welt=weisheit bedarf der Freunde, nicht der Feinde.

Adieu! Grüße an Alles und Jedes, und jetzt erwarte ich binnen kurzem einen Brief von Dir.

Der Deinige — Eurige

F. Kbgr.

Frankfurt a. M., den 22. September 1853.

Meine Lieben!

In dem Augenblicke verpacke ich mein Porträt. Laßt Euch die Verspätung nicht verdrießen. Ich habe wahrlich früh genug die Einleitung dazu getroffen. Aber ein Zwischenfall von Un=päßlichkeit hat mich wider Willen aufgehalten. In der ganzen Woche vom 5.—11. d. (also unmittelbar nach Absendung meines Briefes) war ich Patient. Seit Bremen ist mein linkes Ohr näm=lich sehr empfindlich für rheumatische Leiden, welche regelmäßig bei rauhem und nassem Wetter oder Nordwinden sich einstellen. Nun war aber die Maria Geburt=Woche, wie Ihr Euch erinnert, bis zum Exzeß ausschweifend in jenem Wetter. Ich dachte an weiland unsere Ausflüge mit dem Vater bei diesem entsetzlichen Gegensatz des heurigen „gesperrten Tages" mit denen unsrer Kindheit. Mein Ohr empörte sich in hellstem Aufstande. Die Schmerzen korrespondierten dann mit einem hohlen Stockzahn der selben Seite, ergriffen den Hals, die Zunge — ich schlief zwei Nächte nicht und aß drei Tage lang nur Suppe und Gemüse. Meine Gänge beschränkte ich natürlich aufs Unentbehrlichste und am ärgsten Tag hielt ich ganz Stubenkur. Diese Woche war also für unser Unternehmen verloren. Leiden, Fasten und Stuben=luft hatten aber mein Aussehen so herabgebracht, daß ich auch die nächsten gesunden Tage noch ungenützt mußte vergehen lassen, wenn die satirische Charakteristik meiner Visage nicht da nachträglich als die allerübelste Wahrheit sich präsentieren sollte. Bei so bewandten Umständen bin ich hoffentlich ent=schuldigt; ja, wir müssen uns noch gratulieren, daß sich die Ver=

spätung doch nur auf drei Tage reduziert. Ich hoffe und wünsche nun, daß Euch die Sendung leidliche Freude machen wird. Das muß ich meinem Freund, Hrn. Klünsch [?], zuerkennen: er hat retuchiert wie ein Künstler, nicht wie ein Handwerker. Freilich ist er auch ersteres und nicht letzteres. Das Format des Bildes hat man mir zweimal größer angeboten; aber ich wählte das kleinere, um die Arbeit des Retucheurs zu vereinfachen, da wir pressiert waren, und dann hielt ich dieses kleinere Format auch für eleganter und wußte ja, daß ich es mit Großwienern zu tun hatte, die das „Imposante! Effektvolle!!" nicht nach ländlichem Geschmack im äußeren Größenumfange suchen werden. Habe ich recht getan? —

Macht also den Effekt dieses Bildes unter Euch durch, solang und so breit Ihr Lust habt, mich aber laßt jetzt die Aufmerksamkeit für etwas in Anspruch nehmen, was vor allem m i r am Herzen liegt.

Ich habe unterm 29. August eine Briefsendung an Matthias, respektive Hardtmuth gesendet. Dieselbe enthielt eine Novelle für die Abendstunde, einen gedruckten Aufsatz zur beliebigen Ansicht und einen Brief an die „Ostdeutsche Post".

Der Matthias ließ mich bis heute ohne Antwort über diese Sendung.

Das Schicksal derselben ist mir aber namentlich der Novelle wegen, von welcher ich baldmöglichst Geld einnehmen sollte, nichts weniger als gleichgültig. Sehr verlangt mich also zu wissen, ob? und wie? sie angebracht ist. Auch habe ich in dem selben Schreiben den Matthias avisiert, mir die zwei Wendelinschen Aufsätze mit Buchhändler-Gelegenheit wieder zurückzuschicken; da sie aber bis heute noch nicht eingetroffen und auch der Gedanke, daß sie doch noch in Wien benützt worden seien, unwahrscheinlich ist, so frappiert mich auch in dieser Beziehung das Stillschweigen aufs äußerste und meine Sorge ist nicht gering.

Ich bitte also den Matthias, alles liegen und stehen zu lassen und s o g l e i c h u m g e h e n d Antwort zu geben, was ich von dem Schicksal dieser Sendung zu halten habe. Ich erwarte es dringend.

Lebt wohl.

Euer getreuer

F. Kbgr.

Frankfurt a. M., den 4. Februar 1854.

Lieber Bruder!

Sei so gut und übergib Beilage an den Adressaten, laut Bemerkung zu eigenen Händen. Du wirst diesen Herrn wahrscheinlich beim Lloyd finden, denn sein Brief an mich trug das Siegel: „Hauptagentur der Kunstanstalt des österreichischen Lloyd“. Derselbe gibt zur bevorstehenden Vermählungsfeier ein Album heraus und hat mich um einen Beitrag ersucht. Ich schlug es nicht ab, vielmehr ergriff ich die Gelegenheit, auf einem so neutralen Gebiet wie die Poesie mit guter Manier ein Stückchen Versöhnlichkeit zu zeigen und mir einen Ministerialbeamten zu verpflichten, den ich bei meiner Paßaffaire gehörig gegendiensteln werde. Jetzt brauchst Du etwa noch nichts zu sagen darüber, wir müssen das Album erst erscheinen lassen.

Was ich ihm aber zur beliebigen Auswahl versprochen habe, liegt in Wien. 1. meinen „Quintin Messis“, dem doch nichts übrig bleibt, als verschenkt zu werden, und 2., wenn ihm ein solcher Beitrag etwa zu lang wäre, eines meiner Gedichte. Du bist also ersucht, das Heft meiner Gedichte in meinem Wiener Depositum hervorzuholen. Du wirst eigentlich zwei finden, ein Original und eine Kopie, die ich von fremder Hand machen ließ. Ich wünsche, daß Du das Original abgibst. Du wirst es unfehlbar erkennen. Es hat eine kleinere, nettere und gleichere Handschrift, während die Kopie, mit der ich sehr schlecht zufrieden war und die mich zwölf bare Zwanziger kostete, ziemlich schleuderisch hingesetzt ist. Das Original trägt überdies noch das Zensursiegel, unterzeichnet: Freiberger.

„Quintin Messis“ und die Gedichte nimm also und gib sie in die Hände des Herrn Heliodor Truska. Ohne Verzug, wenn ich bitten darf, denn die Sache hat Eile; ich möchte das arme Brautpaar nicht aufhalten. Es würde überdies schwerlich warten auf mich. Daß dabei wieder ein Gang für Dich herauskommt, daran bist Du nun wohl schon gewöhnt in meinem Ministerium.

Denke Dir! kaum hatte ich die letzte Hälfte meiner Novelle an Deine Adresse geschickt, da kam ein Brief von Triest an die meinige. Man sei sehr erfreut gewesen, wieder ein Lebenszeichen von mir zu sehen, man wünsche ja eine bleibende literarische Verbindung mit mir, und ich möge den Rest meiner Novelle nur gleich unmittelbar nach Triest schicken, es wäre kürzer

und schneller, auch möcht' ich es künftig immer so machen. Ich stelle mir immer vor, das Familienbuch wäre übervölkert mit Mitarbeitern, ach! dieser Brief klang so ausgehungert! Dieses Zustürzen auf meine Novelle, die ich bald zum Einheizen angezündet hätte! Ich begreife das nicht. An Federn ist längst kein Mangel mehr, die Leute zahlen auch gut, namentlich für solche, die ihr Papier mit Zwangskurs ausgeben können — und doch! —

Das Honorar von Eitelberger wirst Du wohl eben jetzt einnehmen. Versäume nicht, ich bitte Dich, besagtes Zuschüßchen dazuzulegen und das Ganze allsogleich flott zu machen. Ich hatte in diesen Tagen ein kleinwenig Lungenentzündung, ein unbedeutendes Übelchen, etwa wie in der Karolinengasse, aber gerade groß genug, um mich doch um vier harte silberne Gulden ärmer zu machen. Dieser Fünfziger war mit Agio noch nicht beschnitten genug, der Teufel ist zu sinnreich, eine kleine angenehme Überraschung sofort in nichts aufzulösen.

Hast Du die Rente behoben? Ich hoffe es; adieu! Ich erwarte jedenfalls das Wechselchen, so schneiderhaft unsere Lumpen seit der englischen Thronrede stehen. $69^1/_2$! prrr! Als Du das letztemal kauftest, war ihr damals niederster Kurs $71^3/_4$. Immer langsam zurück! immer zurück! Ich werde bald persönlich gegen Gortschakoff ziehen, um mich zu rächen. Grüße, die wärmsten, an die ganze Familie. Die arme Rosa soll, weil sie Kürnberger heißt, sich mit mir in der Geduld üben.

Der Deinige

F. K.

Frankfurt a. M., den 20. Februar 1854.

Lieber Bruder!

Ich bitte Dich um alles, untersuche doch genau, was das mit meinen Gedichten ist. Ich muß dieses Thema schlechterdings voranschicken, denn ich wüßte nicht, was mir irgend mehr Unruhe verursachen könnte. Es wäre mir der übelste Trost von der Welt, wenn ich mich ohneweiters in Deine Annahme finden müßte: „Wahrscheinlich haben selbe in der fremden Behausung, wo sich diese Sachen jahrelang befanden, einen Verehrer der Poesie gefunden.“ Zehntausend Henker mögen ihn holen,

diesen Verehrer! Ich begreife gar nicht, wie Du mit dieser Gemütlichkeit von einem geistigen Verluste reden kannst, dem ärgsten, der einem geistigen Arbeiter passieren kann. Noch will ich Hoffnung auf den Umstand setzen, daß Du mir von einem Koffer sprichst, der durchsucht worden ist. Es müßte aber von einem Koffer und e i n e r K i s t e die Rede sein. Was ist's mit der Kiste? Ich deponierte sie bei dem bekannten Dichter Ludwig August Frankl, der Euch auch neuerdings durch seine Hypokrates-Satiren ins Gedächtnis zurückgerufen sein wird. Er wohnte bei meiner Abreise neben dem Judentempel und wohnt sicherlich noch dort. Dort wäre also anzufragen. Aber wie? zerrinnt etwa diese Aussicht auch in nichts? Denn indem ich mein Gedächtnis näher prüfe, das allerdings nicht mehr ganz sicher in diesem Falle ist, glaube ich mich zu erinnern, daß ich den Koffer i n die Kiste gestellt, weil ersterer klein, letztere aber geräumig war, und beide auf diese Weise bei Herrn Frankl ad depositum gegeben hätte. Doch wie gesagt, hierin kann ich irren. Und um die Verwirrung voll zu machen, sprichst auch Du selbst von einer jahrelangen fremden Behausung, in welcher die Sachen sich befänden. Meine eigene verlassene Wohnung kann das nicht sein, denn so viel weiß ich noch d e u t l i c h, daß ich dort nichts zurückgelassen als ein ganz kleines Paket, um welches ich zu seiner Zeit Recherchen anstellen ließ. Diese jahrelange fremde Behausung ist daher ausschließlich nur die des Dr. Frankl. Nun springt in die Augen, wie unmöglich es ist, daß hier von einer Veruntreuung die Rede sein könnte. Es bleibt dafür einzig als denkbar folgender Ausweg übrig: Meine dunkle Erinnerung, als hätte ich den Koffer in die Kiste gestellt, so daß beide nur e i n Transportgut ausmachten, muß irrig sein; beide müssen sie separat bei Dr. Frankl gestanden haben und nur der Koffer wurde von Euch abgeholt, nicht aber die Kiste. Diese einseitige Zurücknahme meiner Depositen hätte freilich auch wieder so viel Unwahrscheinliches, daß meine ganze Hoffnung daran scheitert; aber doch muß es sich so verhalten, Dein Stillschweigen über die Kiste läßt absolut keine andere Erklärung zu. Kurz, ich bitte Dich aufs dringendste, die Sache gründlich zu untersuchen, und allem menschlichen Ermessen nach mußt Du auf einen Grund darin kommen. Mit dieser Annahme will ich mich vorläufig trösten und in Erwartung, daß sie die richtige ist, die

Ruhe finden, die übrigen Punkte Deines Schreibens zu beantworten. --

Folgt der Finanzausweis. Im ersten Augenblick überschlug ich die ganze Stelle, weil ich die Gelegenheit gar nicht akzeptierte, zu der Du ihn bringst. Die Gelegenheit, insofern er nämlich eine Berichtigung meines Ausdruckes sein soll, da ich von den Renten sagte: „denn eigentlich bestimme ich sie Dir ganz". Ich weiß freilich ganz wohl, daß von Selbstbestimmung hier nicht mehr die Rede sein kann; es war so autokratisch auch gar nicht gemeint. Sondern ich bediente mich dieser Bemerkung nur als Gegensatz zu meiner andern Bestimmung, nach welcher ich die Hälfte meiner literarischen Erwerbe zur Schuldtilgung anwies, und wollte weiter nichts, als der genaueren Deutlichkeit wegen ausdrücken, daß ich bereits selbst besagtes Sümmchen außer jener Abrede stehend betrachtete. Daß meine genauere Deutlichkeit überflüssig war, hast Du mir allerdings mit einer noch viel genaueren Deutlichkeit bewiesen. Übrigens bist Du ein verdammt unartiger Buchhalter. Deine Geschäftstreue in allen Ehren, aber wer hat Dich denn diesen Korrespondenzstil gelehrt: „Du bist zu faul"? Ist das eine Formel für ein kaufmännisches Fazit? Freilich darf vom ganzen Kabinette der Finanzminister stets die größten Derbheiten sagen, das hat seine guten und unerschütterlichen Gründe; aber die Derbheiten müssen auch Wahrheiten sein, lieber Bruder. Und Dein Fazit ist eine einfache Unwahrheit. Meine Empfindlichkeit bleibt daher auch im vollkommensten Gleichgewichte, was man salbungsvoller Gewissensruhe nennt. Hätte ich nur meine paar hundert Gulden, die auf dem Goldmärchen in Leipzig liegen, ad Sackum, ich wollte meine Faulheit so gut zudecken damit, daß selbst brüderliche Vertraulichkeit kein Endchen davon zu sehen bekäme. Indes, tu mir den einzigen Gefallen und rede mir nicht in Dinge drein, die Du nicht verstehst. Ahnst Du z. B., wie viele Tätigkeit nur in dem Steinle-Artikel steckt? Die Zeilen sind das wenigste daran, aber da ist keine Zeile, die nicht einen Gang, eine Anfrage bei Künstlern, ein Nachsuchen in Büchern bedeutet; ja, hätte ich wollen so streng sein, wie es die literarische Ehre eigentlich fordert, so wäre er heute noch nicht eingeschickt, und Du würdest sein Ausbleiben in Deiner paradiesischen Unschuld wahrscheinlich Faulheit nennen, da gerade das direkte Gegen-

teil, die Fülle der Tätigkeit, daran schuld wäre. Für diese Tätigkeit sind freilich 6 fl. eine schlechte Repräsentation, und wer Arbeit und Lohn sich hier äquivalent denken wollte, der hätte auf diesem, aber auch nur auf diesem Wege allerdings nicht Unrecht. Indes sage ich Dir, das 6 wäre als richtiges Wertzeichen meiner Tätigkeit im Quadrat nicht zu groß. Ich will Dir auch keine Moral predigen, eine Verwahrung, die übrigens Papierverderb ist, wenn man sie schon gepredigt hat, aber die Lehre soll uns bei dieser Gelegenheit doch (nicht) unverloren sein, die Lehre, daß Bruderliebe recht gut sich mit Höflichkeit verträgt, zumal wenn diese Höflichkeit zusammenfällt mit Gerechtigkeit.

Ich habe gesagt, daß an jenem Artikel die nebenumständliche Arbeit nicht bezahlt ist, obwohl sie das Schriftwerk weitaus überwiegt. Was soll man aber dazu sagen, wenn auch die Schrift selbst nicht so bezahlt wird, wie sie der Autor liefert, sondern wie sie der Redakteur zusammenstreicht? Was bleibt am Ende? Nicht Faulheit, sondern eine nahezu fruchtlos vergeudete Tätigkeit! Was von dem Aufsatze zu streichen war, mögen freilich Sonntagskinder wissen! Aus welchen Mauslöchern die Konvenienzen der Wiener Presse ans Tageslicht kriechen, übersteigt jeden Menschenverstand. Ich habe noch eigens Rücksicht genommen auf das Lokale. Du wirst vielleicht das Manuskript gelesen haben — kam Dir irgendein Stein des Anstoßes in den Weg? Und unter diesen Umständen soll man weiter schreiben! Hier für die Redaktionsschere, dort für die Agiotage — Tätigkeit ist da nicht Pflicht, sondern Narrheit! Das Kind, das sich beschäftigt, aus einem Grübchen ins andere Wasser zu schöpfen, ist auch tätig. Ich werde in der Wiener Presse bald dieses Kind sein. Vorderhand werde ich freilich noch faulenzen genug und den verlangten Rank- und Beck-Artikel getreulich liefern. Ebenso wird auch die Einladung der Abendstunde berücksichtigt werden. Ich will das Wiener Kreuz schon zu Ende tragen, bis ich in Deutschland festen Fuß gefaßt habe. Daran zu arbeiten, bin ich allerdings so faul; ich suche fortwährend neue Verbindungen, die freilich nicht über Nacht sich befestigen, selbst nach Christiania schrieb ich neulich wegen einer Korrespondenz-Verbindung, wozu mir ein Wink gegeben wurde. In diesem Augenblicke habe ich eine Novelle unter der Feder

für Nieritz' Volkskalender in Leipzig; ist sie fertig, dann soll es gleich für Herrn Solfinger losgehen.

Die Einladung von dieser Seite hat mich insofern erfreut, als die beispiellosen Verzögerungen mit dem Drachen mir den Gedanken beibrachten, das Ganze sei eigentlich eine Demonstration, man habe meine Sendung nur ungern, etwa aus momentanem Manuskriptmangel, angenommen und wolle für die Zukunft mich abschrecken. Es ist mir lieb, in diesem Argwohn widerlegt zu sein durch des Hauptredakteurs eifrige Nachfrage. Dem Manne soll geholfen werden.

Alles Maß jüdischer Unverschämtheit gehört aber dazu, daß sich auch die „Ostdeutsche Post" um Novellen muckst und sich mir nichts, dir nichts stellt, als ob sie je einen Augenblick aufgehört hätte, Druckverpflichtungen gegen mich zu haben, die sie erst erfüllen müßte, ehe von andern Beiträgen die Rede sein kann. Daß Du nach dieser Richtung tätig warst, dafür danke ich Dir und bitte Dich, laß mir den jungen Gerold nur nicht so bald los. Ist er reich und gleichgültig geworden, so wollen wir uns wenigstens an das eine, an das Reichsein halten und ihn bis zum letzten Augenblick der Möglichkeit festhalten. Er soll auf jede Weise entschädigen. Lüg' ihm allenfalls vor, Du habest bereits mit einem Advokaten Rücksprache genommen, sprich etwas von juridischen Rechtsbetreibungen, kurz, zeig' ihm Ernst, so weit Du gehen kannst. Denn diese perfide Umsattelung mit meinen Artikeln bleibt ein- für allemal schändlich. Soeben sehe ich aus Deinem Verzeichnisse der bereits abgedruckten, daß auch ein Aufsatz fehlt: Die Hausfrau als Künstlerin, der doch populär genug wäre, selbst in Kurandas Sinne. Welche Brut! Ich dürste in dieser Sache längst mehr nach meinem Rechte als nach Tilgung des finanziellen Nachteils.

Damit hätten wir nun das Unangenehmere hinter uns und ich kann mich jetzt an Deiner Freude über meine Photographie weiden. Ich wußte wohl, daß ich mit meiner letzten Anspielung an das Daguerrotypieren nichts mehr verraten könnte, denn die Überraschung war reif und überreif; sie mußte längst stattgehabt haben und Dein Schweigen erklärte ich mir nur noch als ein Zeichen, daß Dir das Angebinde nicht jenes Vergnügen gemacht hätte, welches man sich — zumal in einem ziemlich phantastischen Köpfchen — davon versprach. Ich bin nun um

Dir, um der Spenderin und um meiner selbst willen froh, daß Du so befriedigt bist. Deine Freude spricht sich in einer wahrhaft dichterischen Begeisterung aus, ja Du fängst an, in Versen zu sprechen, worüber ich baß erstaune und fast an das apostelgeschichtliche Pfingstwunder denke. Durchaus rhythmisch-regelrecht ist z. B. folgende Stelle, die man aus der Prosa ohneweiters in Verszeilen schreiben kann:

— — —

Gekannt sogleich, doch wahrlich überrascht!
Wie sieht er aus, ein deutscher Demokrat!
Nicht abgehärmt, nicht krank und auch nicht matt.
Der Trotz auf seiner Stirn, der Ernst der Zeit
In jedem Winkel,
Und, ach der Blick,
Nicht freundlich mehr dem Dichter angehörend,
Mit Veilchenduft und Maienlüftchen kosend —

So weit hast Du ein richtiges Metrum geschrieben; es sind reine fünffüßige Jamben. Nun erinnere ich mich wohl, daß Du oft Gedichte, namentlich scherzhafte, gemacht hast (ein solches ist ja auch dieses), und die alte Ader des Herrn Magisters ist nicht versiegt, wie ich sehe. Aber das fällt mir auf in gegenwärtigem Falle, daß ein Unkundiger Verse macht, ohne die Hilfe des Reimes, der ihm sonst nur allein den Rhythmus empfinden läßt. Hast Du bei Deinem Schauspieler Unterricht in der Prosodie genommen? Oder ist auch dieses Gefühl der Rhythmik Naturgabe? In diesem Falle gebe ich Dir einen guten Rat. Schreibe Du die dramatischen Gedichte, die ich selbst nicht fertig bringe; es ist ja gleichviel, ob der Name Kürnberger durch einen Matthias oder Ferdinand groß wird, wenn er nur groß wird. Ich meines Teils will dann günstige Rezensionen schreiben über Dich. Ich bin es schon für meinen Bart schuldig. Daß dieser so viel Anklang findet, hätte ich mir kaum träumen lassen. Ich ging schon längst mit dem eitlen Gedanken um, mich wieder zu rasieren, um mich jugendlicher zu machen. Aber nun! Wenn Du meinst, mein Gesicht wäre kaum denkbar ohne diesen Bart, und wenn Frl. Jeannette sogar meint, er sei die Vollendung meiner männlichen Schönheit, und wenn das alles so ernsthaft geschrieben ist wie Hurters Historienstil über Kaiser

Ferdinand, — da laß ich den meinigen stehen! Was soll ich der Jeannette sagen lassen für ihre schwärmerische Schmeichelei? Ihren Gruß wenigstens mußt Du aufs beste erwidern. Sonderbar, wie der Zufall schäkert! Als ich Deinen Brief empfing, war ich eben beschäftigt, meinerseits einen Gruß samt Stammbuchblatt an ein junges Mädchen in der Pfalz zu schicken, die ebenfalls ziemlich viel Anteil um mich zu erkennen gibt und nur Lina heißt statt Jeannette. Daß ich diesmal ein wirklich wahrhaftes Stammbuchblatt zustande gebracht, darüber wird man sich im Namen diverser Amalien wundern bei Euch, aber es ist eben nur wieder ein Beweis, wie wenig faul ich bin, sondern viel mehr rühriger als je in der Schriftstellerei.

Aber um wieder auf besagte Vollbärte zu kommen, so wünschest Du, daß ich Dir eigens darüber schreiben soll, und zwar vom symbolisch-politischen Standpunkte aus. Allerdings haben auch die deutschen Regierungen, besonders Hessen-Darmstadt, Kurhessen etc., ihren Beamten das Rasiermesser zu einem wahren Damoklesschwert der Staatsdisziplin gemacht. In diesen Kreisen wird also auch rasiert. Dafür ist aber das Rasiermesser der Witzblätter noch schärfer und das Volk selbst läuft in seinen Bärten herum, als wenn's bezahlt würde dafür. Wie muß es aber um österreichische Demokratie stehen, die noch Pietät hat für die Bartdemokratie! Der Österreicher bleibt doch immer zurück, und selbst wenn er Demokrat wird, so ist er ein zurückgebliebener Demokrat. Was mich betrifft, so ist mir eine Republik mit einer Handvoll mehr oder weniger Haare vollkommen gleichgültig, sobald es eine Republik der Philister ist. Allerdings ist hier herum im Westen Deutschlands, was man so das Volk nennt, durchaus republikanisiert und bebartet; ich aber frage an Ort und Stelle weit weniger darnach als Du auf viele Meilen. Überhaupt bin ich auf dem Wege des äußersten Radikalismus wieder gemäßigt geworden. Und mit Recht! Wenn erst der Absolutismus auszuschweifen anfängt, so ist es der Vorzug der Republikaner, damit aufzuhören. Vernunft zu haben, ist zu allen Zeiten gut, aber zuweilen ist's auch ganz eigentümlich n o b e l, und in dieser Noblesse tun wir's jetzt den Equipagen und Orden zuvor. Fahren wir also fort, unsere Bärte stehen zu lassen, aber unsere Vorurteile und Einseitigkeiten immerdar zu rasieren — auch die demokratischen.

Indem ich Deinen Brief auf= und abblättere, finde ich nichts mehr zu beantworten. Bei Stellen wie von den neuen Engagements ist mir immer gleich anfangs bange, wie viel Pa=pier sie einnehmen werden, denn jede Zeile ist an Dinge ver=schwendet, die ich weiß, und könnte benützt werden für solche, die ich nicht weiß. Glaubst Du, weil Du die Frankfurter Oper nicht kennst, so kenn' ich auch das Wiener Hoftheater nicht? Kenn' ich doch, dank der „Theaterzeitung", sogar den Guttapercha=zauber Meyer auf der Laimgrube, und ich möchte wohl hören, wieviel Reelles daran ist, da das neuester Zeit in mein Fach schlägt. Ich habe nämlich kürzlich meinen Schuhputzer gekün=det und bediene mich selbst.

Noch eins. Schon längst sehe ich aus Deinem Siegel, daß Eure Firma nach der Witwe lautet, während ich noch die Söhne in der Adresse festhalte. Schreibe mir, wie nach Wiener Stil die Adresse an die Witwe lautet; ich war nämlich zweifelhaft zwischen einer Frau und einer Frau von —.

Lebe wohl. Zum Schlusse bitte ich Dich nochmals, die Sache mit meinen Gedichten, respektive der Kiste, zur eifrig=sten Kenntnis zu nehmen. Findet sich endlich das Heft, so handle Herrn Truska gegenüber, wie bekannt. Es bleibt ihm das letzte Stück, „Elegie" betitelt, bestimmt. Neues kann ich ihm nichts schreiben; eine Novelle am wenigsten. Daß wir den „Quintin Messis" nicht einmal geschenkt angebracht haben, ist originell genug. Sonst hab' ich nichts vorrätig.

Adieu! Grüße mir alles und jedes, was mich grüßen läßt, und bleibe mein treuer Alter, so wie ich der

Deinige

F. Kbgr.

Frankfurt a. M., den 25. März 1854.

Lieber Bruder!

Das Schicksal meiner Gedichte habe ich mit all dem Kum=mer erfahren, der einem Herzen noch übrig bleibt, das sich an Kummer fast schon erschöpft hat. Sie waren es nicht wert, dieses Schicksal! Abgesehen von dem Interesse, welches jedem Menschen die Denkmale seiner Jugend haben, darf ich mit der Herbheit eines überreifen Urteils behaupten, es gab darunter auch

viele von Kunstinteresse. Manches kann ich aus dem Gedächtnis niederschreiben, aber das Schönste und Beste, die Perle, mein Schoßkind, die dem Album bestimmte Elegie — ich werde sie zu den Verlusten meines Lebens schreiben müssen, so lange, bis ich das Manuskript — durch ein halbes Wunder! — wieder in Händen halte. Es tut mir weh!

. . . Und wie ein größerer Verdruß im Geleite von nebenumständlichen kleineren auftritt, so habe ich dabei auch den Verdruß, daß ich die Gelegenheit verliere, mir Herrn Truska zu verbinden. Du weißt, ich dachte bereits, als Gegendienst seine Verwendung in der Paßangelegenheit zu suchen. Aber der Gegendienst fällt nun wohl weg mit dem Dienste. Die Artigkeit wird es übrigens erfordern, daß Du Herrn Truska unter dem Ausdrucke meines lebhaften Bedauerns von dem Schicksal meiner Gedichte unterrichtest. Ich bitte Dich, tu' mir den Gefallen und mache den Gang zu ihm.

Um Gänge möchte ich Dich überhaupt wieder stark bitten. Ich bin nämlich fest entschlossen, in diesem Augenblicke, und zwar mit allem Ungestüm, meine Paßsache noch einmal betreiben zu lassen. Ich sage: in d i e s e m Augenblicke und will also keinen künftigen abwarten, auf welchen man die törichtste aller Hoffnungen setzt, eine Hoffnung, von der ich mich nicht feierlich genug lossagen kann. Denn wer sich schmeichelt, zu einer gewissen Gelegenheit eine General-Amnestie erwarten zu dürfen, eine General-Amnestie, deren Vorabend man dadurch einläutet, daß Kudlich in effigie gehängt, Pillersdorf und Breuer seiner Titel, Ehren und Ämter verlustig wird, — der muß nicht nur mit Blindheit geschlagen, sondern schon blind geboren, ja womöglich von blinden Eltern und Großeltern erzeugt sein. W i r wollen uns dieses Vertrauens nicht schuldig machen; ich glaube nämlich, Du bist eines Sinnes mit mir und gibst es ebenfalls auf, jene Gelegenheit abzuwarten. Ist aber das der Fall, so steht nichts im Wege, daß wir nicht augenblicklich Schritte machen. Jeder Tag ist ja eitler Verlust. Fang' also wieder an. Aber nicht nur in d i e s e m Augenblicke, habe ich gesagt, sondern auch: m i t a l l e m U n g e s t ü m! Darunter verstehe ich nun nicht, wie bisher bei den niederen Stellen herumzufragen, wobei nichts herauskommt und Massen kostbarer Zeit vergeudet werden. Denn wenn Dir z. B. der Polizeidirektor weiland sagte: wir haben

von oben die Ordre, auf diesen Namen keinen Paß auszustellen — wohlan, so fragen wir uns diesmal, wer ist denn dieses unerreichbare Oben? Das Ministerium des Innern! Und das wäre unerreichbar? Ich dächte! Es bleibt uns zu bereuen, daß es nicht längst schon geschehen ist; — aber wie man wieder Miene macht, Dich auf ferneres Wasser, das die Donau hinabfließt, zu adressieren, oder Dich mit dem Oben abzuweisen, so mach's kurz und suche eine Audienz bei Bach zu erhalten. Mit diesem einen Gange werden viele andere erspart sein. Ich will schlechterdings wissen, wie ich daran bin, ich will ein Ultimatissimum. Kannst Du diesen Gegenstand mit Bescheidenheit Herrn Truska gegenüber anregen, so wird's rätlich sein; aber Du dürftest die Gelegenheit nicht vom Zaun brechen; er sollte nicht merken dürfen, daß eigentlich ich ihn brauchte, mehr als er mich. Je fließender, je ungenierter die Rede darauf käme, desto besser wär's; macht es sich so nicht, so sprich lieber nicht davon und versuche zuerst Deine alten Wege wieder. Aber, noch einmal wiederhole ich's: bleibe diesmal nicht stehen bei ihnen. Dring' kühn bis zum Minister vor. Erst wenn Du die Aussicht auf General-Amnestie aus seinem Munde hast, dann glaube daran, früher nicht. —

So bewegen wir uns denn immer auf dem alten Wagebalken: entweder Geld oder Paß, Paß oder Geld. Mit letzterem, gratuliere Dir, wirst Du nun wohl gründlich verschont bleiben. Dank dem Kurszettel! Unsre Banknoten stehen jetzt 59. (In dem Augenblicke, da ich das schreibe, weichen sie auf 58³/₈). Nur noch 9 herunter, und wir haben gerade die Hälfte! Unter diesen Umständen werde ich endlich aufhören, Papier aus Österreich zu beziehen; die Sendung vom 20. Februar (im Kurs zu 69) war wohl die letzte. Was ich demnächst nach Wien von Arbeiten schicke, wird meinem Schuldtilgungsfond ganz zugute kommen, denn meine Hälfte bekäme mir gar zu schlimm.

Die Wiener Zeitungsartikel hätte ich gerne diesem Briefe beigeschlossen, aber ich habe Ursache bekommen, denselben früher zu schreiben und abzuschicken, als ich mit jenen fertig bin. Mein Hauptzweck ist nämlich, Dich zu ersuchen, mir sofort eine Sendung zu übermachen von allem, was Du an Abdrucken meiner Arbeiten, sowohl Novellen als kleineren Aufsätzen, bisher in Händen hast. Auch das Manuskript des

10*

„Quintin Messis“ soll damit zurückfolgen; ich will noch einen Versuch damit machen. Diesen Auftrag bestellend, habe ich, wie gesagt, zur nächsten Veranlassung gegenwärtiger Zeilen genommen, und ich könnte dieselben schließen, wenn nichtweißes Papier genug noch vorhanden wäre, um Deinen Brief auch in anderen Punkten durchzuplaudern, ich sage nicht: zu beantworten, denn Gegenstände einer eigentlichen Antwort sind diesmal nicht vorhanden. Es sind mehr Stimmungs- und Gemütssachen.

Meine Rückkehr in die Heimat z. B. ist, wie männiglich bekannt, so sehr eine moralische und materielle Unmöglichkeit, daß sie im Ernste wohl nicht angeregt wird. Ich nehme sie im Sinne des Schreibers, wenn ich es als einen Traum, eine Phantasie betrachte, wie man etwa ans große Los denkt, oder an die Rosengärten von Schiras, oder an die Mondbewohner und dergleichen. Künstlerisch betrachtet, wäre es auch nicht am effektvollsten angelegt, eine Lockung nach Wien mit einem so düstern Gemälde von Wien zu schließen, wie es Dein Brief wirklich tut. Daraus allein erkenne ich schon, wie es auch billig ist, daß es keinen ernstlichen Sturm auf mein Herz galt, sondern eben eine absichtslose Phantasie. Denn wenn ich in den ersten Zeilen Deines Briefes „schweres Geld“ verdiente, so würde ich nach den letzten eben so schweres Geld auszugeben haben, und — Null für Null geht auf, sagt unsre Mutter. Nein! an ein bleibendes Leben in Wien denke ich nicht; aber einen kurzen Besuch möchte ich wohl gerne machen, so gerne als irgend jemand der Unsrigen es wünschen mag. Ein Besuch in Wien steht auch bei mir auf dem Repertoire der angenehmen Träume, und die Gelegenheit mag sich nur in acht nehmen, daß ich sie nicht einmal beim Schopf erwische und sattle und zäume. Ich wenigstens gebe den Gedanken daran nicht auf, und hoffentlich wird sich's auch einmal fügen, sowenig es von Tag zu Tag den Anschein hat. Es bliebe dabei nur zu fürchten übrig, ob der erträumte Genuß dem wirklichen auch entspräche, ob die Tatsache nicht weit hinter der Vorstellung zurückbliebe, was ja das Los und die Natur der Einbildungskraft in allen Dingen ist. Denn wenn Ihr wiederholt versichert, daß ich die Eltern, ja, wie die Leni schrieb, sogar die Wetti nicht wiedererkennen würde, und wenn dasselbe auch teilweise mit meinem Bilde der Fall war — so sag', was für ein Wiedersehen gäbe das! Eine Szene getäuschter Erwartungen,

gegenseitiger Nichtbefriedigung, schmerzlicher Betrachtung über den verwüstenden Gang der Zeit! Man male sich das nur einen Augenblick lang lebendiger aus, und man entdeckt vielleicht auch hier die Wahrheit, die sonst so sehr auf der Hand liegt: daß der Genuß in dem selben Momente stirbt, als man ihn zu ergreifen denkt. — Dem sei nun, wie ihm wolle! an der Donau und am Main fehlen noch die Mittel einer ernstlichen Ausführung, und für den bloßen Zeitvertreib und Papierverbrauch mag es einstweilen genug sein. —

Bald hätte ich übersehen, indem ich bloß für den Zeitvertreib und Papierverbrauch zu schreiben glaube, daß auch noch eine reellere Anfrage in Deinem Brief beauskunftet sein will: nämlich der Preis meiner letzten Novelle. Im Grunde mußt Du das besser wissen als ich. Ich überschlug mein Manuskript zu 1 Bogen Druck und der beträgt 40 fl. Du siehst den Druck nun vor Dir, ich aber nicht. Sieh also zu, ob es ein voller Bogen ist, oder wieviel davon fehlt. In letzterem Falle habe ich mich dann freilich in meinem Voranschlag geirrt. Das könnte vielleicht daher gekommen sein, weil ich die Novelle mit einer weiten flüchtigen Hand oder vielmehr mit einer schon weitspaltigen Stahlfeder, die zu dieser Schreibarbeit nötigt, abgeschrieben habe, da doch die Rechnung nur dann richtig ist, wenn das selbe Maß Papier mit meiner gewöhnlichen kleinen und netten Handschrift ausgefüllt ist. So ungefähr erkläre ich mir den Rechnungsfehler; hinter Deinem Rücken und außer unserem Teilvertrag habe ich keinen Pfennig entnommen und Du solltest Dir endlich solche Unarten abgewöhnen. Wenn ein fremder Mensch unseren Briefwechsel mit seinen ewigen Anklagen und Verdächtigungen läse, er bekäme ein ganz falsches Bild von unserem Charakter und unserem Verhältnisse. Wozu Dinge niederschreiben, die wir doch nicht voneinander ernstlich glauben? Es dürfte kindisch sein!

Übrigens stehe ich eben jetzt im Begriffe, Dir mit einer Lloyd-Novelle durchzugehen. Dafür sag' ich Dir's aber ausdrücklich, und was noch mehr ist, sie war im Grunde für einen deutschen Absatz bestimmt und keineswegs für das Familienbuch, also auch nicht für unseren Teilvertrag. Die Sache verhält sich so. Ich wurde im Dezember aufgefordert, eine Novelle von zwei Bogen für Nieritz' Volkskalender in Leipzig zu schreiben.

Ich hatte aber damals just meine letzte Lloyd=Novelle angefangen, mit der ich etwas später als recht fertig wurde. Als ich es nun war, hatte ich den Stoff zu einem Aufsatz auf dem Herzen, den ich nicht kalt werden lassen durfte; ich nahm ihn daher auch noch vor. Dieser Aufsatz hielt mich erst recht auf; ich machte einen Weg mit ihm wie ein Mensch, der sich oft im Walde verirrt und immer wieder auf die selbe Stelle zurückkommt. Es war, als wenn ich verzaubert wäre. Endlich schloß ich auch damit, schickte ihn ab und er muß dem Redakteur so gut gefallen haben, daß er ihn augenblicklich brachte, denn fast umgehend erhielt ich schon einen Abdruck davon. Nun kam ich zur Nieritz=Novelle. Fürsichtiglich fragt' ich aber bei dem Herausgeber (Wiegand in Leipzig) an, ob er sie noch bedürfe, oder sein Bedürfnis inzwischen gedeckt sei? Meine Vermutung trog mich auch nicht; Wiegand brauchte sie nicht mehr. Es wohnt aber ein Mensch in Wiegands Hause, welcher meinen Brief zufällig zu Gesichte bekam und sogleich für sich selber Beschlag legte auf meine Novelle; denn dieser Mensch ist niemand anderer als der Leipziger Agent der literarisch=artistischen Anstalt unseres guten alten Freundes, des unausweichlichen Lloyd in Triest! Du kannst Dir mein Ergötzen denken, auf dem Weg über Leipzig wieder einmal eine Aufforderung im Namen des Familienbuches zu bekommen, welches ich doch erst kürzlich mit einer Novelle bedacht hatte, die der selbe Agent auch bereits kannte, wie er in seinem Schreiben ausdrücklich bemerkte. Es muß eine Novellen=Hungerpest in Österreich grassieren — mir ist das unbegreiflich! Das halbe deutsche Publikum ist Literat, was nicht auswandert oder Soldat ist, schriftstellert bei uns. Der Lloyd ist überdies eines der bestzahlenden Blätter — und dennoch! Was aber letzteres betrifft, das „Bestzahlen", so verdiente dieser Umstand eine ernstliche Erklärung diesmal. Ich schrieb auch dem Agenten zurück, daß ich ihm mein Manuskript gerne überließe, daß ich aber anfragen müsse, in welcher Münzsorte der Lloyd seine auswärtigen Mitarbeiter bezahle? Der Frankfurter Kurszettel und die österreichischen Banknoten stünden eben auf gespanntestem Fuß miteinander. Darauf antwortete er mir umgehend folgendes:

„Geehrter Herr! — Die Honorarverhältnisse beim Familienbuch sind Ihnen wohl noch von damals bekannt. Die Re=

daktion pflegt — um den literarischen Marktausdruck zu gebrauchen — unter die besten Zahler in Deutschland gezählt zu werden. — Von Münzsorten stelle ich Ihnen Gold, Silber, preußische oder sächsische Papiere zur Auswahl und Verfügung, wenn Sie wünschen, auch einen Wechsel auf Rothschild. Da Sie volle Valuta zu geben pflegen, ist das billig. Auch fernere Beiträge werden meiner Überzeugung nach der Redaktion recht willkommen sein, etc. Adolf Gumprecht." —

Dieses mit etwas kaufmännischer Empfindlichkeit satirisch, sonst aber artig geschriebene Billet war mir in der Hauptsache äußerst angenehm. Ich erfuhr daraus zum ersten Male, daß der Lloyd sein Papier den Mitarbeitern nicht auch mit Zwangskurs aufnötigt, was ich bisher wie eine Art Naturnotwendigkeit erduldet, gleich Viehseuche und Hagelschlag. Um dieser Entdeckung wegen gratuliere ich mir sehr zu dem ganzen Leipziger Abenteuer. Der Agiojammer hat damit auf einmal ein Ende; was könnte erwünschter sein! Im Vorbeigehen bemerkt: nimm auch Du Dir diese Mitteilung ad notam. Und wenn Dich ein Herr Solfinger oder sonst jemand um Arbeiten von mir angeht, so halte ihnen das Beispiel des Lloyd vor. Silberhonorar ohne Agio-Abzug! wer sich dazu verstehen will. Nötigenfalls kann ich Dir jene Zuschrift zuschicken, damit Du sie jedem Wiener Nachfrager schwarz auf weiß zeigen kannst. Diesem Leipziger Agenten nun werde ich meine Novelle zuschicken und über Leipzig das Honorar dafür einkassieren.

(NB. Erst gestern fiel mir ein, mich denn doch sicher zu stellen gegenüber einem fremden, mir unbekannten Abnehmer, und so fragt' ich in Leipzig bei einem Bekannten, der es wissen kann, diskretionär an, ob der genannte Name auch der des wirklichen Leipziger Agenten vom Lloyd sei? — Es ist traurig, sein Herz mit so häßlichen Ausklügelungen des Argwohns beflecken zu müssen, aber . . . die Schule des Lebens!)

Ich kann diesen Brief nicht schließen, ohne mein Vergnügen über Deine Lorbeeren in der Lokalpoesie auszudrücken. Dabei verwundere ich mich nur, daß Du nicht schon zu seiner Zeit (oder doch sehr einsilbig) davon geschrieben hast; es mag Dich ein solches Übermaß von Bescheidenheit zwar vor der Welt zieren, aber in der Familie ist sie entbehrlich. Du wirst mir gelegentlich jene Lieder zuschicken müssen. Ich weiß zwar,

daß der Dialekt sich nicht schreiben läßt, aber ich lese ihn schon, er ist mir nicht im geringsten entfremdet, Von ganzem Herzen unterschreibe ich, daß Du in der Poesie, bei anderer Lebensrichtung, kein unwürdiger Bruder des Dichters wärest; ja meine wahre Meinung ist eigentlich, daß D u mehr dichterische Naturanlage hast als i c h. Es ließe sich viel darüber sprechen, aber das Papier ist jetzt zu wenig, wie es erst zu viel war. —

Lebe wohl. Meine Sendung laß Dir noch einmal empfohlen sein. Wenn Du von meiner letzten Lloyd-Novelle kein Freiexemplar hast, und wo sonst noch eines ausstehen sollte, hole es jetzt ein und schicke mir alle Abdrucke meiner Wiener Arbeiten, die durch Deine Hand gegangen sind, v o l l s t ä n d i g. Den „Quintin Messis“ nicht zu vergessen. F r a n k i e r e aber, darum muß ich — auf meine übrige Rechnung — bitten, denn ich bin blank. Adresse wie gewöhnlich. Leb' wohl mit allem, was lebt und kreucht.

Der Deinige

F. Kbgr.

Frankfurt a. M., den 13. April 1854.

Lieber Bruder!

Ich vertraue zwar, daß Du nach Kräften meine Wünsche zu erfüllen bestrebt bist, desungeachtet gereicht es mir zur Beruhigung, noch einmal ein paar Zeilen an Dich abzuschicken, um Dich an die erbetene Zusendung des „Quintin Messis“ zu erinnern. Ich bin an den artistischen Direktor des Karlsruher Hoftheaters damit empfohlen, — aber es sieht alles darnach aus, als ob diese Empfehlung wieder veralten sollte. Ist es denn nicht anders möglich, als daß ich gepeinigt werde, sooft ich mit diesem unseligen Stück zu tun habe?

Du hältst doch die Sendung nicht zurück, bis Du etwa begleitend auch gleich vom Passe referieren kannst? Das wäre unverantwortlich! zumal da ich noch ausdrücklich bemerkt, der Zweck meines letzten Briefes war n u r „Quintin Messis“. Bracht' ich dabei auch andere Dinge zur Sprache, z. B. den Paß, so liegt das in der Gelegenheit eines Briefes selbst; aber es folgt doch mit nichten daraus, daß Du Dich etwa verbunden hältst, die sich ansammelnde Beantwortung aller Nebenfragen abzuwarten,

wenn dadurch der Hauptpunkt eines Briefes versäumt wird! Daß mit solchen Ansammlungen im Briefverkehr nichts erspart wird, lehrt der vorliegende Fall. Was hilft es, wenn nun Dein Schreiben zwei Sachen zugleich erledigen wird, wenn aber ich über ein und dieselbe Sache zwei Schreiben zu expedieren habe?

Sei also so gut und laß mich nicht länger warten.

Der Deinige

F. Kbgr.

Frankfurt a. M., den 23. – 25. Juni 1854.

Lieber Bruder!

Mit Vergnügen und Dank beantworte ich umgehend Dein lang erwartetes Schreiben. Schon gab ich mich während dieser Wartefrist der Hoffnung hin, diese Zögerung wäre durch die Paßaussichten veranlaßt; Du wolltest vielleicht nicht anders schreiben als unter Mitsendung dieses meines bürgerlichen Auferstehungs-Rezeptes und hieltest mit einem schon fertigen Briefe bis zu einer gänzlichen, aber bevorstehenden Erledigung der Sache zurück. Ich ersehe nun freilich, daß ich hierin einen Fehlschluß gemacht und daß an diesem endlosen, unschmackhaften Paßgebräue Hopfen und Malz verloren ist. In Gottes Namen! Ich gräme mich so wenig darum, daß mich das Ganze fast gar nicht mehr berührt. Ich bin endlich gewöhnt daran, ich kann mir's eigentlich anders kaum vorstellen. Vielmehr gewinnt mein alter, heimlicher Plan mehr und mehr Fleisch und Knochen, — mein Plan nämlich, mir diesen Paß persönlich zu holen. Wenn ich nicht irre, so werde ich diesen Coup nächsten Winter ausführen. Das heißt, ich werde diesen Sommer mein Drama Firdusi schreiben. Ich habe mich in diese Dichtung schon zu tief eingelassen, als daß ich sie vertagen könnte. Roman und Drama, Drama und Roman, ich denke abwechselnd ans eine und ans andere in meinen Mußestunden. Sie teilen sich bereits schwesterlich in meine Spaziergänge, in meine Anregungen, die ich von Lektüre, Musik usw. empfange, kurz, es ist kaum mehr zu unterscheiden, wer in, wer außer dem Hause steht; ich glaube, es wird mir leichter, das Drama zu schreiben, als mir's vom Leibe zu halten. Von dem Roman habe ich allerdings die erste Rate schon abgeliefert und Meidinger bezeugte mir seinen ganzen Bei-

fall. Die Hausfrau ist also befriedigt; sie hat's nicht empfunden, daß sie mit einer Rivalin zu teilen hat, und so, denke ich, soll's auch die nächsten Monate gehen. Was wäre auch das für ein Kerl, der nicht zwei Weiber aushalten könnte! Firdusi wird also geschrieben, wie ich mir schmeichle. Das ist die erste Bedingung. Die zweite ist: daß ihn Laube den nächsten Winter aufführt, und die dritte, daß er den Wienern gefällt. Trifft aber das ein, dann mache ich einen Besuch in Wien. Das ungefähr ist das Projekt, das ich schon längst im Stillen nähre. Euch zu besuchen (vom Bleiben kann keine Rede sein), war immer mein Wunsch, ausführen aber möchte ich ihn nur unter dem Schilde eines literarischen Rufes. Ein glücklich aufgeführtes Drama möchte mir also vorhergehen. Und wie die Tage von Siebzigern weit weniger Zaudern zulassen wie die Tage von Dreißigern, so fühle ich nicht Rast noch Ruh', die Bedingung Nr. 1 so bald als möglich zu erfüllen. Das übrige mag sich dann finden; genau so rechne ich einstweilen, und da es durch ein Wunder geschieht, daß ich noch nicht müde bin, so sollte doch endlich mein alter Unstern müde werden: Eins von uns muß nachgeben. —

Zunächst aber mache immerhin auch noch den Gang zum Statthalter, denn Du siehst wohl, wieviel bei meinem Projekt auf Glück und Zufall ankommt. Ist dieser Gang wieder umsonst, erst dann haben wir ein Recht, uns dem Glück und Zufalle, wovon ich spreche, anzuvertrauen, früher nicht. Dann wollen wir's aber auch wie fidele Bursche und uns weiter kein Haar mehr grau werden lassen.

Die Krisis des Leichtsinns, auf welche ich neulich dicht hinter meiner Abspannung wartete, scheint Dir sonach glücklich eingetreten — nicht wahr? Und doch ist sie's so eigentlich nicht. Ich habe nicht mehr Frohmut als früher, wahrhaftig! um kein Haar mehr. Aber meine Stimmung hat diese Wendung genommen: wenn ich zuvor mich verachtete, so verachte ich jetzt die Menschen. Ich bin in der Lage eines Fechtbruders, der mit seinem Sechser in der Tasche sich kaum an die Herberge zu klopfen traute. Aber siehe da! der Wirt kommt ihm höflich entgegen, präsentiert ihm mit tausend Bücklingen seinen Tarif, und da findet sich's, daß das Nachtlager nur einen Heller kostet, Beafsteak mit Kartoffeln einen Heller, die Flasche Wein einen

Heller, Lohnbedienter einen Heller usw. Heissa, ist der Lump mit seinem Sechser jetzt nicht ein Millionär? Kann er sich nicht so breit zu Tische setzen wie Rothschild? Zwar wird mir die bessere Kritik die Rute nicht schenken, die ich so mathematisch gewiß kommen sehe, wie der Astronom die des Kometen; aber dieses Übel ist noch ein entfernteres, während meine Nähe das Mögliche tut, mich für die Schrecken jenes Weltgerichtes im voraus zu entschädigen. Mit meinem Verleger leb' ich in den angenehmsten Verhältnissen, und da selbst Adolf Bäuerle in Wien, ein Kunstkenner ersten Ranges, mich unter die Sterne ersten Ranges zu versetzen so — wundertätig ist, so will ich die Freuden dieses irdischen Jammertals getrost durchmachen, bis mich einst der Tag der Rache vor jenen Richter stellt, der noch größer ist als Adolf Bäuerle in Wien, und der mich hinunterstürzt als eine Sternschnuppe, als einen Streifen schimmernden Dunstes. Wenn etwas imstande ist, mich gegen meine einstigen Tadler gleichgiltig zu machen, so sind's meine jetzigen Lober, — das weiß Gott!

Mit Herrn Meidinger, meinem Verleger, hatte ich jüngst Gelegenheit, von meinen Gedichten und ihrem Schicksal zu sprechen. Er geriet sogleich auf den Einfall, ob er mir zu ihrer amtlichen Auslieferung dadurch vielleicht die Hand bieten könnte, daß er eigenhändig in seinem und seiner Firma Namen einen Brief an die Behörde schriebe, den ich als eine Art Eingabe oder Beilage einer Eingabe benützen könnte und worin er als Verleger dieser Gedichte die Freigebung derselben nachsucht. Um diesen jedenfalls freundlichen Dienst zu benützen, mußte ich inzwischen doch erst das Eintreffen Deines Briefes erwarten, und ich werde nun den von Meidinger versprochenen mir jetzt ausbitten. Wahrscheinlich wird derselbe gleich mit gegenwärtigem beifolgen; in diesem Augenblicke weiß ich es noch nicht. Ich muß Herrn Meidinger erst in einer der nächsten Stunden darüber sprechen und hören, wie er momentan Zeit hat. — So wollen wir denn sehen, ob man die Gedichte nicht heraus- und den Dichter nicht hineinläßt. Eigentümliche Schicksale!

Einstweilen bitte ich, beiliegenden Brief an seine Adresse zu besorgen. Ich habe leider von dort her die gewünschte Auskunft, die ich für meinen Roman brauchte, nicht erhalten können. Um was mir's jetzt vor allem anderen zu tun ist, das ist um eine

durchgreifende Schlechtigkeit, wie man einen Menschen in Grund und Boden betrügt. Sonst bin ich mit meiner Erfindung eigentlich fertig. Aber für diesen einen Punkt wäre mir besser, Jurist als Poet zu sein. Das wird mir noch viel Sorgen und Bücherdurchstöbern kosten. Habe ich das, so habe ich alles, und Firdusi tritt vor.

Unser Geldgeschäft brauche ich nach meinem festen Entschluß, diesen Firdusi zu schreiben, nicht mehr zu erörtern. Du siehst, Dein Rat fällt mit meinem zusammen. Monatlich ein kleines Sümmchen zurückzulegen und dann einen Wechsel nach Wien zu schicken, läuft ganz auf mein Projekt hinaus, monatlich ein paar hundert Verse zurückzulegen und dann ein dramatisches Gedicht am Burgtheater einzureichen. Mein Bankier hieße Laube in diesem Falle. Laß mich also den Traum eines solchen Wechsels in den nächsten Wochen noch festhalten. Da muß sich die Möglichkeit oder die Unmöglichkeit eines solchen entscheiden. Sollte zu meinem tiefsten Leidwesen der Würfel für die Unmöglichkeit fallen, dann werde ich sicher nach Deinem Rate meiner Schuldigkeit obliegen. Verlaß Dich darauf.

Apropos! Du ludest mich neulich ein, Hardtmuths Bekanntschaft zu machen. Bei einem großen Champagnersuff, den ich unlängst mit Meidinger mitmachte und wo wir an Literaten und Künstlern ungefähr dreißig Personen zusammen waren, fand ich auch zufällig ihn vor. Er nahm übrigens meine Präsentation so oberflächlich auf, wie ein Salonschoßkind, das er mir ganz und gar zu sein scheint. Künstler seines Genres, die weniger mit der geistigen als mit der technischen Seite der Kunst zu tun haben, d. h. zum Virtuosentum zählen, lernen in einer ganz anderen Parfümatmosphäre atmen und sich verwöhnen, als die unsrige ist. Freundschaft, Heimatsgefühl, Demokratie und dergleichen Dinge haben dort aufgehört, Bedürfnisse zu sein. Er ist auch noch so jung, daß ich ihm's herzlich gönne, möglichst leicht und schmetterlingslaunig über das Leben hinwegzuflattern. Seine Welt ist unter Blumen, nicht bei den Eichen. Außer dem Theater werd' ich ihn kaum wiedersehen. Auf diesem sah ich ihn aber auch noch nicht. Da ich nur Stücke von Kunstwert besuche, und das hiesige Personal bekanntlich höchst lückenhaft für ein solches Repertoire ist, so lockt es mich nur selten vor die Lampen. Vor einigen Wochen sah ich z. B. einen Don Juan

hier, in welchem Ottavio so schlecht war, daß er seine beiden Solo-Arien auslassen mußte. Wenn Du einen Theaterkenner fragst, so wird er Dir sagen, was das zu bedeuten hat. Ich glaube, seit Don Juan existiert — und er ist zwei Jahre älter als unsere Mutter — hat sich solch ein Skandal nicht ereignet in ihm. Dafür erfreute mich diese Woche unsere Wildauer als Susanna in der Hochzeit des Figaro, meiner Lieblingsoper, die ich zum zweihundertsten Male eben so gerne hören werde, als ich sie längst schon über hundertmal gehört. Ist sie auch keine Lutzer, diese Wildauer, so war sie doch um vieles besser als alles, was ich gehört, seit die Lutzer nicht mehr zu hören ist. Leider war in der selben Oper der Page Cherubin, der mir so ans Herz gewachsen ist, daß ich ihn mein geistiges Daguerrotyp nennen möchte, unerträglich schwach. Die Hasselt gab ihn seinerzeit. Die Hasselt und die Lutzer waren Sterne, die man untergehen, die man durch nichts ersetzt sehen muß, um ihre Größe noch in der Nachwirkung zu empfinden. Die Zeit ihrer Blüte war gewiß eine klassische Kunstperiode unseres Kärntnertors. Ich denke fortwährend mit Begeisterung daran zurück. Ich schätze mich glücklich, daß diese Zeit in meine erste und bildungsfähigste Jugend fiel; ich verdanke ihr ein gut Stück Seligkeit meines Lebens und, was mehr sagen will, eine Kultur meines Kunstgefühls, meiner Ideale, die mir bleibt für immer. —

Das Ende meines Papiers heißt mich Abschied nehmen. Mit Meidinger und meinen Gedichten überleg' ich mir das noch anders. Man muß die Zeit eines Geschäftsmannes möglichst schonen, und wenn sein diesfälliges Schreiben etwa nicht formenrecht genug ausfiele, so hätten wir die Mühe noch einmal. Erkundige Dich also gefälligst, ob Meidinger an diese Behörde in einem gewöhnlichen Briefe, wie an eine Privatperson, schreiben kann, oder ob es strenge Gesuchsform sein muß, gebrochener Bogen, vielleicht selbst Stempel usw., oder endlich, wenn letzteres Gesuch von mir ausgeht, ob das besagte Schreiben als Beilage A wieder eine ganz beliebige und zufällige Form haben kann. — Den Statthalter empfehl' ich Dir noch einmal. Tue so, als ob ich alles hierher Bezügliche nicht geschrieben hätte, denn das Phantastische meines Planes darf kein näherliegendes Mittel ausschließen. Lebe wohl. Grüße alles und jedes und versäume nie,

wie es ausnahmsweise diesmal geschehen ist, von dem Wohlbefinden unsrer Alten ausdrücklich Erwähnung zu tun. Wie geht es der Rosa? Ihr Leiden wird nun bald schon ein Jahr alt sein, welche Aussicht ist für das Ende da? Adieu!

Der Deinige

F. Kbgr.

Frankfurt a. M., den 9. Oktober 1854.

Lieber Bruder!

Ich habe Deinen Brief vom 14. Juli zwar beantwortet, aber nur für mein Pult. Es ging mir wieder einmal wie mit so mancher meiner früheren Poesien. Mein Geschreibsel war zu weitläufig angelegt, ich geriet ins Plaudern, ins schriftstellerische Müßiggehen, und brach zuletzt ab, als ich die Entdeckung machte, daß ich eigentlich keine Zeit habe zum Müßiggange. Natürlich ist jedes Wort inzwischen veraltet und ich kann mir's in diesen Zeilen um so bequemer machen.

Beiliegende Blätter bitte ich zu kuvertieren und an Frankl zu adressieren. Du siehst darin, daß ich mich mit meinen Gedichten auf Gnade und Ungnade in seine Hand ergeben mußte. Was blieb anders übrig? Nachdem er Dir einmal ausdrücklich gesagt, er werde die Sachen selbst und summarisch einfordern, — konnte ich Dir da noch Anweisung geben, abgesonderte Schritte zu tun? Das hieße einen so offen verletzenden Argwohn gegen ihn aussprechen, daß wir damit vielleicht das Schicksal provoziert hätten, dem wir entgehen gewollt. So muß ich's denn abwarten, was an Deinen Winken und Vermutungen Wahres sei.

Deine Eingabe in meiner Paßsache müßte — denn es ist bereits und leider! ein flugschnelles Vierteljahr über Deinen Brief hingegangen — es müßte, sage ich, eigentlich schon irgendein Ergebnis und eine Erledigung zur Folge gehabt haben. Wenn Du mit Mitteilung desselben nur auf meine Beantwortung gewartet hast, so wirst Du, nun dieselbe endlich eintrifft, wahrscheinlich keinen Augenblick mehr vergehen lassen, mich hierüber zu berichten.

Was Du von den Eltern schreibst, ihren Gebrechen und Altersschwächen — so habe ich keine Antwort darauf, wenn mir

die eine fehlschlägt: Firdusi. Ich habe an diesem Drama kein anderes Interesse, als ihnen vor dem Torschluß eine Freude zu machen. Wollte Gott, ich wäre fertig! Nie war meine Ungeduld so ungeduldig als diesmal, selbst im Gefängnis nicht. Mit immer stärkerem Wirbelschlag kommt der Roman wie eine Sturmkolonne anmarschiert und setzt mir sein Bajonett an die Brust, und ich düftle und dichte an diesem Firdusi: diesen Tag noch! — diese Stunde noch! gerate in die Schulden hinein links, rechts, reiße mich los, kehre wieder zurück — kurz, ich weiß ganz genau jetzt, wie einen eine Leidenschaft zugrunde richten kann. Firdusi wird fertig, wenn nicht — zu spät! Der Roman wird fertig, wenn nicht — zu schlecht!

Unter diesen Aussichten schreib' ich. —

Inzwischen hast Du Dein Kreuz mit der armen Rosa. Wie viele Späne sind Dir schon herabgehobelt davon? Will's noch nicht zu Ende gehen? Wie befindet sie sich?

Ich erinnere neben der Kranken aber auch an die Gesunden. Es fiel mir längst auf, daß Du nicht das Bedürfnis hast, von Deinen Kindern mit mir zu reden; ich muß endlich selbst darauf kommen. Der Heinrich muß allgemach ein Bürschchen geworden sein, an dessen Berufswahl man denkt. Was wird mit ihm? Wozu hat er Lust? wozu Talent? Wie gefällt er Dir? Wie hat er sich herausgewachsen, welche Freude, welche Sorge macht er Dir? Müssen wir doch an dem Jungen allen Anteil nehmen! Ist er doch der einzige, mit welchem ein einziger von drei Brüdern unsern Namen fortpflanzt! Wir andern sind noch Schuldner hierin — leider säumige Schuldner! —

Wie läßt sich die Emma an? Von der Ludmilla nicht zu reden, die ich kaum kenne. Und war letztere wirklich Schluß des kleinen Spiels in Wien?

Also bitte, plaudere ein wenig. Aber nicht fürs Pult wie ich. Doch Du wirst Deine Sache praktischer machen als ich, das brauche ich nicht zu erinnern.

Lebe wohl. Grüße alles und jedes und verbanne in meinem Namen Tod, Krankheit und Kummer aus der Familie Kürnberger.

Aufrichtigst

der Eurige

F. Kbgr.

[An den Neffen.]

Frankfurt a. M., den 8. November 1854.

Lieber Heinrich!

Dein Vater entwirft mir in wenigen, aber starken Zügen ein abschreckendes Bild Deiner bisherigen Schülerlaufbahn. — „Repetent“ war zu unserer Zeit, d. h. als Dein Vater und ich Schüler waren, ein Wort, das uns fast klang wie: Spinnerin am Kreuz. Wir sahen um den Hals eines Repetenten ziemlich deutlich die Spuren des einstigen Strickes phosphoreszieren; ein Repetent schien uns ein rettungslos verlorener Mensch, ja eigentlich ein Wesen aus den unteren Tiergattungen. Und nun ist unser Heinrich ein Repetent!

Fürchte desungeachtet nicht, daß ich mit Vorwürfen Dein Ehrgefühl kränken oder mit Ermahnungen Dich langweilen werde. Nach m e i n e n Begriffen von der Menschennatur hat man die Hebel an ganz andern Punkten anzusetzen, als wo es gewöhnlich geschieht; bis die Menschen nicht im allgemeinen geistreicher erziehen lernen, bin ich im einzelnen gerne geneigt, jeden zu entschuldigen, der für „ungezogen“ ausgegeben wird.

Wenn einem jungen Menschen nachgesagt wird, er habe einen Hang zum Nichtstun, so klingt mir das immer unglaublich. Kein Mensch hat einen Hang zum Nichtstun, sondern alle zur Tätigkeit. Von zwei Gefangenen, von welchen der eine arbeiten darf, der andere nicht, ist der Müßige weit grausamer bestraft; man sieht ihn in kurzem verzweifeln, während der arbeitende sich wohl befindet. — Die schwierigste aller Schulaufgaben ist gar keine. Wahrlich, Du müßtest ein Meerwunder sein, wenn Du keinen Trieb zur Tätigkeit in Dir trügest. Ehe ich aber an Meerwunder glaube, glaube ich lieber, daß unsere Schulen es nicht verstehen, den Tätigkeitstrieb der Schüler zu wecken.

Und das ist der Punkt! Man sagt euch in der Schule, ihr müßt lernen, um euch euer Brot zu verdienen. Wie langweilig! Der Mensch liebt nicht das Brot, er liebt Kuchen. Ich selbst bin übler Laune, wenn ich mir nur mein Brot verdiene; erst wenn ich mir Kuchen kaufen kann, freue ich mich meines Lebens. Geht's aber dem Onkel so, wie soll es dem Neffen gehen? Dem Knaben, dem jungen Geschöpfe, das nur für Lust und Genuß Sinn hat? Ihr denkt euch das Leben gewöhnlich voll Mühe und

Beschwerden; man müßte euch aber die Schönheit, die Freuden und Herrlichkeiten des Lebens empfinden lassen. Man spricht euch auch von dem Ernste des Lebens. Glaube doch das nicht! Das Leben will Spaß haben, viel Spaß, sehr viel Spaß, und die Erwachsenen spielen womöglich noch lieber als die Kinder. Wovon sollten die Kaffeehäuser existieren, die Schauspielhäuser, die Landwirte, wenn nicht von den Spielen und Unterhaltungen der Großen? Aber damit die Großen spielen und sich unterhalten können, haben die Kleinen gelernt. Man sollte euch also nicht sagen: jetzt mußt du zu spielen aufhören und lernen, — sondern: jetzt mußt du zu lernen anfangen, um spielen zu können. — Nicht anders geht es euch mit dem Worte, das man euch die Berufswahl nennt. Ihr sollt für einen Beruf lernen, — aber für welchen? Darüber schweigen Lehrer und Schulen. Wer nicht zu Hause bei seinem Vater ein Geschäft treiben sieht, das ihm gefällt, der weiß nie recht, was er aus sich machen soll. Es wäre eine hübsche Einrichtung der Schulen, wenn man eine Klasse wöchentlich oder monatlich einmal herumführte in die Werkstätten der Handwerker und Künstler, in die Fabriken, in die Warenniederlagen, und den armen Kindern doch mit lebendigen Augen einen Begriff von den verschiedenen Handlungen und Verrichtungen des Lebens beibrächte. Das würde ihren Nachahmungstrieb weit lustiger in Feuer setzen als das Ermahnen und Strafen ins Blaue hinein; und statt daß sie jetzt die Schule wie ein notwendiges Übel betrachten, welches ihnen ihre Spielzeit verkürzt, würden sie dann vielleicht die Schule sogar noch in ihre Spiele einflechten und mit gar nichts anderem spielen wollen als mit dem Abbild ihres künftigen Berufes.

Kurz, es leidet keinen Zweifel! die Schule ließe sich so einrichten, daß der Schüler sie lieben lernte wie eine Reitschule, eine Schwimm- und Fechtschule, daß die geistige Anstrengung ihm ebensoviel Freude machte als die körperliche. Das wäre ein Genuß! Indes, bis diese schöneren Einrichtungen kommen, wollen wir doch auch nicht zu Nadel und Zwirn greifen und Schneider werden. Nicht wahr? Denn obwohl Du den Zweck Deines Lebens nicht vollständig zu beurteilen vermagst, was ich Dir gerne zugebe, — den Unterschied, ob Deine Lehrer Professoren oder Handwerkergesellen sind, fühlst Du gewiß. Das Los eines Lehrjungen hat ohne Zweifel etwas Demütigendes für

Dein Ehrgefühl, und was für eine Zukunft erwartet ihn? Kann er sein Geschäft nicht ins Große treiben, wozu aber ein großes Kapital gehört, so arbeitet er weit mehr für fremden als für eigenen Nutzen; er bleibt in Armut und Niedrigkeit versunken Zeit seines Lebens, und für jede verlorene Stunde seines Knabenalters büßt er mit einer schlaflosen Nacht, mit einer kummervollen Woche als Mann.

Wie ganz anders dagegen der Mann von Kenntnissen und Wissenschaften! Der braucht keinen Kreuzer, um ein Geschäft anzufangen; sein Kopf, seine Studien sind ihm ein unerschöpflicher Schatz. Reichtum und Auszeichnungen erwarten ihn, wohin er seinen Fuß setzt; alles verlangt, alles wünscht ihn, er wird gesucht, bezahlt, berühmt, man überhäuft ihn mit Ehren, er lebt in Überfluß, was ihm Freude macht, steht ihm überall zu Diensten. Ein Beispiel von der Wahrheit dieser Worte erlebte ich jüngst in einem Gasthause. Zwei Bekannte trafen zusammen, die sich, wie es schien, seit ein paar Jahren nicht gesehen hatten. Einer fragte den andern nach seinem Sohn. Der Gefragte antwortete ungefähr dieses: Nun, der Bursche machte die technische Akademie in Karlsruhe durch, wie Sie wissen; als er damit fertig war, wollte er sein Glück in Amerika probieren. Ei, sagte ich, sehen wir uns doch erst in der Nähe ein wenig um, und ließ ihn einen Versuch in Wiesbaden machen, wo eben die neue Eisenbahn im Projekte war. Der Direktor sah seine Zeichnungen durch, ließ ihn selbst einige Pläne entwerfen und stellte ihn nach diesen Proben sogleich mit 600 fl. an. Der junge Mensch arbeitete geschickt in seinem Fache, er hat auch, Gott sei Dank, gefällige Manieren, kurz, er machte sich beliebt. Nach einem halben Jahr nahm ihn der Direktor auf eine Geschäftsreise nach London mit. Eben suchte eine englische Eisenbahngesellschaft tüchtige Ingenieure nach Brasilien. Mein Adolf wird empfohlen, und wie ihm von jeher der Sinn in die weite Welt stand, nahm er das Offert sogleich an. Er ist jetzt in Rio de Janeiro engagiert mit 4000 fl. jährlich. — Aus dem weiteren Verlauf des Gesprächs vernahm ich, daß hier von einem jungen Menschen die Rede sei, der noch nicht ganz 22 Jahre zählte. So kommt man heutzutage in der Welt fort.

Du bist, lieber Heinrich, ohne es selbst zu wissen, in glücklichen Zeiten geboren. Als Dein Vater und ich Knaben waren,

da war's anders. Alle Eltern, welche Söhne hatten, klagten über schlechte Aussichten. Man konnte sich nichts anderes den⸗
ken, als Beamter zu werden, — und das waren in der Tat schlechte Aussichten. Niemand wußte mit seiner Zeit und Kraft etwas anzufangen und die jungen Leute verschimmelten als Praktikan⸗
ten hinterm Pulte, während die Herren Bureauchefs großes Salair einstrichen und spazieren gingen. Das hat sich seitdem gründlich geändert. Wer heutzutage was lernt, der ist seines Lohnes gewiß, und eines reichen, glänzenden Lohnes. Unsere Schulzeiten waren diejenigen, wo man nach Baden im staubigen Stellwagen fuhr; Deine Zeiten sind die, wo die Lokomotive über einen Boden dahinbraust, der vorgestern entdeckt, gestern erobert und heute schon kultiviert wird. Die Eisenbahnen kehren die ganze Welt um. Die neuen Bahnlinien brauchen Tausende von Ingenieuren, die Bahnhöfe Tausende von Architekten, die Steinkohlengruben Tausende von Montanisten, der Telegraphie zu geschweigen, welche Tausende von Telegraphen braucht — kurz, das geht so fort bis ins Unendliche. Für wen anders wird jetzt Sebastopol bestürmt als für Dich? Die Türkei, wie Du weißt, ist ein sehr verwahrlostes Land; Eisenbahnen hat es noch gar nicht, und wie erbärmlich der Bergbau dort betrieben wird, da⸗
von las ich erst neulich eine Beschreibung. Die Leute graben Löcher in die Berge wie Feldmäuse und lassen halberwachsene Kinder hineinschlüpfen, um herauszuholen, soweit sie mit Hän⸗
den langen können: man kann sich nichts Lächerlicheres denken; von Kunst und Wissenschaft keine Spur. Geht aber der jetzige Krieg zu Ende dort, dann bekommen die Engländer das Heft in die Hand, dann wird gebaut und gearbeitet in allen Enden des Reiches, und Anstellungen und Patente regnet's, daß es eine Freude sein wird. Du wirst eben ausstudiert haben, wenn dieser Tanz angeht. Dann kannst Du sogleich fragen: Herz, was be⸗
gehrst Du? Jeder Posten ist Dir gewiß, zu dem Du Lust und Talent hast. Denn die Engländer engagieren mit Vorliebe Deutsche zu ihren Unternehmungen und zahlen mit vollen Hän⸗
den. Man muß nicht eben nach Rio de Janeiro gehen; dem Kenntnisreichen liegt jetzt überall Gold zu seinen Füßen.

Siehe, Freundchen, so stehen die Sachen. Wenn Du diesen Gedanken nur ein wenig nachdenkst, so wird gar keine Frage mehr sein, ob Du lernen willst oder nicht; eine wahre Be⸗

11*

geisterung fürs Lernen wird Dich ergreifen, Spiel und Müßiggang wird Dir zum Ekel werden, Du wirst vor Ungeduld brennen, aus einem Knaben ein Mann zu werden. An jedem Morgen, da Du zur Schule gehst, wirst Du denken: jetzt gehe ich an einen Ort, wo man Häuser, Equipagen, Landgüter und Herrschaften austeilt; der Sitz auf Deiner Schulbank wird Dir vorkommen, wie wenn einer sich ins Gras setzt und er findet einen Haufen Perlen darin. 'Augen auf! Junge. Es handelt sich nur darum, daß Du weißt, wofür Du arbeitest, dann kommt die Lust schon von selbst. Und an Deinem Talente zweifle ich auch nicht. Der Vater rühmt Dir gute Anlagen nach, auch Deine Handschrift ist vortrefflich: rein, fest, voll Kraft und Charakter; sie hat mir sofort Vertauen zu Dir eingeflößt. Ich glaub' es Dir aufrichtig, was Du von Deinen besseren Vorsätzen schreibst, ob es Dir nun diktiert worden ist oder aus Dir selber kommt. Doch, ich hoffe, Du bist Mann genug und wirst Dir nichts diktieren lassen. Überhaupt, ich bitte mir aus, wenn wir von nun an öfters Briefe wechseln: es muß alles Dein Eigenes sein, die Gedanken, die Wahl des Ausdrucks, der Stil.

Und nun lebe wohl. Daß Du Französisch angefangen hast, ist gut, Du wirst aber auch Englisch anfangen müssen: das ist noch besser. Doch davon ein andermal. Mein Papier ist für heute zu Ende; ich lege die Feder weg, fahre aber im Geiste fort, mich mit Dir zu unterhalten. Ich glaube, das wird von nun an zu meinen liebsten Beschäftigungen gehören. — Lebe wohl! Es grüßt Dich mit wärmstem Herzen

Dein Onkel Ferdinand.

An die Mädchen.

Frankfurt a. M., den 15. November 1854.

Noch nie ist es mir begegnet, daß mich vier junge Damen auf einmal ihrer Liebe versicherten. Dieses merkwürdige Ereignis zu feiern, trank ich nicht etwa eine Flasche Champagner — Gott behüte! sondern ich ging zerknirscht in mich und besann mich, daß ich eigentlich gar nichts getan habe, Eure Liebe zu verdienen. Mit dieser Betrachtung war ich auf der rechten Bahn. D. h. ich ging auf „die Zeil“, was man in Wien Graben oder Kohlmarkt nennt, trat in ein Magasin des Objets de

Toilette et de Voyage etc. etc. und nahm alle Höflichkeit des überaus höflichen Marchand in Anspruch, indem ich sein ganzes Lager von Portemonnaies stürzte und wendete, um die fünf hübschesten Sorten herauszufinden. Ich ließ mir von jeder Sorte ein Exemplar geben, was der Kaufmann mit größter Zuvorkommenheit tat, so daß die Sache ohne alle Schwierigkeiten ablief. Aber obwohl ich bedacht war, die schönsten und artigsten Stücke zu wählen, so glaube ich doch nicht, daß sie schön und artig genug sind für Euch, meine holdseligen jungen Damen! Denn der Vater schildert Euch sämtlich als die schönsten, artigsten, liebenswürdigsten Kinder, die man sich vorstellen kann, so daß ich mich ordentlich besinnen mußte, ob ich denn selber ein Engel sei, da ich der Onkel von lauter Engeln bin. Und da Euer Vater in Prosa und nicht in Versen schrieb, also nicht gedichtet, d. h. gelogen hat, so muß ich ihm wohl Glauben schenken und werde ihn auch eines Tages beim Worte nehmen, wenn ich wieder nach Wien komme. Seht also zu, daß bis dahin nicht etwa die Engel in die Mause geraten und ihre schönen, glänzenden Federn aus den Flügeln verlieren, denn ich will mir ein paar davon auf den Hut stecken, damit die ganze Welt wisse, daß ich Engel zu Nichten habe.

Inzwischen könnt' Ihr Eure Schreibfedern zu Engelsfedern machen, wenn Ihr mir recht feine, artige Briefchen schreibt, deren Sinn ich bewundern muß, oder die mich in jene schönen und nahrhaften Gefilde meiner Jugend zurückzaubern, wo ich die Semmeln in kleine Stückchen brach und aß, wie Fräulein Rosa mit einem liebenswürdigen Detailgedächtnis sich erinnert. Solche Briefchen werden stets nach meinem Geschmacke sein, auch wenn keine Semmeln drin vorkommen. Ich schlage Euch darum vor, meine Lieben, daß wir von jetzt an in beständigem Briefwechsel bleiben, etwa in folgender Weise: Sooft der Vater an mich schreibt, könnte eines von Euch mitschreiben, und zwar nach der Ordnung des Alters vom Ältesten bis zum Jüngsten der Reihe nach. Ich hätte dadurch die Freude, stets mit Euch im Verkehr zu bleiben, während Ihr doch nicht allzu sehr dabei belästigt würdet und nicht über Mangel an Zeit oder Stoff klagen könntet, denn es dauerte immer eine geraume Weile, bis unter Euch Fünfen die Reihe herumkäme. Was meint Ihr zu dem Vorschlag? Ich hoffe, er soll Euch nicht unangenehm sein,

sowie auch Eure Zeilen mir sehr angenehm und erfreulich waren. Doch Ihr erwartet wahrscheinlich, und nicht ohne Recht und Billigkeit, daß ich diese Zeilen auch in der selben Ordnung beantworte, wie sie geschrieben sind, und wieder an jedes von Euch besonders zurückschreibe. Es macht mir großes Vergnügen, das zu tun. Ich tue es — Eurem Beispiel folgend — zwar nicht auf besonderen Blättern, aber doch unter den besonderen Namen Eurer werten Personen. Ich schreibe also:

An die Rosa.

Du weißt, mit welch großem Bedauern ich gehört habe, daß Du bisher auf einem Fuße gelebt hast, — nämlich auf Einem. Ich wünsche Dir zur Entschädigung, daß Du auch in Zukunft auf einem Fuße leben möchtest — auf einem großen und glänzenden womöglich. Der Vater schreibt mir, die Natur hat viel für Deine äußere Ausstattung getan, was jedenfalls sehr schön ist von der Natur. Was mich betrifft, ich muß manchen Vers und manche Zeile ausstreichen, die von Natur schlecht sind und erst durch Überlegung und Nachdenken schön werden. Indes wäre es eitel zu glauben, nur wir Männer allein hätten die Mittel in der Hand, durch Überlegung und Nachdenken die Natur zu veredeln. Auch Dein Geschlecht besitzt diese Mittel. Auch in Dir mag unter der schönen Außenseite, die Dir der Spiegel zeigt, noch mancher Vers und manche Zeile zurückgeblieben sein, die vielleicht einer Veredlung fähig sind. Übersiehe das ja nicht! Eine junge Dame, die sich auf ihren wahren Vorteil versteht, wird um so angelegentlicher an ihre Bildung denken, je glänzender sie mit Schönheit ausgestattet ist. Sie muß sozusagen ihre innere Toilette mit ihrer äußern in Übereinstimmung bringen und durch eigenes Verdienst das Wohlgefallen zu fesseln wissen, das sie durch das Verdienst der Natur nur flüchtig erregt. Sie muß gleichsam eifersüchtig sein, hinter sich selbst nicht zurückzubleiben. Denn unter einem schönen Gesichte erwartet man unwillkürlich eine schöne Seele, einen gebildeten Geist. Findet sich nun der Bewunderer in seiner Erwartung getäuscht, so schlägt seine Bewunderung (nach dem Sprichworte: les extrêmes se touchent) um so rascher in Geringschätzung, ja in frevelhafte Zerstörungslust über. Schönheit allein gefällt zwar, aber wird nicht geehrt, vielmehr erregt sie die Lust, sie wie

ein Spielzeug zu verbrauchen und zu verderben: Schönheit mit Bildung gefällt und wird verehrt zugleich. Es ist das nicht alles, was ich mit meiner schönen Nichte zu reden habe, aber wenigstens ein Teil davon. Eben darum freue ich mich auf eine Korrespondenz mit Dir. Ich hoffe noch mehr zu werden als Dein Onkel, nämlich Dein Freund und Vertrauter. Du bist sehr gütig zu schreiben, daß Du Vergnügen davon hättest, mit mir spazieren zu gehen. Auch ich wüßte nichts, was mir lieber wäre, als im schönen Wien mit einer schönen Wienerin zu promenieren. Indes, bis diese besseren Tage kommen, wollen wir im Geiste miteinander lustwandeln und uns der Feder bedienen. In dieser angenehmen Hoffnung wünsche ich Dir bestes Wohlsein, und daß Dein nächster Brief Dich als gänzlich und vollkommen genesen meldet. Lebe wohl und behalte mich freundlichst im Andenken! — —

An Heinrich

liegt ein Brief extra bei, denn was Männer miteinander zu reden haben, gehört nicht in den Damen-Salon.

An die Emma.

Daß Du Dich noch erinnerst an mich, liebe Emma, hat mich sehr verwundert, und ich schließe daraus, daß Du ein Kind von großen Geistesfähigkeiten bist. Wenn ich mich recht besinne, so konntest Du, als ich von Wien ging, noch nicht recht sprechen, obwohl ich noch sehr wohl weiß, daß Du ungewöhnlich muntere und lebhafte Augen hattest, von welchen wir uns viele Klugheit in Deinen reiferen Jahren versprachen. Nun, ich hoffe, was wir uns versprochen haben, das hältst Du. Ganz besonders Respekt habe ich aber vor Deiner Zuversicht, daß Du nächstens noch mehreres schreiben wirst, woran Du Dich erinnerst von mir. Ich vermute, Du bist eine kleine Fee und Dein Blick dringt in die fernste Vergangenheit; — vielleicht auch in die Zukunft, wie? Soll ich mir wahrsagen lassen von Dir? Fast hätte ich Lust dazu. Inzwischen versprich mir nur, recht fleißig zu sein und von Deinen angeborenen Talenten den besten Gebrauch zu machen, und wenn Du s a g s t, daß Du das tun willst, und es bestätigt sich als w a h r, so hast Du mir wahrgesagt genug. Verstanden? Comprenez, ma petite amie? c'est

ce qu'on appelle un Calembourg. Inzwischen wollen wir uns noch mit unserm Deutsch behelfen, und in dieser lieben herzlichen Sprache wünsche ich Dir hiemit ein recht treues, aufrichtiges Lebewohl. Auf Wiederschreiben, bis es heißt: auf Wiedersehen! — —

An die Ludmilla.

Du scheinst, meine liebe Kleine, von all Deinen Geschwistern am meisten praktischen Sinn zu haben, da Du mir geradezu aus Deiner Arbeitsschule etwas schenken willst. Das heiß' ich den Nagel auf den Kopf treffen! Schade, daß ich für Dein gutes, freigebiges Händchen zu weit entfernt bin! Ich beklage aufrichtig, Deiner Gabe dadurch verlustig zu gehen, und muß schon um Verzeihung bitten, daß ich Dir ein wenig zuvorkomme. Aber, mein liebes Kind, diese Abwesenheit hat doch auch wieder ihr Gutes. Manche verließen Wien vor sechs Jahren gleich mir und just in der Absicht, um allem Gedrehten, Geflochtenen, Gehäkelten und Gestrickten gründlich aus dem Wege zu gehen. Indes will ich Dich doch beim Worte nehmen, wenn ich nach Wien wieder einmal zurückkomme, — verlaß Dich drauf. Lerne auf diese Aussicht hin, Deine Künste um so besser und vollkommener, Du wirst an mir jederzeit einen dankbaren Abnehmer finden. Bis dahin lebe recht wohl. — —

An die Hedwig.

Was mache ich mit Dir, kleines Schneckchen? Ich sollte Dir eigentlich zürnen, denn ein Wickelkind, das einem im Handumdrehen Briefe schreibt, macht einen alt, daß man ordentlich erschrickt davor. Aber sei unbesorgt. Je mehr einem der Schatz der Jugend entflieht, desto mehr liebt man die Kinder, die ihn in ihren kleinen Pfötchen allein noch festhalten. Und wenn Kinder so herrliche Fortschritte machen wie Du und so klug und sinnreich sind, wie der Vater von Dir rühmt, so ist's eine wahre Lust, ihrem Werden und Gedeihen zuzuschauen. Mit leiblichen Augen sehe ich Dich freilich nicht, aber wenn Du mir fleißig Briefe schreibst und ich Schritt für Schritt Deine Geisteskräfte zunehmen sehe, so sehe ich ja das Beste von Dir. Und ich hoffe, es soll nicht allzu lange dauern, daß wir uns auch von Angesicht zu Angesicht erblicken werden. Jedenfalls will ich Dich wieder auf den Armen tragen, wenn ich komme; so lange soll's nicht

dauern, daß Du mir unterdessen zu schwer geworden wärest. Bis dahin laß Dir's recht wohl ergehen!

Lebet alle wohl! Es grüßt Euch treu und herzlich

Euer Onkel

Ferdinand.

Frankfurt a. M., den 15. November 1854.

Lieber Bruder!

Seit wir korrespondieren, erwartete ich kaum je einen Brief von Dir mit so viel banger Ungeduld als Deinen letzten. Zwar hatte unsere Familie die bisherigen Cholera-Perioden — namentlich von 30 und 49 — stets unangefochten durchgemacht und ließ das Vertrauen zu, daß ihr die Empfänglichkeit für diese Krankheit nicht besonders eigen sei; aber erstens steht diese Empfänglichkeits-Hypothese überhaupt noch auf ganz schwachen Füßen und zweitens konnte vorgeschrittenes Alter, erhöhte Furcht vor dem Tode etc. mindestens für die Ältern fürchten lassen, wenn nicht für die Jüngeren unseres Namens. Kurz, diese jüngste Erscheinung der Epidemie in Wien war mir gar nicht geheuer und ich sah Deinem Brief mit drückender Sorge entgegen. Auch muß ich aufrichtig gestehen, die eigentümliche Beleuchtung, in der er spielt, verwirrte mich anfangs mehr, als sie mich beruhigte; es ist ein so unnennbares Zwielicht und Halbdunkel darin, daß mir ganz verdächtig dabei zu Mute ward; Deine ganze Darstellung klang mir mehr wie eine Vorbereitung auf ein Unheil als wie ein Sieg darüber. Nur Dein wiederholtes „Gott sei Dank!" gab mir nach und nach einige Zuversicht; ich hoffe, Du wirst den Namen Deines armen alten Gottes doch nicht der lieben Taschenspielerei wegen eitel nennen, und wirst es kurz und gut überhaupt unwürdig finden, — sei's heute oder morgen — mit mir so zu spielen. Auch glaube ich, hättest Du nicht das Herz gehabt, gerade d i e s e n Brief in eine heitere, blauäugige Kinderidylle auslaufen zu lassen, wenn sein Anfang über Gräber geschrieben wäre. Ich will mich also diesmal noch zufrieden geben; aber ich bitte Dich, sei in Zukunft so aufrichtig und unverhohlen wie das Schicksal selbst. Du hast kein Recht, die Depeschen des Unglücks zu verfälschen! — Daß die Epidemie übrigens im Kreise bekannter Menschen gewütet hat, glaube ich gerne; die

Namen Ebersberg und Ranftl waren mir ja eben auch nicht unbekannt. Welch ein Geschmack von der Cholera, nach Freund Eberszwerg zu greifen! Gestehen wir, eine Pest kann auch lächerlich werden. Und Ranftl — der große, stattliche Mann in seinen besten Jahren, er dauert mich als Künstler, denn da war er ungleich mehr an seinem Platze wie als Hauptmann einer Kompagnie Nationalgarde, die er unrühmlich verließ, als es im Oktober galt, den März zu verteidigen. Ehe ich zur akademischen Legion trat, stand ich selbst in jener Kompagnie und exerzierte in den ersten seligen Flitterwochen unter Hauptmann Ranftl. Gott habe den Menschen selig, der so schöne Hunde malte, und behüte jeden Menschen, selbst einer zu sein! —

Da wir also hüben und drüben noch leben, so wollen wir's treiben, solange und so gut es gehen will. Mein Problem, zehn Monate lang doppelt zu leben, nämlich den Roman und das Drama zugleich zu schreiben, gelingt mir leider nicht. Dein Rat über Firdusi ist ganz praktisch, er befolgt sich auch ganz von selbst. Ich muß ablassen davon. Es geht nicht! Den ganzen Oktober schrieb ich keine Zeile vom Roman, obwohl ich mir's mit jedem Heute für jedes Morgen vornahm. Kam aber der Morgen, so lag, ich wußte nicht wie, immer Firdusi vor mir. Nur einen Tag, eine Stunde noch, bettelte ich mich selbst an und war schwach und nachsichtig genug, dem Bettler sein Almosen zu bewilligen. So ging der Monat seinem Ende zu, ich sollte kontraktlich Roman-Manuskript abliefern, und siehe da, keine Zeile war fertig. Am 25. endlich tauchte ich die Feder ein dazu, und als sie zu schreiben anfing, schrieb sie — Firdusi. Es sollte hoch und heilig der letzte Tag sein! Desungeachtet konnte ich mich auch am 26. und ebensowenig am 27. und 28. davon losreißen, ich war zuletzt auf jenem Standpunkt des verschuldeten Gewissens angelangt, wo man überhaupt an der Rettung verzweifelt und nun das Rädchen erst recht laufen läßt. Am 1. November, da ich die kontraktliche Monatsrate von 50 fl. in Empfang nahm, da tauchte ich wieder die Feder ein und diesmal schrieb ich endlich Roman-Manuskript. Glücklicherweise habe ich es mit einem Verleger zu tun, der mir so genau nicht auf die Finger sieht und fünfe gerad sein läßt, wenn er eines Monats gar kein Manuskript bekommt. Nun aber bin ich dahinter her, denn die Sache wird ernsthaft. Ich habe kaum noch vier Monate vor mir und darf

keinen Augenblick mehr versäumen. Unter diesen Umständen bohrte ich eine gute Mine in mir, füllte sie mit Pulver und sprengte Firdusi in die Luft. Man wird vier Monate lang nichts hören von ihm. Daß er für diesen Winter zu spät kommt, kann ich mir nicht länger mehr verhehlen. Selbst wenn ich die Saison weiter ausdehne, als Du es tust, bis März und April z. B., so ging' es doch nicht. Um jene Zeit wird jenes „beglückende Hof-Ereignis" eintreten, welches man in Schönbrunn jetzt heranreifen sieht, auch ist von einer Krönungsvornahme auf künftigen Frühling die Rede, — lauter Umstände, die wir nicht brauchen. In meinem Drama kommt ein König vor, dessen Würde zwar makellos besteht, die aber doch aufs ernsthafteste mit der Würde anderer Leute gemessen wird — welch eine Erscheinung auf einem Hoftheater in den Tagen reichlichsten Speichels! Kurz, der ganze männliche, selbständige Ton meines Gedichtes paßte nicht recht in Tage, in welchen Loyalität im Kalender steht. Selbst wenn es der Direktor zu bringen den Mut hätte, das offizielle Publikum fände doch nicht die rechte Stimmung dafür. Ich hätte die schönste Poesie verloren an ein vorübergehendes Tagesereignis. Wohlan, so gehe es denn auch vorüber! Ich werde mich zu fassen, zu trösten suchen. Tue inzwischen nur dieses: binde unsern Alten ans Herz, daß sie noch einmal ein Jahr lang leben bleiben und hübsch Geduld haben auf die Früchte des zarten Söhnchens. Denn Du weißt, den Eltern so schnell als möglich eine Freude zu machen, war ja meine ganze Absicht mit dieser Parforce-Dichterei. Ein zweiter Grund der Beschleunigung war, an Deine Bezahlung zu denken. Ich wundere mich, daß Dir das ganz entfallen ist, und wünsche, ich darf es als ein gutes Zeichen nehmen. Von mir selbst will ich nicht reden. Ich hatte mich schon so hübsch eingewohnt in diese Winterphantasien, daß mir's ganz erbärmlich däucht, sie Stein für Stein wieder abzutragen. Von Firdusi erwartete ich endlich den Tag meiner Geburt. Mein Roman zählt nicht. Er wird mir höchstens verziehen, populär macht er mich nicht. Alles, alles, was ich wünsche und wünschen muß, war auf Firdusi gestellt. Jetzt schon gab er mir Genugtuung für die ganze Summe meiner Entbehrungen. Die fertigen Szenen hoben und trugen mich bereits, ich wuchs auf, ich wurde groß mit ihnen, ich fühlte, was Leben heißt. Oft deklamiere ich mir diese prächtigen Sachen,

die man weit und breit nicht mehr so schön macht, ich trinke daraus, wie man zu einer heimlichen Flasche greift, und dann wogt's und gärt's wieder in mir, gleichsam als wäre ich ein Mensch und kein Hund. Es war meine edelste und einzige Leidenschaft. Ohne sie fiele ich wieder zurück in jene kleinliche und gemeine Leerheit der Tage, die den Charakter mehr verschlechtert als alle Laster, die Kräfte mehr abmattet als tausend Anstrengungen. O wollte Gott, es läge doch etwas Nebel vor dem Abgrund, dem ich zutaumle; aber ich sehe klar und kann's nicht ändern. Was soll erst aus mir, wenn mir sogar die Poesie versagt ist? Keine Wirklichkeit und auch kein Traum — was denn also?

— Die verschiedenen übrigen Punkte Deines Schreibens will ich kürzer erwidern. Vom Paß rede ich gar nicht mehr. Es schien mir längst, daß Du Dich auf Nebenwegen abmühst, welche nicht zum Ziele führen, und hundert oder zwei Millionen Gänge — alles scheint mir gleicherweise verloren. Ich danke Deinem guten Willen und bedaure Deine kostbare Zeit; aber Du stehst vor einem Abgrund, in den Du hineinwerfen magst, was Du willst, er ist nicht auszufüllen. Diese Überzeugung habe ich endlich gewonnen. Es geht nicht so.

— Frankls Stillschweigen über meine Gedichte ist mir auffällig genug und nach dem, was wir hierüber an Meinungen ausgetauscht haben, ganz eigentümlich bedeutungsvoll. Meidinger, dem ich nur im flüchtigsten Vorübergehen davon gesagt, will sich doch aufs gründlichste der Sache annehmen. Er widmet ihr ein so warmes Interesse, daß ich seinen freundschaftlichen Eifer nicht genug schätzen kann. Er hat mir angeboten, selbst zu schreiben und die Gedichte in seinem Namen, als wollte er sie verlegen (wozu er auch geneigt scheint), ganz apodiktisch und geschäftsmäßig einzufordern. Ich werde auch nächstens Gebrauch machen von diesem Entgegenkommen, nur eben in diesem Augenblicke nicht, da mir der Mann mit persönlichen Angelegenheiten auf eine ziemlich gemütstörende Weise beschäftigt scheint. Also nächstens mehr davon.

— Der Fechter von Ravenna oder, wie es heißen soll, der Klopffechter von Ravenna ist kein weiteres Mysterium mehr. Es wird Dir bereits bekannt sein, daß man als Autor Max Maria v. Weber nennt, einen Sohn des Komponisten vom Freischützen.

Auch das Stück selbst hast Du wahrscheinlich schon gesehen und wirst eine jener Tendenz-Reitereien gefunden haben, die sich mit faustdicken Tagesphrasen schminken, aller historischen und poetischen Wahrheit zu Trotz. Darauf läuft nach allen Beschreibungen die ganze Tirade hinaus.

— Mein letztes Brieffragment, um welches Du Dich so sehr schmeichelhaft bewirbst, erhältst Du darum nicht, weil ich Schreibereien und schlechte Stilübungen, die ich nicht des Geldes wegen aus der Hand geben muß, als Geschenke schon gar nicht entäußere. Dafür schicke ich beifolgend andere Geschenke, zwar nicht für Dich, aber doch für die Miniaturbilder von Dir; und diese Sendung mache ich so recht con amore. Ich komme, weil es mir das Liebste und Beste ist, auch am Letzten darauf zu sprechen.

Zuerst muß ich mich eigentlich entschuldigen bei Dir. Wie hieß doch jener Heilige, der den Leuten das Leder stahl und andern Leuten Schuhe davon schenkte? Ich muß erwarten, daß Du mich mit diesem zweideutigen Großmütigen vergleichst, indem ich mir herausnahm, Geschenke zu machen, da ich noch Schulden habe, d. h. also, einen Raub an meinen Gläubigern begehe, um meine Junker-Launen zu befriedigen. Aber wir alle wären ja längst krepiert vor Langweile, wenn wir das Leben gar so genau nehmen wollten. Du mußt mir solche Freiheiten nachsehen. — Gehe also in Gottesnamen nach Hause mit diesen Dingen und freue Dich mit den Fröhlichen, wenn die kleine Jubel-Ouvertüre um Dich her losgeht. Ich bilde mir nämlich ein, die Sachen sollen vor den Kindern gewaltigen Effekt machen. Mir selbst wurde in Hamburg auf dem Weihnachtsbaum des Herrn Plate ein Portemonnaie beschert — weniger kostbar als jedes dieser fünfe — und ich hatte viel Vergnügen von der Gabe. In der Verteilung der einzelnen Piecen nahm ich die Preishöhe zur Richtschnur; ich mußte sie aber teilweise wieder verlassen und auf die zartere oder massivere Arbeit nach den jeweiligen Händen und Händchen Rücksicht nehmen. So ist z. B. Nr. 2, Heinrich, weniger teuer als die drei folgenden, aber als eines der massiveren Stücke mußte ich es in die höhere Altersklasse verweisen. Nr. 4 und 5, äußerst feine und elegante Exemplare, würde ein Erwachsener vielleicht selbst bedauern, in den Händen so kleiner Kinder zu sehen, aber diese Feinheit und Leichtig-

keit qualifiziert sie andern Orts wieder dafür. Ich wollte überhaupt in diesem Artikel nichts schicken als Kostbares. Da ich in Frankfurt an der klassischen Quelle derselben (Offenbacher Fabrik) sitze, so war's mit Ehren nicht anders zu tun, als unsern jungen Hauptstädtern das Ausgezeichnetste von daher zu präsentieren. Laß Dir also nicht leid tun um diese glänzenden Sachen; sind die kleinen Kinder noch nicht reinlich genug dafür, so ist's vielleicht eben eins der schöneren Zuchtmittel, sie an der Schönheit für die Reinlichkeit zu begeistern. Viel eher zerbreche Dir mit mir den Kopf, meine Einteilung möglicherweise noch zu verbessern. Nr. 1 und 3 scheint z. B. ebenfalls ein Widerspruch. Letzteres ist offenbar ein schwereres Stück, überdies mit Notiztäfelchen und Visitkarten-Täschelchen versehen, und alles spräche dafür, daß es für die Rosa gehörte. Desungeachtet ist die Piece der Rosa das edelste und teuerste von allen, ein wahres Damenstück, die ganze Arbeit daran atmet Noblesse und die innere Fütterung mit Weiß spricht den Kenner rein aristokratisch an. Es ließ sich also nicht wohl tun, daß ich dieses Stück dem kleineren und das andere dem größeren Mädchen zuwies. Selbst wenn Fräulein Rosa, wie mir der kindliche Sinn dieser Dame geschildert wird, ganz von selbst sich für das goldumrahmte ausspräche, so würde väterliche Weisheit sie immer noch über die Geheimnisse des guten Geschmacks und des wahrhaft edlen zu belehren haben. Ein Tausch aber zwischen Heinrich und Emma schiene mir ebenfalls sein Unpassendes zu haben. Es wäre doch gar zu ungalant, dem Mädchen den Stahlrahmen und dem Knaben den Goldrahmen zu geben. Da mir überdies der Sinn dieses sonderbaren Kindes mit düstern Farben geschildert wird, so mag die heitere Goldfarbe um so mehr für die Empfängerin passen, wie gerne ich auch zugebe, daß dieses schwere und reichgegliederte Stück sonst nicht das Geeignetste in so kleinen Händen ist. Kurz, man hat seine Not mit einer so großen Familie, wie ich aus diesem einzigen Beispiele sehe. Fünf Exemplare von einer Fasson zu schicken, hätte das Einfachste scheinen können, ich zog es aber doch vor, für Auge und Phantasie Wechsel zu bieten. Dabei ist freilich riskiert, daß wir unliebsame Rivalitäten zwischen den jugendlichen Empfängern entstehen und vielleicht den Zweck, ihnen Freude zu machen, teilweise vereitelt sehen. Das sollte mir leid tun. Wollen sie

aber friedlich miteinander tauschen und können sie sich einigen darüber, so sei es ihnen unverwehrt; natürlich die inliegende Münze wird jedes für sich behalten. Auch in dieser Münze habe ich ersichtlicherweise für Wechsel gesorgt, nämlich so, daß alles hier kursierende Silbergeld dabei zur Anschauung kam. Unser österreichischer Zwanziger (Sechsbätzner = 24 kr.) figuriert darunter und wird ein gar bekanntes patriotisches Gesicht machen. Dabei sei jedoch zur näheren bedeutungsvollen Kunde bemerkt, daß nur an älteren Zwanzigern hier Überfluß ist, neue und glänzende dagegen wie das inliegende Exemplar fast nirgends zum Vorschein kommen, was schlechte Christen wahrscheinlich dem guten Silbergehalt zuschreiben werden. Vielleicht daß unser Senator Bernus (ich sage unser, wie ein anderer souveräner Frankfurter), bekanntlich als Vertreter hiesigen Staates der gegenwärtigen Wiener Münzkonferenz zugezogen, meine Bemühung um die Münzkunde Deiner Kinder schon überflüssig macht und in diesem Augenblicke sein Scherflein beiträgt zur Herstellung einer allgemeinen deutschen Einheitsmünze. Ich glaub's aber nicht. Bis dahin verleihe uns der gnädige Gott auch die verschiedenen uneinigen deutschen Münzen in entsprechender Hülle und Fülle; in diesem Wunsche sind wir wahrscheinlich wieder einig, soweit die deutsche Zunge reicht. Mein beiliegendes kleines Geplauder an die Kinder beschließt denn das Thema dieses Impromptus. Ob mein Schreiben an Heinrich, oder vielmehr der Ton, der auf den ersten anderthalb Seiten herrscht, ganz nach Deinem Sinn ist, kann ich nicht erraten. Wir müssen uns darüber verständigen. Ich gedenke, wie die Sachen liegen, mit dem Jungen einen ziemlich regelmäßigen Briefwechsel zu führen. Es scheint, daß ein kleines onkelhaftes Autoritäts-Gewicht in dieser leichten Wagschale nicht übel angebracht wäre. Da müßte Dir denn freilich meine Art anstehen. Diese Art ist: ihn bloß am Ehrgefühl zu fassen, ihn sonst aber mit äußerster Güte und Schonung zu behandeln, ja ihm eine gewisse Sinnesverwandtschaft zu zeigen, die ihn vertraulich macht und ihm beweist, daß das Menschliche in ihm noch verstanden und geehrt wird, nicht bloß verneint und gescholten. Sollte in dieser Beziehung eine Kluft zwischen Deiner und meiner Behandlung bestehen, so möchte ich Dich freundlichst aufmerksam machen, ob Du nicht auch herübertreten möchtest auf diese Seite. Denn

siehe, Liebster, es ist blutwenig getan, wenn wir uns Demokra⸗
ten nennen, d. h. wenn wir die falsche Leitung der Menschen
von seite ihrer Regenten einsehen. Es gilt endlich das Einsehen,
wie die Menschen untereinander selbst sich langweilen und mal⸗
trätieren, wie sie nicht Sinn und Begriff, nicht Achtung und
Gefühl für ihr eigenes Wesen haben, sondern sich an gewissen
hergebrachten Gewohnheiten und Vorstellungen schleppen, die
viel enger sind als der wahre natürliche Umfang des Mensch⸗
lichen. Die Gewohnheit, die hergebrachte vorgefaßte Meinung,
wie ein Ding angegriffen werden muß und wie es gar nicht anders
gehen kann und könnte als eben so, kurz, die konservative bür⸗
gerliche Praxis unserer Moral, das ist eine weit ärgere Tyrannei
als der russische Zobelfang. Was reden wir gegen die Tyrannen?
Wir sind gar nicht berechtigt dazu, denn im Grunde erziehen wir
uns einander so, wie sie's selbst ungefähr wünschen. Die trok⸗
kene, mechanische, nur auf wenige, klapperdürre Begriffe ge⸗
stellte Art, wie Pfaffen und Fürsten das Volk regieren, das ist
genau die Art, wie unzählige blutrote Demokraten ihr eigenes
Haus zur Empörung treiben. Wir sind eben die Zöglinge der
alten Mächte und treiben den Kreisel weiter, ohne es selbst zu
wissen. Kurz, der ganze Fehler spricht sich in dem Worte aus,
*ob einem lebendigen Organismus Gewalt ange⸗
tan werde*, und die ganze Gerechtigkeit, ob ein lebendiger
Organismus *mit Benützung seiner eigenen Gesetze*
geleitet werde. Um diese Frage handelt sich in Staat und Fa⸗
milie alles. Und das können wir uns nicht leugnen, daß die Er⸗
ziehungskunst weit weniger originell ist, als sie sollte und könnte.
Die Erziehungskunst wird mit jedem neuen Menschen neu, wir
aber haben immer die ewige Schablone von Lohn und Strafen
und Bußpredigten und drüber hinaus nichts mehr. Und das alles
ist doch dürres Stroh und einzig und allein darauf kommt's an,
ob der junge Mensch fühlt, daß der ältere *mit ihm gleich⸗
sam mitlebt* oder nicht? Fühlt er diesen Zusammenhang,
so hat man ihn unbedingt, fühlt er ihn nicht, so könnte man
ebensogut den Nordwind erziehen wollen. Wir interessieren uns
leider nur für die Zukunft des Kindes und das Kind verlangt,
daß wir uns für seine Gegenwart interessieren. Was ist ge⸗
meiner, als daß die Mutter über eine zerrissene Hose schilt und
der Vater nach fertigen Aufgaben fragt? Aber wir müßten auch

Sympathie zeigen für die lustige Gelegenheit, bei welcher die Hose zerrissen wurde, und müßten nicht nur fragen: was hast Du gearbeitet, sondern auch: was hast Du gespielt? wie hast Du Dich unterhalten? Was ist gemeiner, als daß man das Löbliche belohnt und den Fehler bestraft? Neulich fiel mir das Umgekehrte ein: wie, wenn wir aus Ironie belohnten? „Hier, mein Lieber, weil Du Dich so sehr ausgezeichnet hast, da, iß diesen Kuchen!" Das Kind wäre aufs bitterste bestraft, wenn man es im Bewußtsein seiner Schuld nötigte, einen Lohn anzunehmen, die Verlegenheit, die Scham peinigte es durch und durch, aber doch fühlte es aufs lebendigste, daß man auf sein Ehrgefühl spekuliert, es fühlte sich gehoben und geschmeichelt durch das Bewußtsein, daß der andere von dieser zarten Seite in ihm weiß und sie berührt, nicht mit Rauheit, sondern mit der Fiktion der Liebe. Kurz, tausend neue Wege und Einfälle gäbe es, im Krummen und Graden auf eine Kinderseele zu wirken, aber alle liefen auf das Eine hinaus: beweise der Kinderseele, daß Du sie verstehst und achtest.

Das ist *meine* Parteistimme, es kommt nun darauf an, die Deinige zu hören. Denn da *Dir* die Natur lebendige Kinder an die Seite gestellt hat, während ich nur Ideen und Ideale vertrete, so bin ich nicht widerspenstig, auch zu Dir hinüberzutreten, wenn Erfahrung und Praxis anders sprechen als Ideale. Der dritte Fall wäre übrigens, daß überhaupt kein Unterschied in unserer Denkungsart besteht, und daß Du bereits selbst so verführest, wie ich es hier zeichne und andeute. Ich glaube darum auch nicht, daß meine Worte etwas Beschwerliches für Dich haben werden, denn Du siehst, daß ich nur im allgemeinen spreche und daß meine Gedanken, anstatt von Dir abzuweichen, ebensogut mit Dir übereinstimmen können.

— Um Dein Schreiben in keinem seiner Teile unbeantwortet zu lassen, gedenke ich auch des kleinen Notizchens, das sich zwischen Tür und Angel noch auf die Innenseite Deines Kuverts drängte und mit eingeklemmtem Rockschoß da hängen blieb. Ich meine die Bemerkung, daß Deine Frau geneigt sei, mein fortwährendes Stillschweigen über sie mir fast übelzunehmen. Doch Du hast wahrscheinlich schon selbst darauf geantwortet, Du wirst sie aufmerksam gemacht haben, daß ich ebensowenig um die Wetti, um den Anton, ja selbst um den Vater anfragte,

und über letzteren z. B. noch in Bremen eine ähnliche Erinnerung zu hören bekam. Diese einzelnen Unarten unter eine allgemeine Formel gebracht, so lautet diese Formel: Ich frage überhaupt nur nach Menschen, die zugleich ein Gegenstand der Sorge sein können — das sind: Kinder, Greise und Kranke. Wir andern Leute geben auf die ewige Frage: wie geht's? doch ewig die nämliche Antwort; — es verliert aber eine Frage allen Sinn, auf welche die Antwort eine stehende und stereotype ist. Wollte Gott, ich könnte diese Ornamentik der Höflichkeit, die längst monoton und geistlos geworden ist, überhaupt aus der Welt verbannen, und eigentlich tu' ich's auch für meine Person. So hat man mir unlängst im Vertrauen mitgeteilt, daß es, eh' man mich näher kannte, befremdet hat, wie wenig Umstände ich beim Kommen und Gehen mit Grüßen mache. Ich gab zur Antwort: Das Leben ist schon ohne mich langweilig genug, ich will nicht noch Mitarbeiter an der Langweile sein. —

So habe ich für diesmal ausgekritzelt. Der Brief hat länger auf sich warten lassen, als ich wünschte, indem ich ihn gleich umgehend beantworten wollte. Ebenso rasch kaufte ich z. B. die Portemonnaies ein, und sie standen mir über eine Woche im Hause, bloß durch die Schreibereien aufgehalten. Ich habe viel zu tun, wie Du Dir leicht vorstellen kannst. Lebe wohl. Grüße alles und jedes und befleißigt Euch sämtlich einer eisernen Gesundheit.

Der Eurige

F. Kbgr.

Nachschrift, den 17. November.

Während ich diese Sächelchen treibe und schreibend und verpackend mich in einen harmlosen Kindersinn hineintändle, berichten die Blätter von einem neuen heftigen Nachspiel der Cholera in Wien. Meine gute Laune ist dahin und die Sorge fängt von neuem an. Ich bitte Dich, berichte mir gewissenhaft über den Lebens- und Gesundheitsstand unseres Hauses. Ich mußte mir das ausdrücklich ausbitten in dieser Nachschrift, weil mir sonst zu fürchten übrig blieb, Du würdest, um mir die Freude nicht zu verderben, gerade als Rückäußerung auf diese Sendung mir kein Unglück verkünden wollen. Du begreifst, daß die Ungewißheit mir eine tausendmal ärgere Qual wäre. Ich mache Dich also verbindlich, sofort und umgehend auf

diese Zeilen mich von Trauerfällen zu benachrichtigen. Im entgegengesetzten Falle magst Du nach Deiner Bequemlichkeit antworten und ich will es dann inzwischen als ein Zeichen nehmen. daß ich nichts zu besorgen habe. Lebt wohl.

Lieber Bruder!

Paß — kranker Vater — lyrische Gedichte — dramatische Lorbeern — mach' mich nicht toll! Keine Note stimmt zur andern, es ist der Akkord eines Wahnsinnigen! Nur seh' ich nicht, wie ein Freudeklang herauskommt. Bist Du denn ganz des Teufels? Von Freudebechern und Wermutströpfchen zu phantasieren! Von Wermutsbechern und Freudetropfen willst Du wahrscheinlich reden; das paßt. Was bleibt zu freuen übrig, wenn's mit den Alten so steht? Soll sich ein Trödeljude über Lumpen und Fetzen freuen, wenn der ganze Vorhang von oben bis unten zerrissen ist! Ach Bruder! Bruder! ich bin kein zärtlicherer Sohn als Du; aber ich habe die Pflicht, unsterblich zu werden, und Du nicht; — das ist der große Unterschied! Wenn die Eltern meinen Ruhm nicht mehr erleben, so geht ein Riß durch mein Dasein, den ich nimmer verschmerze. Halb toll vor Ungeduld bin ich schon, wenn ich an die 75 Jahre denke; aber ganz toll werd' ich, wenn mir auch noch die Krankenbette auf den Leib rücken.

Und nun, der Affe! die Fratze! das grinsende Hohnbild, dieses Fechter⸗Gerücht! Ich möchte direkt auseinander bersten! Ist ein Mensch in seinen heiligsten, leidenschaftlichsten Empfindungen je grausamer verspottet worden? Ich möchte rasend werden! Ist's nicht genug, daß mein eigener Ruhm unterbleibt, muß ich geäfft werden mit dem Ruhm eines andern? Wenn mich die Ungeduld mit dieser neuen, äußersten Spannung nicht entzweireißt, dann hat keine Lokomotive mehr das Recht zu bersten! Genug davon; es gibt keinen Stil, in dem sich das sagen läßt. Ich spreche nicht, ich schreie laut wie einer, den ein Kernschuß zu Boden streckt.

Von was anderm. Den sogenannten Paß will ich mir *gelegentlich* abholen. Es eilt mir gar nicht damit. Ich begreife Dein Triumph⸗Gefühl nach jahrelangem Werben um diese spröde Rachel, für mich aber ist's nur eine Lea. Ein Zertifikat

zur Rückkehr in die Heimat ist so wenig ein Paß, als ein Verräter ein ehrlicher Mann ist. Es soll mich wundern, wie der Wisch genau besehen aussieht.

Das Drama, von dem Du sprichst, heißt Catilina. Ich schickte es damals an die Firma Hoffmann und Campe in Hamburg — eine bekannte Demokraten=Herberge —, um es wenigstens drucken zu lassen. Campe nahm und bezahlte es zwar, drucken tut er's aber erst jetzt nach zweieinhalb Jahren. Nachdem ich die Sache schon längst vergessen, bekam ich eben in diesen Tagen einen Brief von ihm, worin er mir den Druck anzeigt und sich meine Korrektur ausbittet. Höchst ärgerlich war mir der Handel. Das Drama ist in jenem demokratischen Geiste geschrieben, der der Zeit des französischen Staatsstreiches vorherging, also die Stimmung gänzlich veraltet. Auch die Kunstbildung darin ist nicht mehr die meine — kurz, das eigensinnige Vieh von einem Verleger könnte mich ebensogut mit einem Rock, dem ich entwachsen bin, über die Straße, als mit diesem Ding jetzt ins Publikum schicken. Ich suchte ihm vergebens den Appetit zu verleiden und ihn am Geldpunkte zu fassen, indem ich ihm vorstellte, daß er heutzutage seine Kosten daran verlieren wird. Leider, er druckt doch, und schon habe ich die ersten Korrektur=Bogen besorgt. Du wirst den Wisch etwa zu Weihnachten bekommen.

Adieu! für heute. Ich bin zu erregt, um mehr schreiben zu können, habe auch nichts mehr dazu. Deine Frau hätte mir in keinem ungünstigeren Moment ihre Zeilen schenken können. Entschuldige mich. Es ist mir absolut unmöglich, sie zu beantworten. In einem Zwetschkenkrampus ist mehr Vernunft als in mir. Das bißchen Fassung, das ich in der nächsten Stunde vielleicht auftreibe, brauche ich, um beiliegende Erklärung zu schreiben, die ich unter Kuvert an E i t e l b e r g e r zu adressieren bitte. Auch Frankl muß ich mir auf einen andern Tag sparen. Aber ich glaube, diese anderen Tage kommen überhaupt nicht. Jetzt einen Roman schreiben und Firdusi liegen lassen, das bringt mich um. Die Sache ist ganz einfach. —

Unsere Briefe, wie Du siehst, haben sich gekreuzt. Eben heute, Dienstag, wo ich den Deinen empfange, muß der meine, samt Paket, ankommen, wenn er nicht im schlesischen Schnee stecken blieb — denn Sonnabend gab ich ihn auf. Darin das Mehrere.

Lebe wohl mit all den Unsern. Verwende auf die Eltern die aufmerksamste Sorge. Schreibe übrigens, der verfluchten Cholera wegen, sogleich wieder zurück, damit ich ein Zeichen habe, daß Du selbst auch gesund bliebst. Denn es ist meine schlechte Gewohnheit, sonst an die Krankheits-Möglichkeit der Gesunden gar nicht zu denken. Aber jetzt lernt man's.

Schließlich mache mir nicht zu viel Lärm in Deinem nächsten meiner heftigen Stimmung wegen. Sie ist zu heftig, um in dieser Stärke lange dauern zu können, und wenn sie in die Ohnmacht und Abspannung umschlägt, dann bringt einen ein Strafprediger vollends auf den Hund.

Auf welchem ich bin

Dein

F. Kbgr.

Frankfurt a. M., den 21. November 1854.

Nachschrift.

Ich habe die Zeilen an Eitelberger selbst kuvertiert, aber nicht adressiert, was Du zu unterlassen hast. Dafür bitte ich Dich, sie persönlich zu ihm zu bringen und ihn namens mir zu ersuchen, ob er sie in dieser Form in der Wiener Zeitung abdrucken will. Wenn nicht, so biete sie ebenso der Ostdeutschen Post oder der Theaterzeitung an. Darum ließ ich die Adresse weg. Jedenfalls hast Du Dir stets augenblickliche Resolution zu erbitten. Adieu!

Frankfurt, a. M., Heilige 3 Könige 1855.

Lieber Bruder!

Ich erwarte zwar stündlich einen Brief von Dir, mag ihn aber doch nicht abwarten mit diesen Zeilen, denn dieselben betreffen bloß Geschäftssachen. Soeben erkundigte sich nämlich mein Verleger Meidinger — wie er seit einem halben Jahr fleißig tut — nach meinen Gedichten. Du siehst, der Mann ist ein Phänomen. Er will ebenso eifrig meine lyrischen Gedichte drucken, als sich andere Buchhändler dergleichen Ware vom Leibe halten. Jetzt, da sie frei sind, würde er es geradezu für eine Beleidigung halten dürfen, wenn ich sein Verlangen darnach lange vernachlässigte. Ich sagte ihm zwar längst mit offenen dürren Worten, daß diese Gedichte ganz außer der Zeitstimmung

lägen und daß ich sie keinem Verleger empfehlen möchte — umsonst! er bleibt dabei, daß er sie sehen will. Das ist jetzt, warum ich in Eile die Feder ergreife, eh' ich wieder vergesse darauf.

Sei also so gut und übersende mir meine Gedichte.

Du wirst dieselben in zwei Heften vor Dir haben — eine Kopie und ein Original von meiner Hand, das durch die kleinere, nettere Schrift und durch das Zensur-Siegel Freiberger etc. kenntlich ist. Letzteres sende. Sende überhaupt gleich mein ganzes Depositum von Papieren, unter welchen sich ja, vollendet und fragmentarisch, in Tinte und Bleistift, noch manches Lyrische finden muß, wenn der Kram nicht längst verwittert ist. Das Passende daraus herauszuklauben, bedarf natürlich meiner eigenen Arbeit und deswegen muß ich mir leider den ganzen Ballast auf den Hals laden, so fatal mir's ist, mein Gepäck dadurch zu vergrößern. In letzterem Betracht will ich Dir noch einige Sachen bezeichnen, die Du in Wien zurücklassen kannst. Dieselben sind:

1. jene Gedichthefte, welche sich (à zu 2 bis 4 Bogen) mit den römischen Ziffern von I fortlaufend bis in die XXer oder vielleicht auch XXXer bezeichnet finden;

2. die Hefte, welche meine früheren dramatischen Versuche enthalten;

3. alle Druckschriften, Sonntagsblätter, Gegenwart etc. etc.;

4. alle Hefte, die sich auf den ersten Blick als Gymnasial-Schulhefte erweisen, insofern sie nämlich bis zu Ende Aufgaben enthalten, denn sonst könnten leergebliebene Papier-Räume gar wohl in einer späteren Zeit zu poetischen Skizzen benützt worden sein;

5. endlich alles, was Du gleichfalls auf den ersten Blick und ohne Dich dabei aufzuhalten, als poetisch unbenützte Papiere erkennst.

Sei so gut und halte Dich an diese Weisung.

Mit der selben Gelegenheit werde ich Dich am besten um eine zweite Gefälligkeit bitten dürfen.

Ich brauche zwei Bücher aus dem Gymnasial-Kursus. Die Titel derselben kann ich Dir zwar nicht vollständig wörtlich nennen, es ist aber zureichend, wenn Du sie so begehrst: 1. Lehrbuch der Syntaxis für die 3. und 4. Grammatikal-Klasse. 2. Lehrbuch der Poesie und Rhetorik für die 1. und 2. Humani-

täts=Klasse. Beide sind lateinisch abgefaßt. Du wirst sie bei der sogenannten Schulmeisterin haben können, wenn sie noch exi= stiert. Wenn nicht, so kaufe sie neu. Da ich aber die selben Lehrbücher brauche, nach welchen i c h studiert habe, und die Lehrpläne in unserem scheinbar verjüngten Österreich möglicher= weise eine Änderung erlitten haben, so begehre ausdrücklich Auflagen, welche vor 1848 datieren.

Laß mich hoffen, daß auch dieses Geschäft zufriedenstel= lend besorgt wird.

Lebe wohl. Sei so prompt als möglich. Grüße die Familie und gute Freunde; lieb wär' es mir, wenn Du mich namentlich bei Dr. F r a n k l wegen meiner vernachlässigten Antwort auf sein Letztes entschuldigen könntest. Leider! brauche ich die Gründe nicht ausdrücklich zu nennen. Adieu!

Der Deinige

N. S. F. Kbgr.

Soeben bringt mir Dr. Ehemants jüngerer Sohn einen Brief von Wien ins Haus, mit KK gesiegelt, was wegen seiner Gleich= heit mit kaiserlich=königlich schon an sich unheimlich anzusehen ist, durch die Vermutung aber, daß Deine Frau, deren Petschaft es zu sein scheint, nur durch eine Erkrankung von Dir zur Brief= stellerin geworden sei, allen Ernstes ein bedenklicher Anblick ist. Ich reiße daher schnell auf, überfliege und freue mich, daß mein Verdacht grundlos. Leider bin ich mit diesem Blatte nun= mehr zu Ende, und da der Knabe sich freundlich anbietet, es sogleich umkehrend zur Post zu tragen, so habe ich weder zeit= lich noch räumlich Gelegenheit, das volle Maß der Frauengüte auch nur mit einem halben oder viertel Maß zu erwidern. Sage daher Dank an meiner statt, und wenn Dir eines Tages der Stoff der Zärtlichkeit ausgeht, so denke an meine Schuld und bezahle sie in meinem Namen. Ich setze voraus, daß Du eine gewisse Übung hierin haben mußt.

Nochmals Lebewohl. F. K.

Frankfurt a. M., den 20. März 1855.

Mein Lieber!

Sage, was Du willst, und lache mit der Leni, so viel Dir's beliebt (ich freue mich, Euch das Leben zu erheitern), die Tat=

sache stoßest Du doch nicht um, daß ich seit sechs Jahren keinen einzigen Deiner Briefe anders beantwortet habe, als indem ich ihn mir vorlegte. Überging ich manches, so mußte es mir teils zu unbedeutend sein, teils *wollte* ich wahrscheinlich darüber schweigen, wie man z. B. in Zeitungen Rezensionen schweigt, oder zwischen den Zeilen lesen läßt usw., ein Umstand, auf den ich einen Mann von Deiner Qualität nicht ausdrücklich sollte aufmerksam machen dürfen. Genug, wenn ich den Vorwurf der Nachlässigkeit von mir abwälze, so bin ich in meinem besten Rechte, und wenn ich ihn Dir zuwälze, so gibst Du eben jetzt mir wieder einen neuen meiner vielen Gründe dafür an die Hand, denn als ein halbwegs aufmerksamer Leser meiner Briefe müßtest Du wissen, daß in denselben unzählige Male die Schlußformel lautet: „Indem ich Deinen Brief noch einmal durchgehe, ob er in allen Punkten beanwortet ist, stößt mir noch — etc.“ Lappalien, wie gesagt, z. B. ob eine meiner Novellen so oder so heißt, darüber verliere ich freilich kein Wort. Ob eine Notiz, die *augenblickliches Tagesinteresse* hat, nach zwei Monaten noch als ein wichtiges Manuskript hin und her zu dirigieren sei, auch das lasse ich Dir lieber selbst zu beurteilen übrig; kurz, ich gehe mit Dir um wie mit einem Mann von eigenem Verstande und kann freilich nichts einwenden, wenn Dir dies Verfahren zu lückenhaft erscheint. Und lassen wir diese freundschaftliche „Spießigkeit“ damit fallen.

Ein Freiexemplar vom „Windfall“ habe ich inzwischen über Leipzig bezogen; behalte also dasjenige für Dich, das Du Dir, mehr von einem löblichen Eifer als von einer ausdrücklichen Ordre geleitet, in Wien abgeholt hast. Es verschlägt nichts.

Den Stoff „Catilina“ kannst Du unmöglich durch diese Dichtung allein Dir zugänglich machen, es gehört die Kenntnis der Geschichte und eine intime Vertrautheit der alten Welt dazu, um hier urteilsfähig zu sein. Habe also die Aufrichtigkeit und fingiere mir keinen Genuß, wo in der Tat alle Hebel dazu außer Deinem Bereich liegen. Ich erwarte es nicht anders.

Vom Passe. Es ist nicht genug, den Menschen anzuklagen, man muß es auch mit Verstand tun. Nur keine Verwirrungen angestiftet, wo die Sachen so klar und bestimmt liegen. Allerdings wünschte ich an Stelle eines Passes wenigstens einen Heimatschein. Nun ist aber eine Legitimation zur Rückreise

nach Wien weder 1. ein Paß, noch 2. ein Heimatschein, sondern 3. ein Ding, das mir mit Recht so gleichgültig sein konnte wie die Papyrusstauden im Nil. Ich sage gleichgültig und gebrauche noch den mildesten Ausdruck, gefährlich könnte ich sagen. Denn eigentlich ist eine *Legitimation zur Rückreise nach Wien* 4. einem *Zwangspasse* so ähnlich wie eine Kirsche einer Weichsel, und könnte auch trotz der höflichen Form eine verdammt saure Frucht sein, die mich der Behörde gegenüber nicht nur nicht legitimiert, sondern geradezu verdächtig macht. Mit gutem Bedachte besann ich mich daher, mich eines solchen Dokumentes wegen der Legation vorzustellen, ich sage mit gutem Bedachte und nicht leichtsinnig oder gleichgültig. Du kannst übrigens ruhig sein. Ich habe den Gang inzwischen doch gemacht und sein Resultat ist weder ein günstiges, noch bedenkliches, sondern *gar keines* gewesen. Das Papier, wovon Du sprichst, ist bei hiesiger Legation *nicht* eingetroffen. Der Sekretär versprach mir prompteste Anfrage darnach in Wien, aber bis dato — haben wir noch keine Antwort.

Für den beigelegten Bücherkatalog danke ich schönstens. Ich ersehe daraus, daß das, was ich bedarf, unter dem Titel „*Institutio ad eloquentiam*“ (Nr. 362) zu haben sein wird. *Institutio ad eloquentiam* heißt zu deutsch: Anleitung zu den schönen Redekünsten. Wenn ich nun mein Bedürfnis nannte: Lehrbuch der Poesie und Lehrbuch der Rhetorik, so folgt daraus, daß ich keineswegs etwas für den Sachkundigen unentwirrbar Rätselhaftes genannt habe, und bleibt somit der Studierte, mit dem Du zusammengetroffen, eines der schönsten Hirsch-Exemplare, welche die Sonne bescheint, und Dein auf ihn basierter Rechtfertigungs-, respektive Rückanklagungs-Versuch unabsolvierbar hirschartig. Denn ich frage jeden Nicht-Hirschen: hat der Ausdruck Lehrbuch nicht eine unendlich nähere Beziehung zu *Institutio* (Anleitung) als zu *Chrestomathia* (Auswahl von Lesestücken)? Möge Dir dieses jagdbare Individuum daher nicht mehr in den Weg kommen! und sende mir nun dafür *Manchester* *promptest* (durch Meidingers Postpaket, anzufragen in einer Deiner bekannten Buchhandlungen) sothane *Institutio ad eloquentiam*, geb. 26, ungeb. 20 kr. Des Transportes wegen wird letzteres vorzuziehen sein.

Um in meinen Widerlegungen fortzufahren, muß ich Deine

Zeitrechnung meiner Roman-Arbeit in den Bereich der krassesten Unmündigkeit verweisen. So zart ist die Kindlichkeit Deiner Einsicht in diese Sache, daß ich nicht im entferntesten darüber ungehalten sein kann, sondern eben nur lächeln muß, wie man Kindergedanken belächelt. Mein Roman spielt in Nordamerika. Von diesem Terrain liegt mir vor Augen — nichts, sondern in Büchern lag alles. Ehe ich zu schreiben anfing, mußte ich daher manches Buch lesen, studieren, exzerpieren, kurz, nicht arbeiten, sondern vor arbeiten. Wenn Du also acht Wochen vollströmender Produktion gleich in den Anfang meines Termines verlegen zu dürfen meinst, so ist das dergestalt irrtümlich, daß ich selbst von dem Wenigen, was ich damals wirklich geschrieben habe, nach genauerer Quellenkenntnis manche Seite und manches Blatt jetzt wieder umarbeiten muß und doppelte Arbeit habe. Das fühlte ich schon damals recht wohl (denn welcher Mensch wird nicht fühlen, ob er auf zwei Füßen steht oder in der Luft schwebt!), und hätte mich nicht die kontraktliche Bedingung einer monatlichen Manuskript-Ablieferung gepeinigt, so hätte ich damals nicht nur wenig, sondern überhaupt gar nichts vom Romane, dafür aber unaufhaltsam meinen ganzen Firdusi geschrieben. Das war das naturgemäße Verfahren in dieser Sache: Firdusi schreiben und nebenbei amerikanische Quellen studieren; mit Firdusi und Quellenstudium fertig sein und dann den Roman schreiben. Daß ich das nicht konnte, sondern dort freiwillig und hier unfreiwillig mich fortflicken mußte, das war mein Verdruß diesen ganzen Sommer, das ist meine Not diesen Winter. Das einzige Wort, das Du praktisch und verständig hier hättest anbringen können, wäre daher das gewesen: daß ich mir den Termin überhaupt zu kurz gesetzt habe. Das allein ließe sich hören in dieser Angelegenheit, sonst aber nichts. Inzwischen ist der Termin abgelaufen (Ende Februar), ohne daß ich mehr als ein Drittel des Manuskriptes fertig hätte. Der Druck wird bereits begonnen und während die ersten Bogen gedruckt werden, habe ich die folgenden zu schreiben. Welch eine Lage! Und noch will das Strömende der Produktionskraft nicht kommen und ich habe jetzt noch ganze Tage, ja Wochen, in denen absolut nichts vorwärts geht. Daß ich nicht längst schon im Fieber darüber liege, beweist eine bessere Unsterblichkeit meiner Nerven als meines Genius. Physisch angegriffen hat mich die

Sache aber doch. Ich bin dermaßen vom Fleisch gefallen, daß ich nicht absehe, wie ich nach einigen Wochen auf dem Badeplatz bestehen soll.

Sei also so gut und laß Deine Anspielungen auf „Arbeitsscheu“ und auf „starkes Ermannen“ und dergleichen künftig an eine andere Adresse gelangen als die meinige. Von diesen Dingen verstehst Du absolut nichts. Dichten ist keine Arbeit, es ist eine Lust, eine Leidenschaft, ein Glück. Man kann gar nicht anders als arbeiten, wenn man dichterisch aufgeregt ist, es ist wie ein übermächtiger sinnlicher Trieb, der sich absolut nicht bändigen läßt. Ein Teufel oder Gott sitzt im Leibe, der treibt und der sich nicht anders austreiben läßt, als daß man ihm willig die Hand überläßt; man schreibt nicht, man wird geschrieben. Wer wollte das Fleiß nennen? Dann gibt's auch einen Fleiß im Kinder-Erzeugen. Diese Art Fleiß hatt' ich beim Firdusi. Faulheit am Roman war nichts anderes als Verbissenheit ins Drama. Kein Stündchen zwackt' ich jenem ab, das ich diesem nicht zutrug, wie eine verliebte Köchin ihrem Soldaten die gestohlenen Brocken zuschleppt. Als ich meine Partie ins Rhein- und Lahntal machte, war es eine einzige Stelle im Firdusi, etwa zwei oder drei Verse, an denen ich fünf Tage herumkaute, ohne zu ermüden. Bei einem ungeliebten Gegenstand wäre solche Energie unmöglich gewesen. Als ich später im Sommer einen Ausflug nach Baden-Baden und in den untern Schwarzwald machte (rein paradiesische Tage!), war es wieder Firdusi, der mich ins Murgtal, an den Mummelsee, nach Allerheiligen, nach Oppenau und auf die Ruinentürme von Yburg, Merkur, Ebersteinburg etc. begleitete oder vielmehr verfolgte. Glücklicher als auf jener ersten Partie gewann ich mir damals eine hübsche Szene von hundert Versen und drüber. Mit dem Roman nun geht es vom Anfang bis zum Ende konträr. Eine Dichtung aber mit moralischer Willenskraft machen, das solltest Du erst erfahren, was das heißt. Mit dieser moralischen Willenskraft sitze ich oft und drechsle an einer halben Seite einen Tag lang, und wenn ich mich nach zehnmaligem Überarbeiten notdürftig überredet habe, es taugt nun so, so seh' ich ein andermal auf den ersten Blick das Hölzerne des ganzen Gefüges und habe nun nichts zu tun, als durch die vielen kleinen Striche einen einzigen großen zu machen und das Problem von neuem zu lösen. Ich hätte dann an jenem

Tage ebensogut spazieren gehen können. Daß ich ihn gewissenhaft zu Hause verhockte, brachte mich um ein paar Lot Fleisch und weiter nichts; denn das Gewissen dichtet nun einmal nicht, und was man heute erzwungen hat, das muß man morgen freiwillig wieder aufgeben. Kurz, Notzucht ist ein Frevel, aber keine Tugend, man soll sie nicht Fleiß, Willenskraft, Arbeitspflicht und dergleichen nennen. Man versteht nichts vom Handwerk, wenn man die bürgerliche Moral aufs Kunstschaffen überträgt. Wenn der Roman fertig wird, so geschieht es einzig dadurch, daß ich es aufgebe, ihn so vollkommen zu machen, als mein ästhetisches Gewissen fordert. Dann habe ich gewissenhaft gehandelt, aber gewissenlos. —

Daß der Heinrich so viele Sorgen macht, ist zwar zu bedauern, indes, denke ich, geht hier nichts außer der Ordnung der Dinge vor, er ist eben, wie Knaben sind. Auch wird mir dabei nicht recht klar, daß Du ihn nicht, vermöge Deiner eigenen Sachkenntnis, mehr am Zügel haben solltest. Eltern ohne Schulbildung müssen ihre Kinder wohl so gehen lassen, weil sie eben nicht wissen, wie und wo? Anders aber ist's mit dem Vater, der selbst dem Lehrfach angehört. Der frägt um die Aufgaben, überwacht ihre Erlernung, d. h. läßt den Schüler eben nicht anders aus dem Hause, als bis er instruiert ist. Nötigenfalls hilft er mit. Wie gesagt, ich habe kein rechtes Bild davon. Was geschieht mit dem Heinrich, wenn er aus der Schule nach Hause kommt? Wird er um seine Aufgaben gefragt oder nicht? Wird er angehalten, sie zu machen, oder nicht? Was tut er in letzterem Falle? Geht er müßig? aber wie? Geht er auf die Straße hinaus? Man hat ja die Zimmertüre in der Gewalt. Geht er im Zimmer müßig? Da hat ihn ja die Mutter unter den Augen. Spielt er, wenn die Mutter ihn vor das Buch gehen heißt? Dann ist nicht von Schwäche seines Willens die Rede, sondern dann hätte Gehorsam, elterliche Autorität, kurz die Regierung aufgehört und er befände sich im Zustand der Empörung. Und wie benimmst Du Dich, wenn die Mutter abends über ihn klagt? Hältst Du ihn sogleich an, das Versäumte jetzt noch beim Lichte nachzuholen, oder zwingst Du ihn, morgens um so früher aufzustehen, und lässest ihn nicht über die Schwelle, er habe denn seine Aufgabe erledigt, oder was sonst? Mit einem Wort, ich begreife das Maß der Freiheit nicht, mit welchem er überhaupt

liederlich sein kann, denn ich stelle mir vor, an Euch sei's, ihm dieses Maß vorzumessen. Sei so gut, und beantworte mir diese Fragen so speziell, als sie gestellt sind; ich habe sonst nicht die rechten Begriffe von der Möglichkeit der häuslichen Zucht unter einem selbst geschulten Vater, und würde doch nur im Nebel tappen. Einstweilen schreibe ich an ihn, obwohl ich viel zu viel Respekt vor der Naturkraft des jugendlichen Leichtsinn habe, als daß ich hoffte (bald hätte ich gesagt, wünschte), mit ein paar onkelhaften Federstrichen sie zu brechen.

— — Soeben erhalte ich die gewünschte Lebensbestätigung oder vielmehr Fortatmungsbestätigung von Meidinger. Ich hoffe, sie wird ihren Zweck erreichen. Wenn's nur ein großer Zweck ist! Wie hoch mag ich wohl diesmal wieder taxiert worden sein — im Werte des Alters? Soll man sich freuen oder ärgern über jene Ironie, welche ausfallende Haare, zerbröckelnde Zähne, erkaltende Pulse im Preise steigen läßt? Seltsame Menschen-Einrichtungen!

Beiliegende Briefe bitte ich durch die Stadtpost an ihre Adresse zu bestellen; Frankl seine bitte ich zu supplieren. Der andere offene Brief ist unter Kuvert an Eitelberger zu dirigieren — vorausgesetzt, daß über „Catilina" noch keine Rezension in der „Wiener Zeitung" erschienen. . . .

Das Schlittschuhlaufen habe ich allerdings noch eifrig geübt und denke, ohne Meister zu sein, doch auch den Schüler überwunden zu haben. Dein Traum hat Dir übrigens nach Art aller Träume zu sehr geschmeichelt; ein Teil des Vergnügens beruht wohl auch hier in dem brennenden Wunsche darnach, und wie dieser anfängt, sich zu erfüllen, nimmt jenes ab. —

Lebe wohl. Ich wollte, alle die Zeilen, die ich diesmal geschrieben habe, stünden in meinem Romane. Man versäumt zu viel Zeit mit Briefschreiben, zumal wenn aus einem viere werden. Adieu! Grüße alles und jedes und bleibt gesund.

Der Eurige F. Kbgr.

An Heinrich.

Frankfurt a. M., den 24. März 1855.

Mein Verehrtester!

Es liegen mir zwei Briefe aus Wien vor: von Kürnberger, Vater, und von Kürnberger, Sohn. Der Sohn schreibt, „er wolle

mir recht viele Freude machen durch fleißiges Lernen" — „er werde fleißig lernen und brav sein" — „mein Briefwechsel gereiche ihm nicht nur zur Freude und Unterhaltung, sondern auch zum Nutzen, wodurch er lerne" — kurz, der junge Herr ist äußerst brillant im Versprechen, sein drittes Wort ist Lernen. Der Vater dagegen schreibt: „Leider macht er seine Versprechungen immer mehr zu Schanden. Er nimmt zwar stets einen neuen Anlauf zum Bravwerden, aber sein Eifer läßt gleich wieder nach und es bleibt hübsch beim Alten. Meine Versuche mit ihm helfen nur notdürftig und das nicht lange."

Du bist also einer von denen, von welchen geschrieben steht: „Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert?" Wehe! das ist die unglücklichste Gattung Leute. Von allen Verlorenen sind s i e die Verlorensten. Natürlich; auf einem guten Pflaster kommt man immer schneller ans Ziel als auf einem schlechten. Viel besser, Du hättest, wenn Du es nicht zu guten Taten bringst, lieber den guten Willen auch nicht. Denn ein ganzer und vollständiger Bruder Liederlich, der wird sich und andern viel schneller zum Ekel und gibt daher auch leichter die Hoffnung einer totalen Umwandlung. Wer aber bei miserablen Leistungen doch noch glänzende Gesinnungen bewahrt, der ist wenigstens teilweise mit sich zufrieden; sein Stolz, seine Eigenliebe, sein Ehrgeiz hat immerhin e t w a s, woran er sich halten kann, und indem er vor seinen Augen wie ein Tugendhafter einhergeht, täuscht er sich darüber, daß er vor den Augen anderer ein Abscheulicher ist. Ein Mensch mit guten Vorsätzen ist gleichsam i n w e n d i g nobel; vor seinem Bewußtsein kramt er sich täglich und stündlich die schönsten Schmucksachen aus und denkt: Du bist doch ein ganzes Kerlchen! Daß aber dieser Schmuck nicht auswendig in Werken und Taten gesehen wird, daß die Leute über ihn denken wie über einen schoflen und pauvren Gesellen, davon sagt ihm der süße Schmeichelwahn seiner Eitelkeit nichts. Ein Mensch mit guten Vorsätzen ohne Taten ist wie einer, der ein feines weißes Hemd trägt und darüber Lumpen und Fetzen. In Schönbrunn, im Belvedere und an anderen Orten, wo es heißt: „Der Eintritt ist nur wohlgekleideten Personen gestattet", wird ihn der Aufseher so gut zurückweisen, wie den ekelhaften Branntweintrinker, der sein letztes Hemd längst versoffen hat. Was hilft ihm nun das Bewußtsein, daß

er ein Stück Wäsche am Leibe trägt wie ein Baron? Er wird mit dem Auswurf der Menschheit in eine Klasse geworfen. Gute Vorsätze helfen gar nichts; sie retten nicht vor Schande und Elend, wohl aber betäuben sie die Eigenliebe und spiegeln dem Menschen eine scheinbare und falsche Ehre vor, die er in Wirklichkeit so wenig besitzt als der Ehrloseste.

Aber statt zum Briefschreiben fühle ich mich aufgelegt zum Dichten.

Hassan, ein junger Maure, nährte eine heimliche Feindschaft gegen Omar und strebte demselben nach dem Leben. Er kam schmeichelnd und heuchelnd zu ihm heran, suchte sein Vertrauen zu gewinnen, und da er glaubte, es zu besitzen, sagte er eines Tages: „Omar, wir wollen in den Wald auf die Jagd gehen." Omar folgte ihm. Mitten im Walde aber überfiel ihn Hassan und schrie mit Mörderstimme: „Verhaßter, jetzt hab' ich dich, jetzt mußt Du sterben." Omar schrie um Hilfe; zufällig waren andere Jäger im Walde, die eilten herbei und Hassan ergriff die Flucht. Der Bösewicht gab aber seinen Mordplan nicht auf. Er schloß von neuem Freundschaft mit Omar und lud ihn dann ein: „Omar, wir wollen auf dem Xenil eine Wasserfahrt machen." Omar folgte ihm. Als sie mitten im Flusse waren, schlug Hassan mit dem Nachen um und schwamm davon. Omar, von dem Hassan wußte, daß er nicht schwimmen konnte, sollte ertrinken. Zufällig waren aber Fischer in der Nähe, die kamen auf Omars Hilferuf herbei und retteten ihn. Hassan ergrimmte am andern Ufer nicht wenig, als er es sah, aber seine Mordlust verfolgte jetzt nur noch eifriger ihr Opfer. Abermals schmeichelte er sich in Omars Vertrauen ein und forderte dann den Betörten auf: „Omar, wir wollen den Mulhacén besteigen; du weißt, er hat die schönste Aussicht über halb Spanien und Afrika." Omar folgte ihm. Als sie hoch im Gebirge waren, nahm Hassan die Gelegenheit wahr und stieß ihn vom Rande einer steilen Felswand herab. Zufällig wuchs ein Dornstrauch aus der Mitte jener Felswand, Omar blieb daran hängen und schrie aus Leibeskräften um Hilfe. Die Ziegenhirten des Gebirges hörten ihn, kamen herbei und holten ihn auf Leitern herab. Hassan war außer sich. Zum vierten Male heuchelte er dem Omar Freundschaft, dieser glaubte ihm zum vierten Male, da sagte Hassan eines Tages . . .

Doch es ist Zeit, daß ich diese schlecht erfundene Geschichte abbreche. Deine Geduld folgt mir nicht länger. Längst höre ich Dich sagen: Dieser Omar muß blödsinnig gewesen sein. Mit einem Meuchelmörder Landpartien zu machen; immer von neuem, ohne Arg und Rückhalt sich einem Kerl anzuvertrauen, der einem fortwährend an den Kragen geht, — das ist eine Geschichte aus dem Tollhaus! —

Und doch ist es Deine Geschichte. Wenn Du Dir immer vornimmst, fleißig zu sein, und diesen Vorsatz immer von neuem wieder brichst, so bist Du ein eben so großer Schwächling; Du kennst Deinen Mörder und hast doch die Kraft nicht, seinen Lockungen zu widerstehen. Du weißt, daß Unfleiß, Leichtsinn, Liederlichkeit Dich um den Zweck des Lebens, also um das Leben selbst bringen werden, und doch begibst Du Dich stets von neuem in die Gefahr, weil Dir der Feind Deines Lebens irgendein nichtiges Spiel, ein momentanes Vergnügen vorspiegelt. Kurz, Du bist schwachsinnig wie Omar. Seine unglaubliche Geistes-Einfalt ist Deine eigene.

Merke also, daß es bei guten Vorsätzen vor allem auf die Festigkeit ankommt, sie auszuführen. Versprich mir daher nichts Schönes mehr, sondern überlaß es lieber dem Vater, mir Schönes von Dir zu berichten. Das allein wird mich freuen, wenn Dir anders darum zu tun ist, mir wirklich Freude zu machen. Mit bloßen guten Vorsätzen machst Du mir noch keine Freude. Daß Deine Natur g u t ist, das glaube ich; sie soll aber auch s t a r k sein. Stärke ist's, was man von uns fordert. Wir heißen ja das starke Geschlecht. Wohlan, mache Deinem Geschlechte Ehre, zeige, daß ein männlicher Geist in Dir ist, der auch kann, was er will. Dann wollen wir auf dem besten Fuße stehen, und ich will mein größtes Vergnügen darin finden, Dir Freundlichkeiten zu erweisen. In dieser angenehmen Hoffnung verbleibe ich

Dein getreuer Onkel

Ferdinand.

Frankfurt a. M., den 26. April 1855.

Lieber Bruder!

. . . Daß Du meiner Paßangelegenheit wenigstens nicht im Vorbeigehen gedenkst, wundert mich um so mehr, da sie jetzt

in ein Stadium getreten ist, welches eine tragische Katastrophe genannt werden muß. Es scheint also fast, daß Dir das Intelligenzblatt der Wiener Zeitung vom Freitag, den 20. April, zur Zeit noch unbekannt geblieben und ebenso der Aufmerksamkeit unserer Freund- und Bekanntschaften entgangen ist. Nun, die Sache ist diese. Ich machte, wie ich jüngst mitteilte, die bewußte Anfrage bei der hiesigen Legation mit Erhaltung der bewußten Auskunft, daß das beanspruchte Papier in Frankfurt nicht vorläge, daß man aber darum Nachfrage in Wien anstellen und mir das Resultat eintretenden Falles mitteilen würde. Diese Mitteilung geschah mir am vorigen Sonnabend. Der Legationssekretär Herr v. Dumreicher las mir ein von Wien angelangtes Reskript vor, des Inhalts, daß die k. k. Statthalterei nach gepflogenem Einvernehmen mit der Polizeibehörde befindet, dem etc. einen Paß zum Aufenthalt in Deutschland nicht zu erteilen; derselbe sei vielmehr zu verständigen, daß er in seine Heimat zurückzukehren habe, um sich über seinen seitherigen illegalen Aufenthalt standhaft zu rechtfertigen, widrigenfalls etc. Und schon tags darauf konnte ich diese Aufforderung gedruckt lesen, indem mir Herr v. Dumreicher das Intelligenzblatt der Wiener Zeitung von Freitag, den 20. April, zuschickte, in welchem das für verschollene Abwesende übliche Einberufungs-Edikt gegen meine Person veröffentlicht war. Du wirst es inzwischen gelesen haben, wenn nicht, so kannst Du es auch hier lesen.

Einberufungsedikt

von der k. k. nieder-östreich. Statthalterei.

Ferdinand Kürnberger, anno 1821 zu Wien gebürtig, Literat, wird bei dem Umstande, als er sich ohne legalen Paß im Auslande befindet, hiemit aufgefordert, binnen drei Monaten vom Erscheinen dieses Ediktes in dem Amtsblatte der k. k. priv. Wiener Zeitung zurückzukehren, und sich über seine unbefugte Abwesenheit im Auslande zu rechtfertigen; widrigenfalls gegen ihn nach Vorschrift des allerhöchsten Auswanderungs-Patents vom 24. März 1832 weiter vorgegangen werden wird.

Wien, am 6. April 1855.

Damit wäre denn die Sache zu Ende. Auf meine Frage, mit welchem Dokumente ich denn die österreichische Grenze passieren würde, falls ich diesem Edikt wirklich Folge leistete, erklärte mir Herr von Dumreicher, daß er mir dann eine Legitimation zur Rückreise nach Wien auszustellen habe. Siehe da, nun war ich belehrt! Von diesem liebenswürdigen Papierchen war schon im November die Rede. Das ist genau der Name des Ausweises, dessen Erkämpfung Du mir damals mit so großer Freude mitgeteilt, in der unzweifelhaften Voraussetzung, die Legitimation zur Rückreise nach Wien würde sich ohneweiters in einen Paß verwandeln. Du weißt, daß ich diesen Unterschied sofort schärfer auffaßte und nicht den geringsten Wert auf diese Errungenschaft legte. Leider habe ich nun recht behalten. Man hatte Dich mit einem Namen abgespeist, um Dich endlich loszuwerden — das war, das ist alles.

Bei der ganzen Geschichte ist mir nur die dreimonatliche Frist fatal. Du weißt, ich wollte nächsten Winter, mit meinem Firdusi in der Tasche, ohnedies einen Besuch in der Heimat machen. In Vierteljahrsfrist aber paßt mir's durchaus nicht. Ich will nun versuchen, mir einen Vertreter in Wien zu bestellen, der in meinem Namen und mit meiner Vollmacht um Verlängerung auf ein Jahr einzureichen hätte. Kann dazu ein Attest von Meidinger beitragen und zweckdienlich scheinen, als ob er mich in seinem Geschäfte unumgänglich notwendig brauchte, so wollen wir bald haushohe Schwüre darüber zur Disposition stellen. Das alles wird natürlich wieder durch Deine Hand zu gehen haben. Du bist gebeten, mir einen ordentlichen Advokaten aufzutreiben, den ich zu meinem Vertreter und Rechtskonsulenten in der Sache mache und den wir zunächst um das Wie und Was der einzuschlagenden Wege und Formalitäten befragen. Säume aber ja nicht, denn eine Frist von drei Monaten ist bald um und ich möchte mein Heimatsrecht nicht anders verlieren, als bis die letzte Möglichkeit, es zu behaupten, verschwunden ist. Ich brauche Dir die Sache nicht dringender ans Herz zu legen, Du fühlst das ganze Gewicht derselben schon allein und wirst es wie bisher an Deinem Eifer nicht fehlen lassen. —

Sonst empfehle ich Dir noch die Beantwortung meines vorletzten vom 25. März, die Du ja ohnedies vorbehältlich verspro-

chen hast. Wünschenswert wär's, daß auch Frankl und Eitel=berger inzwischen antworteten.

Noch eins. Soeben schicke ich auf Rat mein Goldmärchen an Schwarzer für das Feuilleton der Donau. Die Rücksendung oder Äußerung ist an Dich bei Hardtmuth adressiert. Daß Du also davon weißt und vorkommende Mitteilungen u n v e r z ü g l i c h mir zukommen lässest. Adieu mit all den Unsern!

F. Kbgr.

Frankfurt a. M., den 14. Juni 1855.

Lieber Bruder!

Hier die verlangten paar Zeilen.

Meidinger war eben in den Wochen, da wir diese Sache zu behandeln hatten, in Leipzig und fand sich auch nach seiner Rückkehr noch so dringend beschäftigt, daß wir eigentlich jetzt erst mit den betreffenden Arrangements uns beschäftigen konnten.

Übrigens gedenke ich Dich gar nicht zu bemühen, sondern das Gesuch direkt durch die hiesige Gesandtschaftskanzlei ein=reichen zu lassen. Erst wenn diese sich etwa der Beförderung weigern sollte (ich sehe aber keinen Grund dazu ein), müßte es durch Deine Hand gehen. Ist das nicht einfacher?

Wenigstens bin ich auf diesem Wege sicher, daß wir überhaupt an die rechte Behörde gelangen. Du hättest Dich — aus Deinem letzten zu schließen — vielleicht der Gefahr ausge=setzt, dieselbe zu umgehen. Du schreibst: man habe Dir gesagt, bei der Statthalterei würde die Erledigung einen viel zu schlep=penden Geschäftsgang gehen, es wäre rätlicher, sich an die Polizei=Hofstelle zu wenden. Das find' ich aber durchaus nicht. Es kommt mir im Gegenteil sehr unrätlich vor. Es scheint mir das einer jener Winkelzüge und Nebenwege, deren wir in der ganzen Sache leider! zu viele eingeschlagen und die uns denn auch glücklich ums Ziel herum geführt haben, statt drauf los. Ich bin „von Seite der Statthalterei" einberufen, habe daher nur mit dieser zu tun und nicht mit der Polizei=Hofstelle. Wer mich ruft, dem geb' ich Antwort und keinem zweiten und dritten. Ich überlasse Dir selbst, zu beurteilen, ob diese Logik nicht die allein richtige ist und jeder andere Rat uns auf falsche Fährten zu verschlagen droht.

13*

Sei also vorläufig ganz ruhig. Du wirst, denk' ich, in dieser Sache jeder Bemühung überhoben bleiben können. Wolltest und könntest Du aber etwas tun, so wäre es mir weit schätzbarer, ein gründliches Gutachten darüber zu vernehmen, wie überhaupt die Luft weht in bezug auf meine politische Schuldbarkeit. Denn eigentlich habe ich keinen andern triftigen Grund, meine Rückkehr vom Sommer auf den Winter zu verschieben, als weil ich mich auf eine Untersuchungshaft gefaßt mache, die ich natürlich lieber in dieser statt in jener Jahreszeit bestehen möchte. Das ist mein ganzes Interesse für den Aufschub. Ließe sich nun aus Quellen (aber es müßten wirklich g u t e und womöglich unmittelbare Quellen aus den Ministerial-Regionen sein) mit — ich will nicht sagen — Gewißheit, aber doch mit höchster Wahrscheinlichkeit die Hoffnung schöpfen, daß ich ganz frei und ungeschoren ausgehen könnte, dann hätte ich gar nichts dagegen, diesen Sommer am Kahlenberg zuzubringen und meinen F i r d u s i unter L a u b e s Augen weiter zu schreiben. Aber Du siehst wohl, es kann hier nicht bei vagen Aufforderungen bewenden bleiben und bei leeren Versicherungen, daß ich mein „prächtiges Auskommen“ finden würde. Daran zweifle ich längst nicht mehr. Sondern, wer es wahrhaft gut mit mir meint, der müßte mich aus gut unterrichteter Quelle versichern können, daß dieses prächtige Auskommen nicht mit dem Vertrauern in vier kahlen Wänden anfinge, welches Vergnügen ich schon von Dresden her kenne. Es wäre verflucht unverantwortlich, in solchen Sachen zu hasardieren. Sage das „allen vom Fache, die mich kennen“, in meinem Namen, und sage ihnen, sie möchten doch so gut sein und bis zu Bach vordringen und mir den Grund dieses Baches etwas sondieren, damit ich nicht Gefahr liefe, darin zu ertrinken, wie es mir voriges Jahr bald in der Lahn passiert wäre, die ich auch nur für ein unverfängliches Bächlein hielt und die ich dann kaum mit dem Aufwand meiner allerletzten Kräfte durchschwamm. Ich hätte in dem Bächlein auf ein Haar mein „prächtiges Auskommen“ gefunden. Allen Respekt vor jedem Bach, den ich nicht genau kenne!

Adieu. Grüße die Unsrigen und mögen sie alle wohlauf bleiben.

Der Deinige

F. Kbgr.

Frankfurt a. M., den 10. September 1855.

Lieber Bruder!

Aus Deiner eiligen Zuschrift vom 7. d. ersehe ich mit Vergnügen, daß Du selbst mein leider! versäumtes Verlängerungs-Gesuch konzipieren und einreichen willst, sowie ich der persönlichen Rücksicht des Herrn Polizeirats für uns allen Dank weiß.

Ist also noch etwas zu erreichen, so sei so gut und mache mit inliegendem Dokumente den nötigen Schritt.

Dasselbe ist die durch einen beeidigten Notar, der das Sigel der freien Stadt Frankfurt zu führen berechtigt ist, amtlich beglaubigte Vidimierung eines zwischen mir und Meidinger bestehenden Kontraktes.

Bis zur Herstellung dieses Dokumentes bracht' ich es, weiter nicht. Als es auf meine eigene Feder ankam und das Gesuch, dessen Beilage diese Kontrakts-Kopie zu bilden hatte, durch mich selbst verfaßt werden sollte, da brachte jeder einzelne Tag so viel des Geschäftlichen und Zeitraubenden, daß aus den Tagen Wochen, aus den Wochen Monate kumulierten, ohne daß ich Muße oder Verfassung fand, einen stilistischen Exodus, der so wenig meiner Sphäre homogen ist, mit der nötigen Applikatur zu beginnen. Begonnen wurde er allerdings, und zwar wiederholt, beendigt aber nie.

Der Inhalt der Bittschrift wird also die Berufung auf diesen Kontrakt sein. Es ist zu sagen, daß mich derselbe zu Obliegenheiten verbindet, welche ohne empfindlichen Nachteil der Verlagshandlung nicht zu versäumen sind, so daß mich diese nicht davon entheben *könnte*, selbst wenn sie *wollte*, worüber ich allerdings auch länger und aufs genaueste Erörterungen mit ihr gepflogen, welche unter anderm die Einreichung dieses Gesuches verschoben, aber schließlich zu der Einsicht einer absoluten Urlaubs-Unmöglichkeit geführt. Es ist ferner zu sagen, daß nach Ablauf dieses Kontraktes meinerseits keine willkürliche Renitenz intendiert wird, sondern ich entschlossen sei, dem Einberufungs-Edikte sofort Folge zu leisten, daher schließlich zu bitten, daß der Termin dieses Ediktes mit dem Termin jenes Kontraktes in Konformität zu bringen bewilligt werden möge.

Kann es auf eine bescheidene, von Servilismus und Arroganz gleichmäßig entfernte Weise geschehen, so wäre, indem von der Vollendung meines Romanes, *Der Amerikamüde*,

die Rede ist, welche mit zu meinen Kontrakts-Verbindlichkeiten gehöre, vielleicht mit einigem Erfolg auf die Tendenz dieses Romanes anzuspielen. Derselbe sei anti-amerikanisch, von der Auswanderung abschreckend und könne daher einem Staate, der selbst in so reichem Maße Raum für Kolonisten biete, indirekt nur willkommen sein. Aber wie gesagt, diese ganze Anspielung müßte mit großer Delikatesse vorgebracht werden, und gelänge das nicht so, wäre sie lieber zu unterlassen, so sehr sie auch, bei geschickter Behandlung, mein Urlaubsgesuch zu unterstützen fähig sein dürfte. Ich wünschte darum, ich könnte dieses Gesuch selbst machen, aber eben meine überreichliche Beschäftigung mit der letzten Vollendung meines Romanes setzt mich in vollen und vollsten Atem und macht mich tot für alles andere.

Siehe, wie Du mit Deinem und dem etwaigen Beirate wohlmeinender Freunde zustande kommen mögest! Ich lege diese Sache auf Dein eigenes freundliches Andringen wünschend und hoffend in Deine Hände und verbleibe in Treuen

der Deinige

Ferdinand.

Frankfurt a. M., den 5. Oktober 1855.

Lieber Bruder!

Ich ersehe aus den Zeitungen, daß Dein letztes Schreiben meiner Unruhe in bezug auf die Cholera ein Ende gemacht hat, welche sich leider auf eine bloße Pause reduziert. Die Cholera hat seitdem fortgrassiert, denn erst in diesen Tagen berichten die Blätter von einem „entschiedenen Abnehmen", nicht einmal Aufhören der Seuche. Es wird schon gerühmt, daß der durchschnittliche Stand der Toten täglich ungefähr zehn beträge, und diese sollen sich noch immer in der Hauptresidenz der Epidemie, im Wiedner Bezirk, finden. Du wirst daher meinen Wunsch begreifen und erfüllen, noch einmal Nachrichten über Euren Gesundheits-Zustand zu empfangen, und möge er doch so glücklich lauten wie vor vier Wochen!

Daß Du mir über den Erfolg des Gesuches, welches Du ohne Zweifel inzwischen eingereicht hast, schon jetzt solltest berichten können, erwarte ich nicht.

Aber ein anderes möchte ich diesmal anregen, was mir, wenn nicht eine Lebens-, doch eine Lebensmittel-Frage zu werden beginnt. Ich meine den Verlag meines Goldmärchens im Buchhandel. Herr v. Schwarzer hat sich seinerzeit zwar nicht verpflichtet, aber doch es gerne versprochen, wenn das Eigentumsrecht desselben wieder an mich zurückfiele (und das war am 1. Oktober der Fall), einen Verleger dafür auszumitteln. Ich wünschte nun, Du erinnertest ihn, namens meiner, an dieses Versprechen und vermöchtest ihn, baldigst die geeignetesten Wege dazu zu tun. Oder wenn das Ding sich ein gewisses Renommee erworben hat, wie ich aus Deinem letzten fast hoffen darf, so wäre es vielleicht nicht einmal nötig, Herrn v. Schwarzer zu bemühen. Du könntest dann einfach selbst zu Gerold gehen und ihn fragen, ob er das Goldmärchen verlegen will, und ihn aufmerksam machen, daß es eine hübsche Weihnachtsgabe gäbe, daher ein rascher Entschluß der beste. Ohne Zweifel kennt er es bereits; zu allem Überflusse würdest Du Dein Exemplar davon mitbringen. Als Preis würdest Du 300 fl. K.-M. in Silber zahlbar fordern können, übrigens die Vorsicht gebrauchen, ein Angebot Dir zuerst bieten zu lassen. Zu bemerken habe ich nur, daß es mir äußerst wünschenswert ist, den größten Teil der Verwertung dieser Arbeit baldmöglichst zu erzielen. Denn ich bin in den allernächsten Tagen so blank vom Gelde, wie ich es nur in den tiefsten Ebbezeiten meiner Kasse war. Das Zeitungs-Honorar des Goldmärchens geht zur Neige, mein Roman-Honorar ist verzehrt — wenn mir nicht mit ehestem das Buchhändler-Honorar jener Dichtung zu Hilfe kommt, so werde ich reif für Anleihen sein. Sei also so gut und bemühe Dich um diese Sache so rührig als möglich. . . .

Herzlichst F. K.

Frankfurt a. M., den 18. Oktober 1855.

Lieber Bruder!

Ich beantworte umgehend Dein Schreiben.

Vor allem meine Freude über Euer Wohlsein. Sechs Opfer in einem kleinen Hause, — ein rühmliches Zeugnis für Eure Gemütsstärke, daß Ihr am Leben geblieben! Möge es so schön sein, als es fest ist!

Die mißglückten Versuche mit dem *Goldmärchen* wundern mich weniger. *Jetzt* darf ich es wohl selbst sagen, daß meine Hoffnung die möglichst geringste war. Was meine Geldnot betrifft, so habe ich von meinem Roman noch immer zwischen 300—400 fl. herauszubekommen, und wenn sie der Verleger redlich verabfolgt, so werde ich allerdings nicht so augenblicklich blank sein, als ich's darstellte; aber — er kann mich auch schikanieren wollen damit. Ich habe es mit einem Menschen zu tun, der die Liebenswürdigkeit selbst ist, wenn alles seinem Vorteil gemäß geht, dem aber eine Kleinlichkeit und Gemeinheit gar wohl zuzutrauen, sobald er mit der Krämerelle die Poesie mißt und letztere ihr eigenes Maß zu beanspruchen Miene macht. Genug, ich will nichts weiter sagen; möglich, daß ich meines Argwohns wegen zu erröten Ursache hätte, aber die Person ist immer darnach, ihn zu erregen. *Nous verrons!*

Damit ich mit besagtem Goldmärchen nun hierorts Versuche möge machen können, so sei so gut und verlange von Herrn v. Schwarzer ein Exemplar desselben an meine persönliche Frankfurter Adresse. Ich habe mir zwar kontraktlich (außer Deinem) noch zwei hierher bestellt, welche mir nicht zugekommen sind, indes begnüge ich mich auch mit einem, um nicht viele Umstände mit der Sache zu machen. Dieses eine wünsche ich aber baldigst.

Was Du von der Valuta-Klemme erzählst, macht auf mich eigentlich einen ergötzlichen Eindruck gegenüber den Rodomontaden der österreichischen Presse. Die Österreichische Korrespondenz, die Augsburger Allgemeine etc. haben bekanntlich eben in diesen Tagen die Krisis, wenn nicht für *beseitigt*, doch für *bewältigt* ausgegeben, was so erbaulich, ja appetitlich zu lesen war, daß man sich stracks hätte in eine österreichische Banknote verwandeln wollen. Nicht übel besprach (gestern oder vorgestern) die Kölner Zeitung diese Schönfärbereien, während ihre Korrespondenten aus Wien gleichzeitig versichern, daß die langerwarteten Bankreformen keinen Bierphilister, geschweige das intelligente Publikum befriedigt hätten. Auch sagt es alles, daß die Bank*aktien* fortwährend im Steigen begriffen sind, die Bank*noten* aber wie angenagelt stehen. Sehr richtig faßt die Kölner Zeitung den Umstand ins Auge, daß durch die Abtretung der Staats-Domänen die Valuta sich

allenfalls verbessern *könne*, aber nicht notwendig *müsse*, denn sie finde nirgends, daß der Bank eine gewisse *Verpflichtung* hierüber stipuliert sei, und sie könne ihren durch die Staats-Güter gehobenen Kredit ebensogut zu einer noch weit ausgedehnteren Emission von Noten benützen, anstatt umgekehrt an die Einlösung derselben zu denken. Es ist in der Tat eine Quelle der Erheiterung, diese Debatten pro und contra zu lesen, und namentlich die österreichischen Bemühungen für das Pro, die nur das eine Übelchen haben, daß sie etwas sehr an Monotonie leiden. So kann man sich heilig darauf verlassen, daß die österreichischen Blätter regelmäßig von den fabelhaften Bodenschätzen des ungarischen Banats reden, wenn irgendeine Anleihe oder sonst eine gêne am Horizont schwebt. Dieser Banatboden ist in der österreichischen Finanzpresse wie der *Eine Tote* in den russischen Bulletins.

Ich sage, es ist für mich eine Quelle der Erheiterung. Hier außen nämlich. Sobald ich mich aber wieder hineindenke in diese Wirtschaft, so wird mir sehr zweideutig zu Mute. Ich liebe Wien sehr in der — Entfernung, in Wien aber werd' ich vor Schauder gefrieren. Das seh' ich voraus. Es ist mir auch nicht entfernt darnach, als ob ich sobald zurückkehren sollte; an einen fixen Aufenthalt aber mag ich so wenig denken, als — als man an den Herbst, an das Alter, oder, wenn man Fürst ist, an die Niederlegung seiner Krone denken mag. Wie ich mit dieser Stadt noch auseinanderkomme, weiß Gott. Fahre indes fort, jede Gelegenheit zu Ausforschungen und Gutachten über meinen eventuellen Prozeß zu benützen. Aus deutscher Luft in österreichische zu treten, ist ohnedies schon ein Gefängnis; sollte sich's nur etwas ernstlicher anlassen, so hole der Henker die ganze Heimat. Ich habe keine Lust; Punktum.

An der Kritik über Catilina habe ich denn auch wieder so ein hübsches Pröbchen von der österreichischen Kulturstufe! Der Mann lobt und spricht ab und schreibt sechs Seiten, und das alles ohne einen Begriff vom Wesen der Sache! Wenn ich solche Dummheiten lese, so brennt mir's oft an den Nägeln, über Catilina selbst zu schreiben, und so groß ist der Drang nach Wahrheit, daß ich einen Tadel aussprechen würde, als wär' ich mein ärgster Feind! Es läßt sich ein *Grund*gedanke *gegen* das ganze Stück zu Markte bringen, neben welchem alles übrige

nur Lirumlarum ist und leere Ausflucht, um nur was zu sagen. Der Mensch hat eine ungefähre Idee darüber, daß eine handwerksmäßige Rezension Lob und Tadel zu enthalten pflegt. Aber w a s loben und w a s tadeln? Hier müßte man Gedanken haben. Was er lobt, ist Larifari, und was er tadelt, ist so leicht zu widerlegen, aber so schlagend mit viel gewichtigerem Tadel zu ersetzen, daß man dem Menschen gern einen Kreuzer in seinen Klingelbeutel würfe. Es ist nicht der Mühe wert, weiter zu reden davon.

Das Offert des Couriers erfordert zunächst die Vorfrage: wer ist, was ist Courier? Was für Leser hat er, welches Renomee genießt er, wie ist er angesehen; kurz, seine Konduite. Und wenn ich nicht irre, so glaube ich einmal gelesen zu haben, er sei ein Sudelblatt ersten Ranges. Möglich, daß ich's mit einem andern verwechsle. Jedenfalls gib mir ein unparteiisches Sittenzeugnis von dem Kujon. . . .

Für die Gratulation Dank; sollt' ich Dir aber sagen, was ich mir für eine Richtung zur Melancholie eigen gemacht habe, so bliebe Dir der Verstand stehen.

Adieu. Alles und jedes mit wärmster Erinnerung umfassend, bin ich treulichst

der Eurige F. Kbgr.

Frankfurt a. M., Dienstag, den 5. Februar [1856].

Lieber Bruder!

Eine neue Verzögerung ist in meiner Sache eingetreten. Soeben war ich bei dem hiesigen österreichischen Residenten, Herrn v. Dumreicher, welcher von meinem Verlängerungs-Termin nicht offiziell unterrichtet war und von Deinen ihm vorgewiesenen Briefen, insofern sich zwei Stellen derselben darauf bezogen, nur Privatnotiz nehmen konnte; er erklärte mir, daß er jene Legitimation nicht aus eigenem pouvoir auszustellen habe, sondern hierin nur einer Instruktion vom Regierungssitze folgen könne. Er versprach mir, augenblicklich, heute noch, an die Wiener Behörden zu schreiben, was er ohne Zweifel auch tun wird, denn genannter Herr ist offenbar einer der biedersten und seelenvollsten Menschen, über den selbst ein Blinder sich nicht täuschen könnte. War mir aber dieser neue Aufenthalt

schon an sich fatal, so erschrak ich vollends, als Herr v. Dum⸗reicher meinte, ich könnte mich betreffs des amtlichen Rück⸗gangs von Wien immer auf vierzehn Tage bis drei Wochen gefaßt machen. Das ist mir ein großer Querstrich. Auf eine solche Frist bin ich in keiner Weise gefaßt, auch geldlich nicht, wovon weiter unten. Herr v. Dumreicher riet mir, Deine per⸗sönliche Mühe für eine eventuelle Beschleunigung in Anspruch zu nehmen, und ich würde dies, selbst ohne seinen aufmerksamen Rat, sofort und aus eigener Meinung getan haben und tue es auch hiemit.

Ich ersuche Dich, gleich nach Empfang dieses eine Audienz bei dem Statthalter Herrn v. *Emminger* zu nehmen und ihn dringendst anzugehen, daß er die Instruktion (die ohne Zweifel auch durchs Ministerium zu gehen hat) unverzüglich effektuieren möge. Es wäre mir außerordentlich zu tun, daß dieselbe spä⸗testens bis 18. d. einträfe, da den 20. wieder meine Monatsmiete zu Ende läuft und ich von da an neu zu mieten hätte. Du magst dieses und ähnliches nur ganz freimütig vorstellen und die Un⸗bequemlichkeit, eine *vollkommen fertige* Reisebereit⸗schaft wieder zu redressieren und sie bald darauf von neuem zu beginnen, so nachdrücklich und dringend ausmalen, wie es nur immer einem Sohne Abrahams vom Munde fließen würde. Diese Sache ist in der Tat nicht spaßhaft. Denn da ich in Frankfurt effektiv zu keiner produktiven Gemütsruhe mehr komme und kommen werde, so ist jeder Tag ein Verlust, in die Passiva zu schreiben, ohne gegenüberstehende Aktiva. Schon jetzt sehe ich mich genötigt, mich mit frischem Gelde von Wien versehen zu lassen.

Mein Vorrat, der sich seit den zwei Monaten, da ich den Amerikamüden vollendet und drüber hinaus pausiert habe, nicht vergrößerte, sondern täglich zusammenschmolz, hat ungefähr gegenwärtig den Punkt erreicht, wo ich eben noch zu allen auf⸗laufenden Kosten ausreichte. Unter diesen Punkt wird es nach zwei bis drei Wochen ziemlich zurückgegangen sein, daher ich mir jetzt auch jenes Sümmchen schicken lassen muß, welches in Wien noch ein aktiver Posten von mir ist. Du wirst also zwei⸗tens die Güte haben, zu Herrn *Hartleben* zu gehen und ihn um die 100 Gulden Honorar⸗Rest des Goldmärchens *oder mindestens um die Hälfte davon* zu prompter Dis⸗

ponibilität ersuchen. Die Disposition besteht darin, daß Du sie mir sofort schickst. Meine Vorrede hat ihn hoffentlich, wenn auch nach einigem Schmollen zufriedengestellt.

Ich verlasse mich in diesen beiden Punkten auf die wortgetreue Ausführung meiner Desideria.

Noch eins. Ich lege Zeilen bei, welche dokumentieren, daß ich zu Ende Januar einer kurzen Zahngeschwulst wegen meine Abreise um ein paar Tage über den strengsten Wortlaut meines Termins hinausschieben mußte. Es ist diese Frist unbedeutend, aber um uns durch Pünktlichkeit auszuzeichnen, wirst Du das Zeugnis doch mit gutem Effekte Herrn Emminger präsentieren, zu welchem Ende ich es mir von Dr. Ehemant erbat. Das Faktum ist übrigens kein Vorwand. Ich holte mir besagte Geschwulst, wie meine linke Kopfseite seit Bremen überhaupt zu Rheuma inkliniert, auf einem Spaziergang eben mit Dr. Ehemant, da es im freien Felde ungefähr eine Wegstunde einem ziemlich starken Westwind entgegenging, der meine linke Seite bestrich. Es war Mittwoch voriger Woche.

Lebe wohl. Schreibe bald mit Erledigung dessen, was ich Dich bitte, und versichere mich namentlich, daß uns der Typhus nichts angehabt hat. Adieu. Grüße alles.

Der Eurige F. Kbgr.

Frankfurt a. M., Ostersonntag, den 23. März 1856.

Lieber Bruder!

Dienstag erhielt ich Deinen Brief. Mittwoch ging ich zum Residenten und wäre bald erschrocken, als derselbe von der Ankunft eines Sonntags-Kuriers nichts wußte, hätte er nicht hinzuzufügen gehabt, daß er einen solchen allerdings erwarte, aber erst Donnerstag. Indes lag immer schon wieder ein kleines Falsum vor und ich wagte auch auf den Donnerstags-Kurier eben nicht sehr felsenfest meine Hoffnung zu setzen. Er kam aber wirklich. Donnerstag um ½ 10 Uhr erschien ein Kanzleidiener des Residenten in meinem Hause, durch welchen (wie dieser stets versprochen) die ungesäumte Meldung, respektive Einladung an mich gelangte, daß ich mich zwischen 11 und 12 ins Bundespalais verfügen möchte. Da trat mir denn Herr v. Dumreicher mit dem langersehnten Papier entgegen. Er las

mir die kurz gehaltene Zuschrift im Wortlaut vor, deren Sinn sich dahin aussprach, daß der Rückkehr des — kein Hindernis im Wege stünde, unter der Voraussetzung, daß derselbe der Polizei oder der zivilgerichtlichen Behandlung sich zu unterziehen gedenke. Auf letztere Klausel machte mich der Vorleser speziell mit der Frage aufmerksam, ob ich sie verstanden habe? Leider klang sie verständlicher als süß, und ich konnte nur mit Resignation bejahen. Ich nahm sie im Augenblick als eine leere offizielle Formel auch leichtblütig genug hin, wußte ich doch, daß nach der letzt eingeholten Aussage das Gespenst eines politischen Prozesses verschwunden. Inzwischen gruppieren sich meine kritischen Bedenken doch hin und wieder um diese Aussage selbst. Wie kommt's, daß man in weniger als vierzehn Tagen mir den Wink gibt, noch monatelang außen zu bleiben und gleich darauf von einer günstigen Entscheidung meines Prozesses durch alle Instanzen spricht? Wie ungenau ist überhaupt dieser Ausdruck selbst! Was heißt das: ein Prozeß? Ein Prozeß war nie gegen mich anhängig, sonst wäre ich ja requiriert worden; es kann daher von Instanzen und Entscheidungen ebensowenig die Rede sein. Sollte ich den Wortlaut dieser Mitteilung korrigieren, so würde es vielleicht heißen sollen: Berichterstatter habe die Kenntnis erlangt, daß bei keiner der verschiedenen gerichtlichen Behörden Indizien genug gegen mich vorlägen, um einem Inquisitions-Verfahren gegen mich ein Objekt zu bieten . Da ist es denn immer bedenklich, daß ein Beamter sich so unamtlich ausdrückt, und zuletzt entstünde wohl auch die Frage: wer ist jener Ministerialreferent? welche Glaubwürdigkeit verdient er? etc.

So ungefähr ließe sich, wie gesagt, immer noch grübeln, wenn es nicht müßig wäre, in Gedanken zu grübeln, wo man im Handel ja doch entschlossen ist.

Ich reise also von Frankfurt endlich ab.

Den Tag meiner Abreise setzt' ich auf Sonnabend fest.

Aber wie mit dem Hause des Dr. Ehemant Musik zuerst das Bindemittel war, das mich dem Innern desselben zuführte, so sollte sie auch die letzte — allerletzte Verzögerungsfrist jetzt verursachen, die mir diesen Tag von neuem hinausrückt. Im Bedauern des wirklich und unvermeidlich Eintreffenden warf nämlich Dr. Ehemant hin: Schade, daß gerade jetzt die schön-

sten und teilweise lang erwarteten Kunstgenüsse sich zusammen=drängen. Morgen ist die Matthäus=Passion und nächsten Mit=woch die Tauride. — Die Matthäus=Passion von Sebastian Bach (ein Oratorium, das Leiden Christi nach dem Evangelium des Matthäus behandelnd) genoß ich noch. Die Hauptaufführung war Freitags, nachdem ich schon in ein paar Proben zuvor den teilweisen Begriff dieser himmelreinen Musik errungen. Aber auch die Tauride (Glucks Oper Iphigenie auf Tauris) mocht' ich mir nicht gerne entgehen lassen. Leider, daß sich ohnedies Kunst=werke der Art auf das Interesse weniger Kunstfreunde zurück=gezogen haben, die eigentlich allen Gebildeten der Nation fort=während geläufig sein sollten. Und bekanntlich wird Glucksche Musik äußerst spärlich, in Wien z. B. gar nicht mehr aufgeführt. Das lag mir also am Herzen. Der Gedanke, meine Abreise um diese paar Tage noch hinauszurücken, faßte sofort Wurzel bei mir, und als ich mich erst vonseite des Theater=Kapellmeisters in spezieller Anfrage vergewissert hatte, daß der Tag der Aufführ=rung auch sicher und unwiderruflich feststehe, so war mein Ent=schluß gefaßt, den Mittwoch noch abzuwarten.

Ich werde also Donnerstag reisen.

Der Schnellzug geht zwei Nächte und einen Tag nach Wien. Er verläßt um fünf Uhr abends Frankfurt, passiert nachts Hes=sen und Thüringen, am Tage Sachsen und Böhmen (bis Prag), die zweite Nacht Mähren und Österreich. Morgens um 7 Uhr 50 ist er in Wien.

Ich werde also, da ich ohne Aufenthalt reise, Sonnabend, den 29. März, morgens um ³/₄ auf 8 in den Nordbahnhof von Wien einfahren.

Wie? wird sich zeigen. Das Leben ist ein Problem und meines mehr als jedes andere. Ich werde meinen Ehrgeiz daran setzen, dieses Problem möglichst zu lösen, nur wird die Frage sein, ob Ehrgeiz, dieses kalte stoische Gefühl, Kraft genug gibt, eine Aufgabe zu tun, die der Mensch, und der Dichter zumal, mit mehr Wärme unternehmen sollte. Die Wärme aber ist meiner Schicksals=Zone versagt wie dem Nordpol. Ich fuhr, von der Natur vielleicht so wohl ausgerüstet wie Franklin aus dem Hafen von London ab, und doch ist Franklin verhungert.

Adieu!

F. Kbgr.

ANHANG



Reiseskizze – Breslau

[Herbst 1848]

In Rudolf Eitelberger v. Edelsbergs Nachlaß (Städtische Sammlungen, Wien) fand sich dieses offenbar für die „Wiener Zeitung", deren Hauptredakteur er war, bestimmte und ungedruckt gebliebene Feuilleton K.s, mit der Überschrift: „Reise-Skizzen. Breslau." Es scheinen also Fortsetzungen geplant gewesen zu sein, die dann unterblieben.

Heinrich v. Gagern, Präsident der Nationalversammlung in Frankfurt a. M., 1848.

„Lenardo und Blandine oder Amandus und Amanda. Ein kleiner Roman von August Lafontaine", dem fruchtbaren Modeschriftsteller, Wien-Prag 1817.

Johann Christian Günther. Es ist auffällig, daß K. damals schon auf diesen unglücklichen „Hofpoeten" stieß, dessen Bedeutung man erst später erkannt hat. Die vergessenen Handschriften des Dichters auf der Rhedigerschen Bibliothek zu Breslau dürfte er kaum gesehen haben, wohl aber die ersten Ausgaben der Gedichte samt den Nachlesen (1724 bis 1745). Seit Siebrand-Steinbachs Güntherbuch (1738) und Goethes Hinweis in „Dichtung und Wahrheit" hatten sich Wilhelm Müller, Döring und Hoffmann v. Fallersleben mit dem verkannten Dichter beschäftigt, später Roquette, dann Kalbeck und Litzmann, die erst eine Günther-Renaissance erwirkten. In neuer Auswahl gaben seine Werke Tittmann, Litzmann, Fulda, Heyer, Adalbert Hoffmann (mit Maydorn) und Höfer heraus. — In den Lebensdaten irrt K. mehrfach. In Breslau gab es zu Günthers Zeiten noch keine Universität, er studierte in Wittenberg und Leipzig. Seine Liebeshändel fielen nicht nur in die kurze Studentenzeit: Magdalis Leonore, genannt Lenchen, war ihm schon vor den Wittenberger Semestern in Schweidnitz hold, die andere Leonore während der Leipziger an der Pleiße; von dort kehrte er reuig zu seiner heimatlichen Liebe wieder. — In Breslau sollte Günther dann, nach einem fehlgeschlagenen Versöhnungsversuche mit dem Vater, vom Stadtrat Ludwig v. Breßler (K. schreibt Preißler) beim Grafen Schaffgotsch als Hauslehrer untergebracht werden, der angeheiterte Besucher aber machte sich dort unmöglich. Einen Zopf jedoch trugen damals Zivilpersonen noch nicht, nur Perücken. — Günther, der sich dann in Jena um das Doktorat bewarb, starb 28 Jahre alt.

Über Hebbels „Maria Magdalena" hatte K. am 3. Mai 1848 in den Wiener „Sonntagsblättern" eine Kritik geschrieben (erscheint wieder im Band 3 der „Gesammelten Werke" K.s).

Briefe

28. Februar 1849

Nach der Laimgrube waren K.s Eltern vom Magdalenengrund, seiner engeren Heimat, auf Umwegen zurückgezogen.

FZM. Ludwig Frh. v. Welden war Zivil- und Militär-Gouverneur von Wien.

„Quintin Messis“, Schauspiel in 5 Aufzügen (Daberkows „National-Bibliothek“, Wien 1900), erste Fassung 1841, umgearbeitet 1843, beim Burgtheater eingereicht September 1848.

Ludwig August Frankl, Herausgeber der „Wiener Sonntagsblätter“ und der „Abendzeitung“, an denen K. 1848 mitarbeitete, und Genosse K.s in der akademischen Legion.

Franz Holbein v. Holbeinsberg, 1841 bis 1849 Direktor des Burgtheaters.

Leopold Kompert, 1849 bis 1852 Redakteur des Wiener „Österreichischen Lloyd“. K. hatte am 4. Juni 1848 über ihn in den „Sonntagsblättern“ geschrieben (Bd. 2 der Gesammelten Werke, S. 395 ff.).

Josef Samuel Tauber, Schriftsteller und Börsensensal, Jugendgenosse K.s. Seine Tochter Melanie, verehelichte Mankiewicz, war später auch mit K. befreundet.

Karl Gutzkow, der 1845 mit seinen „Wiener Eindrücken“ Aufsehen erregt hatte und eben erst wieder burgtheaterfähig geworden war, verkehrte mit K. erst in Dresden. Dieser hatte am 26. März 1848 in den „Sonntagsblättern“ eine Kritik über Gutzkows Lustspiel „Zopf und Schwert“ (Theater an der Wien) veröffentlicht.

Dr. Adolf Chaisés (Awrum Cheizes), 1848 Mitredakteur der Wiener „Nazional-Zeitung“, Oktoberflüchtling.

Leni ist K.s Schwester Magdalena.

1. März 1849

Der Aufsatz „Volkserziehung“ ist verloren gegangen. Im „Lloyd“ und seiner Extra-Beilage „Österreichische Volksblätter für Stadt und Land“ (redigiert von Kompert, später vereinigt mit dem „Wiener Boten“) erschien kein Beitrag von K.

8. März 1849

Die Briefstellerin war Magdalena K. Ihre jüngere Schwester Barbara war mit dem Seidenzeugmacher August Adam verheiratet. Das älteste der Geschwister, Anton K., war auch Lehrer; das zweite Kind — Matthias — Hutmacher, Familienvater. Zwischen den Schwestern war Ferdinand geboren.

FM. Fürst Alfred Windischgrätz, Oberbefehlshaber der kaiserlichen Streitkräfte, Überwinder des aufständischen Wien im Oktober 1848.

Graf Franz Stadion, Minister des Innern im Kabinett Schwarzenberg.

14. Juni 1849

Die kaiserlichen Truppen der Kroaten unter dem Kommando des Banus Grafen Josef Jellačić waren mit Tschechen und Polen an den Plünderungen und Ausschreitungen jeder Art bei der Eroberung von Wien wesentlich beteiligt.

Der Mann aus Wien war offenbar Chaisés. In einem Feuilleton des „Lloyd“: „Stationen, I. Leipzig und Dresden“ (Abendblatt vom 2. Juni 1849), erzählt unter dem Signum *** ein Schriftsteller, der

von Leipzig über Dresden nach Frankfurt reiste, wie er einen „lieben treuen Freund aus Wien“ vor dem Falkenschlag — dort hatte K. gewohnt — besuchen wollte. An der Tür sagte man ihm, der Wiener sei verhaftet. Er fuhr ins Gewandhaus und fand ihn nicht, von dort in die alte Frohne, einem häßlichen Gebäude, dem nichts als die Inschrift: Lasciate ogni speranza fehlte. Dort war der Freund, aber jeder Besuch verboten. Alle Umstände sprechen dafür, daß es sich dabei um K. und Chaisés handelt, den jener kurz vorher nach Leipzig begleitet hatte.

August 1849

K. schwärmte für Mozart und mit vielen Zeitgenossen besonders für „Figaros Hochzeit“.

Neuweg und die anderen Ausflugsorte um Wien sind in K.s Jugendgeschichten und in seinen Erinnerungen „Als ich flügge ward“ („Die Heimat“, Wien, März/Juni 1876) gepriesen.

Tharandt und die sonst genannten Orte gehören zur Umgebung von Dresden.

Von K.s erster Liebe in der Wiener Karolinengasse auf der Wieden scheint das autobiographische Feuilleton „Des Seilers Töchterlein“ („Deutsche Zeitung“, 13. März 1874) zu erzählen. Er wohnte bis zum Sommer 1848, wo er in die Innere Stadt übersiedelte, in der Vorstadt bei einem Seiler und dessen Familie. Nach der Tochter dieses Mannes ist die Heldin Marie im „Quintin Messis“ benannt. Wenn Josef Ranks nicht ganz zutreffender Aufsatz „Am Grabe Ferdinand K.s“ („Neues Wiener Tagblatt“, 2. November 1887) darin recht hat — er will um 1845 mit K. nahe dem Belvedere bei einem alten lahmen Bilderhändler gewohnt haben — und die Haustochter jene erste Angebetete K.s war, dann sind seiner Werbung um sie und dem Wetteifer darin mit einem literarischen Beamten auch andere dramatische Versuche („Das Trauerspiel im Böhmerwalde“ nach Ranks „Geschichte meiner Schwester“ z. B.) entsprossen. — Die „zweite Karolinengasse“ hieß Malwine und war die Tochter von K.s Dresdener Quartierfrau.

Mit dem Arzt und Politiker Dr. Adolf Fischhof, dem Redner des Wiener Märztages und Hauptmann der akademischen Legion, wurde K. später eng befreundet.

Die letzte Armee der ungarischen Rebellion unter General Arthur Görgey hatte am 12. August vor den Russen, den Helfern der österreichischen Kaisertruppen, die Waffen gestreckt.

Robert Blum, ein Opfer Windischgrätz', und Julius Fröbel waren von der Linken des Frankfurter Reichstages im Oktober 1848 nach Wien gesandt worden. Adolf Trützschler war einer der Leiter der pfälzisch-badensischen Bewegung im Mai 1849. Franz Raveaux wirkte im Sommer 1849 als Mitglied der Reichsregentschaft des Rumpfparlaments in Stuttgart, des kläglichen Restes der Frankfurter Nationalversammlung.

François Marie Charles Fourier erdachte um 1800 das Phalanstère, eine gemeinschaftliche Arbeitsanstalt für 400 Personen, die sich selbst versorgen sollten.

Da K. Anfang Mai noch bei der Leipziger Messe war, dürfte er zum Ende des Maiaufstandes erst nach Dresden zurückgekommen sein, was den Schein der Teilnahme noch verringern hätte können.

In J. F. Castellis Wiener Taschenbuch „Huldigung den Frauen“ für das Jahr 1850 sollte K.s Novelle „Ein Glücklicher“ erscheinen, die ebenso wie sein „Ottfried“ verloren sein dürfte. J. G. Seidls Almanach „Aurora“ für 1850 enthält tatsächlich „Das Kind mit dem Briefe, ein Wintermärchen“.

18. Oktober 1849

Gerade bei diesem Briefe hat K. „das den Frauen so angeborene Versehen begangen“, ihn nicht zu datieren, wenigstens am Kopfe nicht.

Auf den 19. Oktober fällt der protestantische Namenstag Ferdinand. K.s Familie war aber katholisch.

Am 19. Oktober 1847 war der Musiker und Komponist Christian Adolf Ibener aus Sachsen in Wien gestorben, der K.s Schwester Magdalena heiraten wollte. Er war Statist, dann Korrepetitor im Theater an der Wien und Musiklehrer an der Theresianischen Militärakademie. K. verkehrte um 1840 viel in seiner Familie. Das Grab war am Schmelzer Friedhof.

27. Oktober 1849

K.s Gedichte, zwei Auswahlsammlungen aus 30 kalligraphierten Heften der Jugendjahre 1835 bis 1842 und einige spätere Stücke, sind bisher nur zum geringsten Teile gedruckt.

Der Brief vom 18. Oktober ist tatsächlich nur ein kurzer.

19. November 1849

Fußsäckel: wienerisch, durch Volksetymologie aus Fußsocken entstanden.

Der Bruder Matthias war nach dem Tode seines Prinzipals J. B. Hardtmuth Geschäftsführer der Hutniederlage auf dem Wiener Kohlmarkt geworden.

Wetty oder Betty ist die Schwester Barbara Adam.

Von den Kompositionen des alten Ibeners haben sich tatsächlich nur ein paar Instrumentalstücke und ein Dreigesang in Handschrift erhalten (bei seinem Enkel, dem Hofmusiker i. P. Gustav Ibener, Wien).

Die erste Sammlung von ausgewählten Novellen K.s erschien 1856 bei Karl Bellmann in Prag.

Die schwarzgelbe Fahne hatte das deutsche Banner verdrängt, das am 2. April 1848 neben dem Doppeladler auf dem Wiener Stephansturm gehißt worden war.

8. Dezember 1849

K.s Brief an Holbein wurde damals nicht veröffentlicht, weil dieser am Jahresende seine Direktion an Heinrich Laube übergab.

13. Dezember 1849

General Josef Bem, ein Pole, hervorragender Stratege, war im Oktober 1848 Unterführer der von Wenzel Messenhauser kommandierten Verteidigung Wiens gegen Windischgrätz; 1849 neben Görgey in Ungarn tätig, eroberte er Siebenbürgen und entfloh rechtzeitig nach der Waffenstreckung der Rebellen dem Todesurteil.

Auf die Halsbinde denkt K. als echter Wiener.

6. Jänner 1850

K.s Schwester hatte den Grafen Anton v. Auersperg mit Berthold Auerbach verwechselt.

Der Bericht über den Teilnehmer am Morde des Kriegsministers Theodor Grafen Baillet v. Latour erschien am Tage nach der Schreckensnacht, wenige Stunden nach der Begegnung mit dem Arbeiter, in der „Abend-Beilage zur Wiener Zeitung" (7. Oktober 1848). „Mit einer langen Brechstange in der Hand, in weißer Jacke und Schürze, erzählte dieser Mann im Wiener Dialekte kurz Folgendes: Wir befanden uns früher am Wienerberge und zogen nach dem Bahnhofe beim Belvedere herein. Dem allgemeinen Allarmschlage folgend, rückten wir in die Stadt ein und bauten an der Linie Barrikaden. Als wir damit fertig waren, verbreitete sich das Geschrei nach Latour; wir begaben uns in die Stadt, ihn zu suchen. Wir durchsuchten zuerst das erste Stockwerk [des Kriegsministeriums], und als wir ihn da nicht fanden, das Erdgeschoß. Hier ergriffen wir ihn und ich durchstieß ihm mit meiner Brechstange die Kehle. War das nicht recht? Die anderen hieben mit ihren Werkzeugen nach seinem Kopfe, ich aber meinte, er sollte lieber hängen. Wir knüpften ihn daher im Hofe an einer Schnur auf, aber sie riß. Da gingen wir mit ihm ins Freie hinaus und hingen ihn an die Laterne. War das nicht recht?" Der Mann dürfte einer der drei Hauptschuldigen gewesen sein, Franz Wangler, zuletzt Schmiedegeselle der Wien-Gloggnitzer Eisenbahn, der aber schon am 14. März 1849 gehängt worden war. Obzwar K. seinem Abscheu vor diesem Verbrechen in dem Berichte Ausdruck gegeben hatte, wurde er — ähnlich wie der unschuldige Josef Goldmark — „der entfernten Teilnahme am Morde beinzichtigt" (Akten im Archiv der früheren niederösterreichischen Statthalterei und des österreichischen Ministeriums des Innern). Es ist möglich, daß jener Artikel daran schuld war. K.s Zeugenschaft wurde in der Untersuchung gegen die Mörder nicht mehr gebraucht. Er sollte sich wohl selbst durch seine Aussage belasten. Die Sache schlief aber ein und lebte nur als Verdächtigung in den Polizeiakten weiter.

7. Jänner 1850

Gustav, ein Sohn des Musikers Ibener und Jugendfreund K.s, war Fagottist im Kärntnertortheater, seit 1847 durch seine Militärdienstpflicht gebunden.

Dr. Karl Hoffer, später Wiener Gemeinderat, wurde nachdem K.s Rechtsfreund. In seinem Pötzleinsdorfer Hause, einer Zufluchtsstätte mancher Oktoberflüchtlinge beim Scheiden von Wien, sind vor einigen Jahren zahlreiche Jugendmanuskripte K.s gefunden worden.

Über die „Spekulazi des Theaterdirektors [Alois] Pokorny mit der Nation" — er nannte die Wiedener Bühne „National-Theater an der Wien" — hatte K. am 19. April 1848 im „Freimütigen" geschrieben. Sein begabter Regisseur Eduard Jerrmann hatte schon 1846 K.s „Trauerspiel im Böhmerwalde" angenommen, dessen Aufführung die Zensur aber verhinderte.

Die verlassene preußische Nationalversammlung wurde im Dezember 1848 von der Regierung heimgeschickt.

Holbein gegenüber umzusatteln, hatte K. nach dessen Rücktritt keine Gelegenheit mehr.

21. Jänner 1850

Hieronymus Lorm (Heinrich Landesmann) hatte am 17. Dezember 1849 aus Wien an Auerbach geschrieben („Ausgewählte Briefe", Berlin 1912): „Zum Schlusse bitte ich Dich, den Einfluß auf sogenannte hochgestellte Personen, den Du gewiß in Dresden hast, zu Gunsten eines liebenswürdigen und talentvollen Menschens (Kürnberger) geltend zu machen, der in der Vogtei in Dresden schon seit dem Mai sitzt und nicht einmal verhört wird." K. hatte am 29./30. Januar 1848 in der „Wiener Zeitung" über „Die Frau Professorin von Auerbach und Dorf und Stadt von Charlotte Birch-Pfeiffer" geschrieben, lernte Auerbach bei dessen Wiener Aufenthalt im Herbst 1848 kennen und blieb auch später mit ihm in Fühlung; mit Lorm aber kam er in Freundschaft.

Die alte Rache der Burgschauspieler, die K.s Freunde als Ursache für die Absetzung des „Quintin Messis" annahmen, sollte auf seinen Artikel „Das Burgtheater und seine Mission" zurückgehen, der 1848 im „Literaturblatt" (Nr. 7), einer Beilage der „Sonntagsblätter", erschienen war und einen Protest der Regisseure dieser Bühne in der „Abendzeitung" des selben Blattes zur Folge hatte.

Die von J. B. Weiß herausgegebenen „Komischen Briefe des Hans-Jörgel aus Gumpoldskirchen an seinen Schwager in Feselau über Wien und seine Tagesbegebenheiten" (1848 „Hans-Jörgel, Volksschrift im Wiener Dialekte" und „Der konstitutionelle Hans-Jörgel"), erschienen seit K.s Geburtsjahr 1821. Der skrupellose Weiß gab seit 10. Juli 1849 die „Wiener Volkszeitung, ein Tagblatt für alle Stände" heraus, in Briefen, aber nicht mehr im Dialekt geschrieben.

11. März 1850

„Punch", ein „Tagblatt für Scherz und Ernst", als Fortsetzung der „Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode" 1849 bis 1850 herausgegeben von J. August Bachmann, hatte am 21. November 1849 einen Aufsatz über Dr. Ernst v. Violand (1848 Mitarbeiter des „Radikalen") gebracht und polemisierte wiederholt gegen Josef Siegmund Ebersberg, den Herausgeber des konservativen „Wiener Zuschauer", und gegen den „Hans-Jörgel".

Das Gedicht an Frl. Scheibe hat sich ohne Überschrift erhalten:

„Sonst wenn ein Vogel dem Käfig entflieht,
Da singt er sich erst sein fröhlichstes Lied,
Da schmettert voll Jubel die freie Brust,
Da zuckt das Gefieder vor Glück und Lust,
Da lebt er und schwebt er in Wonne.

Ich bin entfloh'n, ich bin befreit,
Doch sitz ich hier voll Weh' und Leid,
Verwünsche Mond und Sonne!

Wo waret ihr, des Himmels lichte Sterne,
Als sie noch gegenwärtig vor mir stand,
Daß ich nicht sah, nicht hörte, nicht empfand,
Was jetzt mich rührt — ach, aus so weiter Ferne!

Die liebe Hand, die mich so hold umstrickt,
Der Mund, der mich mit Küssen übersäte,
Das Auge, das so warm mich angeblickt,
Die Stimme, die so zärtlich zu mir flehte,
Das süße Bild, die reizende Gestalt,
Die mir ein Paradies voll Liebe zeigte,
Die des Gefühls tief weibliche Gewalt
So innig meiner Brust entgegenbeugte. —

O daß die Nacht so spät vor mir zerfloß!
So spät zerschmolz des rauhen Trotzes Härte!
Daß mir ein Dämon Herz und Sinn verschloß,
Und jetzt erst mich ein Engel fühlen lehrte!

Ich war verwundet; ich war krank,
Doch heilt' ich mich zu schlechtem Dank,
Ich heilte mich ums Leben,
Hab' mir den Tod gegeben! —

Da sitz' ich nun voll Weh' und Leid
Im Grame meiner Einsamkeit,
Denk' der entschwund'nen Wonne —
Verwünsche Mond und Sonne."

Auf den Theologen Leberecht Uhlich, der 1841 den Verein der protestantischen Freunde gegründet hatte und nach seiner Suspendierung als Prediger in Magdeburg Pfarrer der Freien Gemeinde geworden war, ist K. nicht mehr zurückgekommen.

1. Mai 1850

Der Brief an Plate ist der einzige unter den von Leopold Rosner publizierten oder zur Veröffentlichung vorbereiteten, der sich im Original vorgefunden hat. Seine Witwe Hermine Rosner in Wien gewährte dem Herausgeber Einsicht.

Mit dem Architekturmaler Konrad Grefe, einem Freunde Ranks, verkehrte K. noch später in Wien.

18. Mai 1850

Der Brief vom 11. Mai fehlt.

In den Hamburger Blättern „Mephistopheles" und „Freischütz" ist damals kein unterzeichneter Beitrag von K. erschienen. Daß er mit dem Herausgeber des Witzblattes „Mephistopheles", Wilhelm Marr, persönlich bekannt wurde, bezeugt die Erwähnung in K.s Paßeingabe an den Minister Belcredi vom Sommer 1866 („Die Fackel", Wien, 22. Dezember 1906).

Die zwei Höhepunkte bei Blankenese sind der Süllberg mit dem Gasthaus und der Bismarckstein gegenüber.

Für Eitelberger heißt: für die „Wiener Zeitung", für Kompert: für den „Lloyd". Jener scheint K. zur Mitarbeit aufgefordert zu haben, dieser brachte auch den neuen Beitrag nicht. Es dürfte der Aufsatz „Hamburger Briefe über C. Fröbels System der weiblichen Hochschulen" gewesen sein, der sich aber in Eitelbergers Nachlaß ungedruckt fand. Der auf Plates Veranlassung geschriebene Artikel scheint verloren zu sein.

Über Seidls Taschenbuch „Aurora“ s. Anm. zu August 1849. Außer der 1847 geschriebenen Novelle „Das Kind mit dem Briefe“ erschien nichts in dieser Folge, die der Verlag Fr. Riedls sel. Witwe und Sohn herausgab.

In Adolf Bäuerles „Allgemeiner Theaterzeitung“ war (nach „Aphorismen“ in Saphirs „Humorist“ von 1841) am 19. und 20. November 1846 die Novelle „Eine Visionsgeschichte“ von K. erschienen. Im Jänner 1848 wurde für die „Theaterzeitung“ K.s ungedruckter „Berthold, ein Lebensabriß in 3 Abteilungen“ zensuriert. Eine Verwechslung dieser Novelle mit dem unbekannten „Ottfried“ ist nicht ausgeschlossen.

Juni 1850

Mit Bodo v. Glümer, dem Sohne des im Vormärz wirkenden Revolutionärs Karl Weddo v. Glümer, war K. in der Fronfeste bekannt geworden. Bodos Schwester, die Schriftstellerin Claire v. Glümer, hat in dem Buche „Aus einem Flüchtlingsleben (1833—1839)“ die Geschichte ihrer Kindheit erzählt (Dresden 1904). Bodo selbst wollte 1877, wie ein vereinzeltes Schreiben an K. beweist, unter dem Titel „Aus alter schwerer Zeit, eine Leidensgeschichte in Briefen“ seine Korrespondenz mit der Schwester und dem väterlichen Freund Uhlich (s. o.) veröffentlichen, als Gegenstück zu dem Werke seines Leidensgefährten, des mit Wagner verbundenen Musikdirektors August Röckel: „Sachsens Erhebung und das Zuchthaus zu Waldheim“ (Frankfurt 1865). Das im Manuskript fertige Buch Glümers, zu dem er K.s Fürsprache bei einer Redaktion erbat, ist nicht erschienen. — Nach der Milderung des Verdikts in lebenslängliche Gefängnisstrafe machte Glümer mit Hilfe seiner Schwester einen Fluchtversuch. Sie wurde aus Sachsen verwiesen, durfte aber nach Bodos Begnadigung zurückkehren. So waren alle drei Glümer politische Flüchtlinge.

Viktor Hugos „Le dernier jour d'un condamné“ (1829).

Frauenkirche und Gewandhaus waren offenbar die ersten Leidensstationen der Maigefangenen in Dresden vor der Fronfeste. Vgl. Anm. zum 14. Juni 1849.

Gottfried Kinkel, der im badisch-pfälzischen Aufstand als Friedensstörer verurteilt worden war, konnte sich später befreien; Otto Leonhard Heubner, der Dresdener Genosse Mommsens, Sempers und Wagners, büßte wie Röckel in Waldheim seine Strafe ab.

Senning war ein Mitgefangener K.s und Glümers.

Die Absicht K.s, sich einen neuen Regierungspaß kommen zu lassen, konnte wegen seiner polizeilichen Konduite nicht verwirklicht werden.

K.s lange Haare und sein niederer Hut waren nach der Eingabe an Belcredi (s. o.) in Dresden der Anlaß dazu, daß ihn „ein brutaler Rittmeister, welcher sehr lüstern sein mochte, sein schon von den Preußen gerettetes Vaterland noch einmal zu retten, als harmlosen Spaziergänger von der Straße weg arretierte“. Und das Jahr 48 hatte doch „selbst den widerspenstigsten Bärten die Freiheit gegeben“, wie Wilhelm Busch in seiner Selbstbiographie sagt.

Michael Alexandrovitsch Bakunin, der 1848 beim Slawenkongreß in Prag war, spielte beim Dresdener Maiaufstand eine führende Rolle. Der russische Agitator war am Tag nach K. dort verhaftet und

bald nach Glümer in seiner Heimat zum Tode verurteilt worden, büßte aber — begnadigt — einen Teil der lebenslänglichen Haft in Schlüsselburg ab. (Vgl. Anm. zum 20. April 1852.)

Das Isolier- und Zellensystem des Gefängniswesens (Einzelhaft) wurde zuerst in Philadelphia angewendet und danach früher das pennsylvanische genannt.

Vom März bis April 1850 hatte in Erfurt das Unionsparlament getagt.

Der Schriftsteller Johann Georg August Wirth, nach dem Hambacher Fest verurteilt, war schon 1836 nach Frankreich geflohen und wirkte 1848 bis zu seinem Tode in der deutschen Nationalversammlung.

22. Juni 1850

Die folgenden Briefe sind an den Bruder Matthias gerichtet, der nun an Stelle der Schwester Magdalena für die Familie die Korrespondenz mit K. führte. Diese größere Hälfte der Briefreihe aus K.s Exil war Leopold Rosner unbekannt, der einen Teil der ersten Hälfte aus Magdalenas Nachlaß herausgab und den anderen in Kopien für eine Buchausgabe — „Aus der Fronfeste, Briefe eines Wiener Oktober-Flüchtlings an seine Familie, von F. K., mitgeteilt von L. R.“, nicht erschienen — hinterließ (Witwe Hermine Rosner, Wien). Die Briefe der Folgezeit fanden sich im Besitz des Fräulein Emma K., einer Tochter des Matthias, in Wien. Während die von Rosner benützten Familienbriefe, deren 13 am 2. April 1900 bei einer Auktion der Firma Gilhofer & Ranschburg in Wien ausgeboten aber nicht verkauft wurden, im Original verschollen sind, kamen die folgenden in den K.-Nachlaß der Städtischen Sammlungen Wiens.

Der Brief aus Dresden vom Spätwinter 1849 ist nicht erhalten.

Vom „Quintin Messis“ sind mehrere Entwürfe und vollständige Manuskripte vorhanden. Ob Kompert wirklich eines verbrannt hat, ist ungewiß.

29. August 1850

Der Chef des „Lloyd“ war Friedrich Bodenstedt, mit dem K. auch später noch verkehrte.

8. Dezember 1850

Vor diesem Briefe scheinen einige verloren gegangene zu liegen.

Ein Steckbrief gegen K. ist um diese Zeit nicht im „Amtsblatt zur Wiener Zeitung“ erschienen, erst im April 1855 und im Juni 1860, wegen unbefugter Abwesenheit im Auslande.

Die drei Kapiteln von K.s Demokratie sind zuerst im Wiener „Strom“ (I. 6/7), September und Oktober 1911, erschienen, das II. und III., nachdem sie von Engelbert Pernerstorfer am 10. Oktober durch eine Interpellation im österreichischen Abgeordnetenhaus gegen die Zensur vorbeugend immunisiert worden waren.

II. Lies Galizinberg statt Galitzinberg.

III. Gothaer oder Gothaner hieß die liberal-konstitutionelle Partei in Deutschland seit 1849.

„Großjährig“ war ein seit 1846 im Burgtheater gespieltes, 1849 erschienenes politisches Pasquill Eduard v. Bauernfelds.

20. April 1852

Vor diesem Briefe ist eine größere Lücke in der Reihe. Dazwischen liegt K.s Aufenthalt in Bremen Anfang 1851 und seine Mitarbeit an der dortigen „Tageschronik“ des freisinnigen Pastors Christian Josef Dulon, die bereits am 24. bis 26. Juli 1850 aus der „Norddeutschen freien Presse“ einen Artikel „Der Russe Bakunin von F. K.“ abgedruckt hatte. Im Mai 1851 verließ K. Bremen, wie aus einem Brief G. Louis de Laubells vom 1. Februar 1852 an die besorgte Familie zu entnehmen ist, die am 20. November nach dem Verbleiben Ferdinands gefragt hatte. Erst jetzt konnte Laubell antworten und sich zum Mittler von Briefen erbieten, denn K. mußte „politischer Rücksichten halber“ seinen Aufenthalt verschweigen. Auf welchen Umwegen und wann er nach Frankfurt a. M. kam, ist unbekannt. K. litt dort Anfang 1852 an einem schmerzhaften Augenleiden.

K. hatte sich am Tage der Erschießung Robert Blums einen Paß nach Kremsier geben lassen, als Berichterstatter der „Wiener Zeitung“ beim dorthin einberufenen Reichstag, reiste aber über Breslau nach Dresden.

Frühjahr 1852

Die Novelle war „Das große und das kleine Los“.

Das Wort „Europamüde“, das Heine bereits 1828 verwendet hat, regte K. später zu dem Titel seines ersten Romanes an.

Von „Catilina“, seinem im Herbst 1851 zu Frankfurt geschriebenen Drama, hatte K. offenbar schon in den verlorenen Briefen gesprochen. Er wartete jetzt auf die 1852 noch erfolgte Annahme des Buches durch den Hamburger Verlag Hoffmann & Campe (der Zufluchtsstätte staatsgefährlicher Literatur des vormärzlichen Österreich).

In Wien waren damals gleichzeitig von zwei Redaktionen Preise für literarische Arbeiten ausgeschrieben: „Illustriertes Familienbuch zur Unterhaltung und Belehrung häuslicher Kreise, herausgegeben vom Österreichischen Lloyd in Triest“ (5. April 1852), und „Österreichische Illustrierte Zeitung für die natürlichen Interessen der Gegenwart“ (12. April 1852).

2. November 1852

Der letzte Brief fehlt, wie vielleicht auch noch andere vor diesem.

5. November 1852

Am 3. hatte K. durch Buchhändler-Gelegenheit einen Zeitungsausschnitt über die Preisverleihung des „Familienbuches“ für seine Novelle erhalten, was ihn sehr in Aufregung setzte. Daraufhin hatte er dem Bruder am 4. kurz geschrieben. Die Preisrichter waren Bauernfeld, Halm und Seidl gewesen, der die Novelle für seine „Aurora“ wegen des geringen Angebotes nicht erhalten hatte. K. erhielt nun außer dem üblichen Honorar des „Familienbuches“, das jenes „Lebensbild“ Anfang 1853 abdruckte, 30 Dukaten in Gold.

Ira Aldridge (nicht Alridge), als Schauspieler bekannter Neger, bereiste seit 1852 als Shakespeare-Darsteller Europa und gastierte 1854 in Frankfurt a. M.

K.s Wunsch, nach dem Süden ins Italienische zu gehen, ist nie erfüllt worden.

Der in einem verlorenen Briefe vom 4. November erwähnte Roman ist „Der Amerika-Müde", der erst 1854/55 in Frankfurt niedergeschrieben worden ist.

S. 125, Z. 4 lies „in einem Briefe" statt „in meinem Briefe".

Eberszwerg war der Spitzname des erwähnten Josef Siegmund Ebersberg, dessen Sohn der Theaterschriftsteller Ottokar Friedrich Berg war. Das konservative „Fremdenblatt" gab Heines Bruder Gustav heraus. J. B. Weiß hatte K. in der „Österreichischen Volkszeitung" offenbar als „lieben Landsmann" apostrophiert.

Isidor Heller aus Böhmen, mit Kompert und Moritz Hartmann befreundet, war nach mißglückter Bewerbung um Aufnahme in die französische Fremdenlegion 1848 Redakteur der Pester „Morgenröte" geworden, mußte wegen seiner kroatenfreundlichen Haltung nach Wien gehen, wurde da (nach K.) Mitarbeiter an Moritz Mahlers „Freisinnigem" und trat für souveräne Volksrechte gegenüber dem konstitutionellen Monarchen ein. Es gelang ihm, nach seiner Gefangennahme im November 1849 Wien zu verlassen und nach Leipzig zu flüchten. Die erwähnte Broschüre: „Sendschreiben eines Österreichers an die deutsche Nation" hatte auf Befehl des Ministerpräsidenten Manteuffel die Ausweisung Hellers von Berlin zufolge und seine Berufung als Sekretär des Handelsministers Bruck nach Wien.

Die martialischen Šerežaner (nicht Seres-szaner), die „Rotmäntel" unter den kroatischen Jellačič-Truppen, waren im Oktober gefürchtet, bald aber auch gefeiert unter den Wienern.

Die „Ost-Deutsche Post" (Verlag Karl Gerold & Sohn, Wien), herausgegeben von Moritz Gerold, später mit Ignaz Kuranda, brachte 1853 vier Beiträge K.s im Feuilleton, lehnte aber den Aufsatz „Weihnachts-Kultus" vom 10. Dezember des selben Jahres aus religiösen Bedenken ab.

21. November 1852

Der zweite und letzte Hamburger Brief K.s an Laube ist vom 9. August 1850 datiert. Inzwischen hatte er ihm aus Frankfurt am 24. September 1852 wieder geschrieben. Vgl. „Briefe F. K.s an Heinrich Laube" in der „Deutschen Rundschau", Berlin, Okt./Nov. 1919.

„Schluß des kleinen Spiels" ist eine Formel des früher beliebten Lottos in Österreich.

Bei Novara und Világos waren 1849 die entscheidenden Siege der Österreicher in Italien und Ungarn geschlagen worden.

Henri Ch. F. M. D. von Bourbon, Herzog von Bordeaux, Graf von Chambord war seit 1848 Erbe der französischen Krone und Haupt der Legitimisten.

Bei Kápolna hatte Windischgrätz mit General Franz Graf v. Schlick am 26./27. Februar 1849 die Honvedtruppen Kossuths unter General Heinrich Dembinski und Görgey geschlagen.

Iwan F. Paskéwitsch, Graf v. Eriwan und Fürst zu Warschau, hatte im Juni 1849 ein russisches Interventionsheer über die Karpathen geführt.

Statt Velden lies Welden.

„Austria", Wien, 12./13. November 1852.

Ein nach Amerika ausgewanderter Bekannter K.s war Oskar Falke, recte Georg Peter. Er hatte 1848 mit Adolf Buchheim den

„Politischen Studenten=Courier“ herausgegeben, der den ersten öffent=lichen Preßprozeß in Wien erfuhr und angeblich K. zu seinen Mit=arbeitern zählte. Falke wurde in Amerika Kautschukfabrikant und lebte dann auf seinem steirischen Schloß Steinhof, wo K. freundschaftlich mit ihm verkehrte.

Statt Bailly=Latour soll es Baillet=Latour heißen.

Der Wechsel betraf offenbar den Preis des „Familienbuches“.

N. B. Ein unwesentlicher Brief von einem Ausflug nach Darmstadt, 7. Dezember 1852, ist hier weggelassen.

3. Juli 1853

Der beigelegte Artikel war wohl das Feuilleton über „Das Illustrationswesen“, das letzte in der „Ost=Deutschen Post“ (3. August 1853).

Wie vielleicht einige andere Briefe fehlt hier K.s letzter (ddo. 13.—24. Juni).

„Das Goldmärchen“, eine „national=ökonomische Allegorie“ in Form einer Novelle.

Anton Wendelin, ein Jugendfreund K.s, war Buchhändler und kurze Zeit Verleger in Wien. Von K. ist nichts bei ihm erschienen.

Das „Familienbuch“ brachte 1854, 1855 und 1859 weitere Novellen von K., zunächst „Ein Begegnis im Gebirge“.

22. September 1853

Das photographische Porträt K.s ist leider verloren gegangen. Dafür ist diesen Briefen hier die gut getroffene Zeichnung eines un=bekannten Malers beigegeben worden, 1851 wohl in Bremen entstanden. Das Blatt ist im Besitz der Freundin K.s.

K.s Brief vom 29. August ist nicht erhalten.

Statt Retucheurs lies Retoucheurs.

Die „Abendstunden“ (nicht „Abendstunde“) waren „zwang=lose Hefte zur Belehrung und Erheiterung, herausgegeben vom Vereine zur Verbreitung von Druckschriften für Volksbildung“ (Wien 1852 ff.) und brachten 1853 im 6. Heft K.s Novelle „Der Drache des Aber=glaubens“ (später kurz „Der Drache“ benannt). Der selbe Verein gab auch seit 1852 den „Österreichischen Volks= und Wirtschafts=Kalender“ heraus.

Der gedruckte Aufsatz war wohl das Feuilleton „Die politi=schen Parteien in Wilhelm Tell“, das am 28. April in August Lewalds „Europa“ (Leipzig) erschienen war.

4. Februar 1854

Das „Österreichische Frühlings=Album“, wurde von Heliodor Truska zur Vermählung des Kaiserpaares Franz Josef I. und Elisabeth (24. April) herausgegeben.

In den „Österreichischen Blättern für Literatur und Kunst“, der von Dr. Leopold Schweitzer redigierten Beilage zur „Wiener Zeitung“ (Hauptredakteur Eitelberger), war am 5. Jänner ein mit * * * sig=nierter Beitrag K.s über Eduard v. „Steinles Künstlertätigkeit in den letzten Jahren“ (Frankfurt) erschienen.

Die Rente K.s waren Zinsen eines Preises von 100 fl. K.=M., den er am 26. Februar 1831 als der „in sittlicher Hinsicht vorzüglichste“

Schüler der 1. Klasse Oberabteilung an der k. k. Normal-Hauptschule bei St. Anna in Wien erhalten hatte, gestiftet in dankbarer Erinnerung an diese Anstalt von dem Justiztribunal-Beamten Franz Edlen v. Betta in Venedig („Wiener Zeitung", 23. März 1831). K., dem 1831 und 1832 auch drei erhaltene Erbauungsbücher mit seinem eingedruckten Namen als „Belohnung des Fleißes und der Sittsamkeit" verliehen wurden, bekam von der Allgemeinen Versorgungsanstalt, wo der Preis eingelegt wurde, einen Interimsschein darüber und behob zeitlebens die bescheidenen 16 fl. 35 Nkr. Jahreszinsen.

Michael Fürst Gortschakow, der russische General, hatte 1853 die Moldau und Walachei besetzt und belagerte Silistria vergeblich. Sein Vetter Alexander Michailowitsch, der Staatsmann, wurde 1854 außerordentlicher Gesandter in Wien.

Rosa, die älteste Tochter des Matthias K., war damals leidend.

20. Februar 1854

Frankls Satiren in Trimeter und Knittelvers: „Hippokrates und die moderne Medizin" waren 1853 erschienen, ursprünglich in zwei Teilen. In Frankls Nachlaß fand sich ein größeres Elaborat über seine lyrischen Gedichte, das K. offenbar als freundschaftliche Kritik verfaßt hatte.

„Das Goldmärchen" wurde weder in Stuttgart noch in Leipzig angenommen.

Ein Artikel über Josef Rank und Karl Beck von K. ist in der „Wiener Zeitung" nicht erschienen. Am 13. Februar war schon in ihrem Abendblatt ein anonymes Feuilleton über Beck als Erzähler abgedruckt worden. K. scheint also zu spät gekommen zu sein.

In den „Abendstunden" ist sonst nichts von K. erschienen. Dr. Johann Baptist Salfinger (nicht Solfinger), ein katholisch religiöser Schriftsteller, war Mitarbeiter dieser Hefte und des genannten „Volks- und Wirtschafts-Kalenders", der keinen Beitrag von K. enthält; vordem hatte er mit Adalbert Stifter das Tagblatt „Der Wiener Bote" redigiert (s. Anm. zum 1. März 1849).

„Die Hausfrau als Künstlerin", richtig „Kunstbildung der Frauen", ein ungedrucktes Feuilleton K.s nach A. Schrödters Schrift „Das Zeichnen als ein aesthetisches Bildungsmittel, vorzugsweise für die Erziehung des weiblichen Geschlechtes" (Frankfurt 1853), ebenso wie „Weihnachts-Kultus" für die „Ost-Deutsche Post" geschrieben, fand sich auch im Nachlaß des Bruders Matthias bei diesen Briefen.

Die Anspielung auf das Daguerrotypieren scheint in einem verlorenen Briefe gestanden zu haben.

Die Spenderin des Bildnisses dürfte die Frankfurter Freundin K.s gewesen sein, eine reiche Patriziertochter, der er mehrere Gedichte gewidmet hat.

Fräulein Jeanette Stricker gehörte einer mit den K.s befreundeten Wiener Familie an.

Emanuel v. Hurter-Ammann ließ seit 1850 eine 11bändige „Geschichte Kaiser Ferdinands II. und seiner Eltern" in Schaffhausen erscheinen.

In der „Theaterzeitung" war am 22. Jänner eine Anzeige über die „Gutta-Percha-Schuh- und Stiefel-Sohlen" der Fabrik Karl Mayer erschienen, am 12. Februar ein Aufsatz von X. Rdl.: „Die Wunder der

Guttapercha, oder wie jedermann in einer Stunde sein eigener Schuster wird!" Die Guttapercha war 1851 auf der Londoner internationalen Industrie-Ausstellung in weiteren Kreisen bekannt geworden, 1853 auch in Wien, und Herr Mayer rühmte sich, Sohlen und Kitt zuerst daraus hergestellt zu haben.

25. März 1854

Das Manuskript und die Kopie der Auswahlhefte von K.s Jugendgedichten ist erhalten (vgl. Anm. zum 27. Oktober 1849).

Hans Kudlich, der Bauernbefreier von 1848, war wegen seines Anteils an den Wiener Oktober-Unruhen in contumaciam verurteilt worden. Der Ministerpräsident des Sturmjahres Franz Frh. v. Pillersdorff stand unverdientermaßen in Disziplinaruntersuchung. Der Name Breuer scheint verschrieben zu sein.

Im Herbst 1852 dürfte Matthias K. die abschlägige Auskunft des Wiener Polizeidirektors bekommen haben, nachdem die niederösterreichische Statthalterei entschieden hatte: „... und ist der Paß nie auszufertigen". Das Nie ist mit Rotstift stark unterstrichen.

Die neue Novelle für das „Familienbuch" war der 1855 erschienene „Windfall".

Der unbekannte Aufsatz ist offenbar in Deutschland erschienen, vielleicht in der „Postzeitung", deren belletristische Beilage, das „Frankfurter Konversationsblatt", in den Monaten August/September 1853 K.s Novelle „Ein Brautpaar in Polen" gebracht hatte.

13. April 1854

Der „Quintin Messis" kam nicht nach Karlsruhe.

23.—25. Juni 1854

„Firdusi", Drama in 5 Aufzügen, 1871 am Münchener Hoftheater aufgeführt, um 1900 in Daberkows „Allgemeiner National-Bibliothek" (Wien) erschienen.

Der Verlag Meidinger Sohn & Comp. in Frankfurt gab 1855 den „Amerika-Müden" heraus.

In Bäuerles „Theaterzeitung" ist damals keine Würdigung K.s erschienen, wohl aber seit der Novellen-Prämiierung seiner rühmend gedacht worden.

Der beigelegte Brief hat sich auch erhalten. Er ist am 25. Juni an Lenaus Schwager Anton Schurz geschrieben, in dessen Nachlaß er sich fand („Wiener Zeitung", 24. Juli 1910: „K. und Lenau" vom Herausgeber).

Der Sohn des verstorbenen Huterers Hardtmuth war, wie es scheint, damals am Frankfurter Theater engagiert.

Der Page Cherubin, in dessen Rolle Grillparzer Henriette Teimer besungen hatte, nach dem der junge Schwind im Schubertkreis benannt wurde, war eine anhaltende Schwärmerei K.s, von der schon seine Jugendgedichte zeugen.

9. Oktober 1854

Heinrich, K.s Neffe, ist später jung und kinderlos gestorben, damit war die männliche Linie der K. tatsächlich erloschen.

K.s jüngste Nichte Hedwig war der Schluß des kleinen Spiels gewesen.

8. November 1854

Bei der „Spinnerin am Kreuz" war bis 1868 die Wiener Hinrichtungsstätte.

15. November 1854

Johann Matthias Ranftl, der Wiener „Hunderaffael", war Kommandant einer Wiedener Kompagnie der Nationalgarde gewesen, sein Leutnant der Landschaftsmaler Anton Hansch. K. diente nur kurze Zeit dort. Am 17. September 1848 veröffentlichte er in den „Sonntagsblättern" (Beilage „Literaturblatt" Nr. 13) eine ziemlich abfällige Kritik über die von Ranftl illustrierte Satire Bauernfelds „Die Republik der Tiere".

Das Hofereignis war die Geburt der Erzherzogin Sophie am 5. März 1855.

Trotz des großen Erfolges seines Romans „Der Amerika-Müde", der nach wenigen Jahren in 10.000 Exemplaren abgesetzt war, erkannte K. frühzeitig, daß J. V. Scheffels „Ekkehard", der im selben Verlag erschienen war, mehr Anspruch darauf hatte, ein Volksbuch zu werden, was später erst sich erwiesen hat.

Friedrich Halms Trauerspiel „Der Fechter von Ravenna" war am 18. Oktober 1854 anonym am Burgtheater gegeben worden. Um die Person des Autors begann nun eine lebhafte Debatte. K., der ihn noch nicht kannte, hatte schon am 2. April 1848 im „Literaturblatt" Nr. 6 der „Sonntagsblätter" eine gegen die Tendenzpoesie gerichtete Rezension über Halms Lustspiel „Verbot und Befehl" geschrieben und hat später wiederholt dessen Theaterstücke abgelehnt („Literarische Herzenssachen" passatim). — Nicht Max Maria v. Weber, sondern Beda Weber, der übrigens damals als Pfarrer in Frankfurt a. M. lebte, wurde unter den vermeintlichen Autoren des „Fechters" genannt.

Der Heilige Crispinus ist der Schutzpatron der Schuster.

21. November 1854

Wie Laube wurde auch Kürnberger im Fechter-Gerücht der Autorschaft geziehen. Frankl hatte darüber schon am 29. Oktober 1854 an Grün geschrieben („Briefwechsel", herausgegeben von Bruno v. Frankl-Hochwart, Berlin 1897 und 1905): „Der Reihe nach werden Halm, Dr. Guido Mosing, B. Weber, Ad. Pichler und Ferdinand Kürnberger genannt, der ein Schauspiel ‚Quintin Messis' schrieb und jetzt mit einer Tragödie ‚Firdusi' und, was Sie zu hören besonders interessieren dürfte, mit einem Romane ‚Die Amerika-Müden' sich beschäftigt, dessen Held Lenau ist. Sie erinnern sich vielleicht seiner aus den in Go—Windischgrätz ruhenden ‚Sonntagsblättern'. Er war damals noch sehr jung. Verlieren Sie ihn nicht aus dem Auge; ich glaube, daß er Bedeutendes leisten werde."

K.s „Catilina" erschien noch 1854 mit der antizipierten Jahreszahl 1855.

Die Erklärung K.s über den ihm fremden „Fechter von Ravenna" ist weder in der „Wiener Zeitung" noch in der „Ost-Deutschen Post" oder „Theaterzeitung" erschienen.

6. Jänner 1855

Am 1. Dezember war K.s Vater an einer Gehirnerkrankung gestorben. Ein Schreiben vom 7. spricht lakonisch die Erregung aus: „Ich habe Deinen Brief vom 3. d. empfangen. F. Kbgr." Weitere Nachrichten bekam er und erwartete er noch.

In Andreas Schumachers Wiener „Gegenwart" war am 3./4. Februar 1848 eine Polemik gegen K.s „Votum über die Literatur der Dorfgeschichten" („Wiener Zeitung", 15./16. Jänner 1848) von A. J. Renga (Aigner?) erschienen.

Die dramatischen Versuche K.s und seine Gymnasial-Schulhefte mit poetischen Skizzen und Exzerpten aus gelesenen Büchern haben sich in den Nachlässen seines Bruders Matthias und seines Freundes Dr. Karl Hoffer gefunden.

20. März 1855

Zum „Windfall" vgl. die Anm. beim 25. März 1854.

Über K.s Quellen zum „Amerika-Müden" vgl. das Nachwort zu Band 4 der Gesammelten Werke.

In seiner Erinnerung ungenau, schrieb K. am 11./13. August 1865 an seine Freundin über den „Firdusi": „Auf einem Spaziergange in den Schwarzwald ist er vor 10 Jahren angefangen worden, auf einem Spaziergange durch die norischen und julischen Alpen soll er beschlossen sein".

Der wundersame „Mummelsee" hat K. später zu einer Novellette angeregt, die Ende 1859 in dem Wiener illustrierten Familienblatt „Mußestunden" erschien.

Matthias K.s Sachkenntnis rührte davon her, daß er selbst Privatlehrer war, ehe er in das Huterer-Geschäft eintrat.

Die Lebensbestätigung war nötig, um die erwähnte Rente flüssig zu machen.

Der Brief K.s an Eitelberger (24. März 1855) fand sich in dessen Nachlaß. Am 2. Juli dieses Jahres ist dann tatsächlich eine Rezension über den „Catilina" von —d in den „Österreichischen Blättern für Literatur und Kunst", der Beilage zur „Wiener Zeitung", erschienen. Ebendort am 15. März 1856 von H. Koenig eine Kritik über den „Amerika-Müden".

Die vier Briefe an Matthias und Heinrich K., Eitelberger und Frankl gingen erst am 25. März ab.

26. April 1855

Das Einberufungs-Edikt war auch schon am 14. und 17. April in der Amtszeitung erschienen. Der Wortlaut ist nicht ganz genau wiedergegeben.

Alois Dumreicher Edler v. Österreicher war Legationssekretär beim Deutschen Bunde.

Nach dem vorletzten Briefe fehlt also wieder einer in der Reihe.

„Das Goldmärchen" erschien vom Juli bis September 1855 im Morgenblatt der „Donau", die Ernst v. Schwarzer seit 1854 herausgab und für die K. 1856 in Wien einige Feuilletons schrieb.

14. Juni 1855

Alexander v. Bach war Minister des Innern.

10. September 1855

Dieses Datum trägt auch ein ungedrucktes Feuilleton K.s: „Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu tun", über populäre Literatur. Es lag bei den Briefen im Nachlaß Matthias K.s.

5. Oktober 1855

Im Buchhandel erschien das „Goldmärchen" erst für 1857: C. A. Hartlebens Verlag=Expedition, Pest=Wien=Leipzig, gab es als XXII. Band des „Leipziger Lesekabinetts" mit einem Vorwort heraus, das K. noch am 30. Jänner 1856 in Frankfurt geschrieben hat.

18. Oktober 1855

Die Kritik über Catilina, die K. erst jetzt zu Gesicht bekam, war wohl der von M. K. am 23. März 1855 in der Beilage zur „Donau" veröffentlichte Aufsatz.

Der kurz zuvor etablierte „Wiener Courier" (früher und später „Friedenszeitung") wurde von Josef Heinrich Holzwarth herausgegeben. K. hat nicht für dieses Blatt geschrieben.

Die Gratulation galt dem Namenstag K.s.

N. B. Es folgt wieder eine Unterbrechung in der Briefreihe.

5. Februar 1856

Dr. Josef W. Eminger war damals Statthalter von Nieder=österreich.

Das Zeugnis des Dr. B. Ehemant liegt dem Briefe bei.

23. März 1856

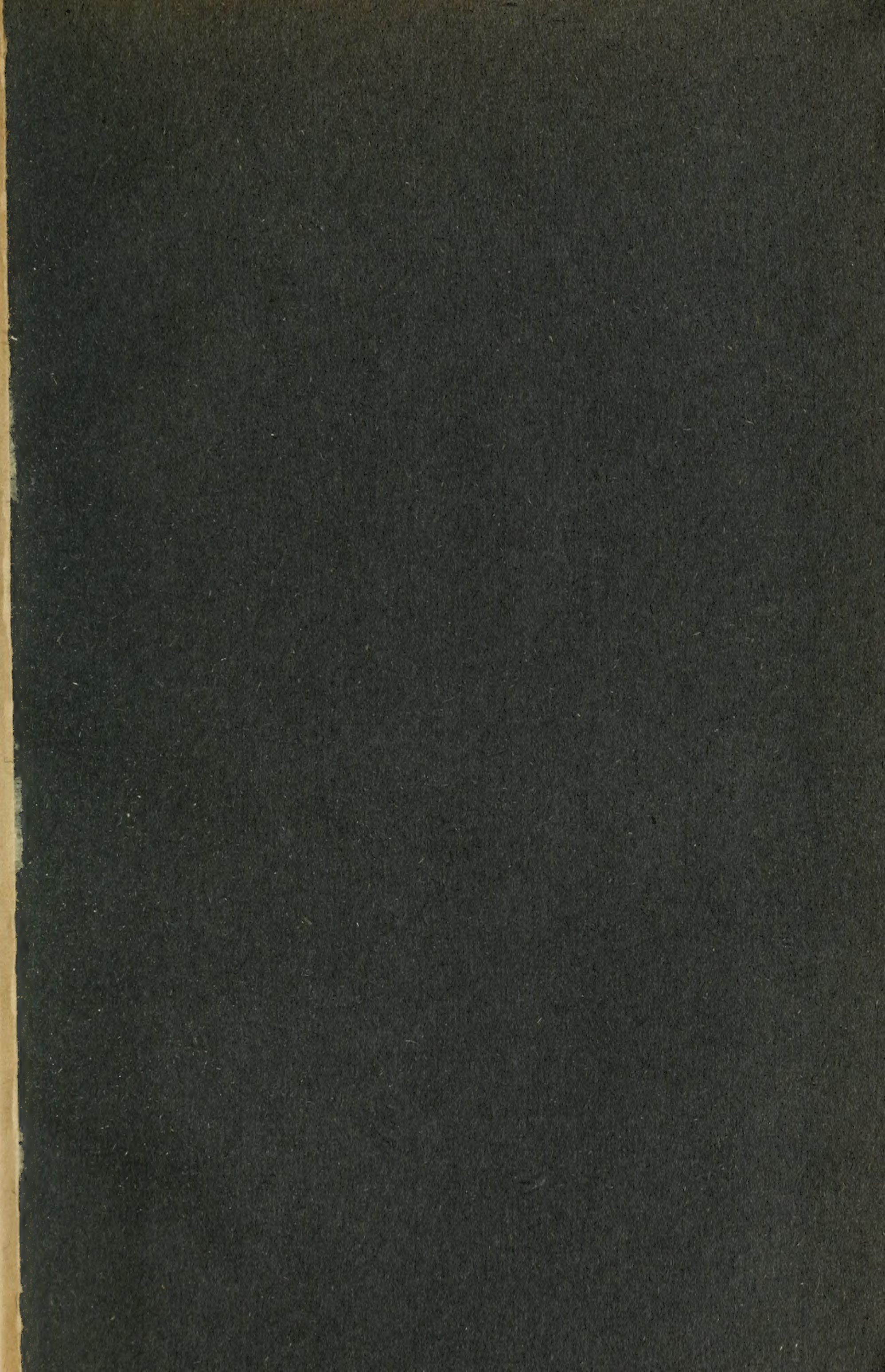
Die Klausel, daß K. „zwar nach Wien zurückkehren könne, jedoch der gesetzlichen Behandlung von Seite der hiesigen Polizei= und Gerichtsbehörden sich zu unterziehen habe", steht auch in einer Mit=teilung der k. k. Obersten Polizei=Behörde an die Statthalterei, vom 26. März 1856. Zu einem Prozeß kam es ja nicht, die Latour=Geschichte wurde offenbar mündlich aufgeklärt. Aber da die Behörde den Reiseplan K.s genau verfolgte, bereitete sie dem reuelosen, zu seiner Mutter, nicht zu seinem Vaterlande heimkehrenden Sohne Wiens einen Emp=fang: „Ich habe mich demnach bestimmt gefunden", fährt der Sektions=chef jenes neuen Polizeiamtes fort, „der Dringlichkeit halber unter Einem hievon die hiesige Polizeidirektion in Kenntnis zu setzen, damit die Ankunft des Kürnberger im Bahnhofe überwacht, und derselbe schon von dort aus einer scharfen aber unauffälligen Überwachung unterstellt werde.... Im Namen Sr. Exzellenz des Herrn Chefs [FML. Georg] Hartmann."

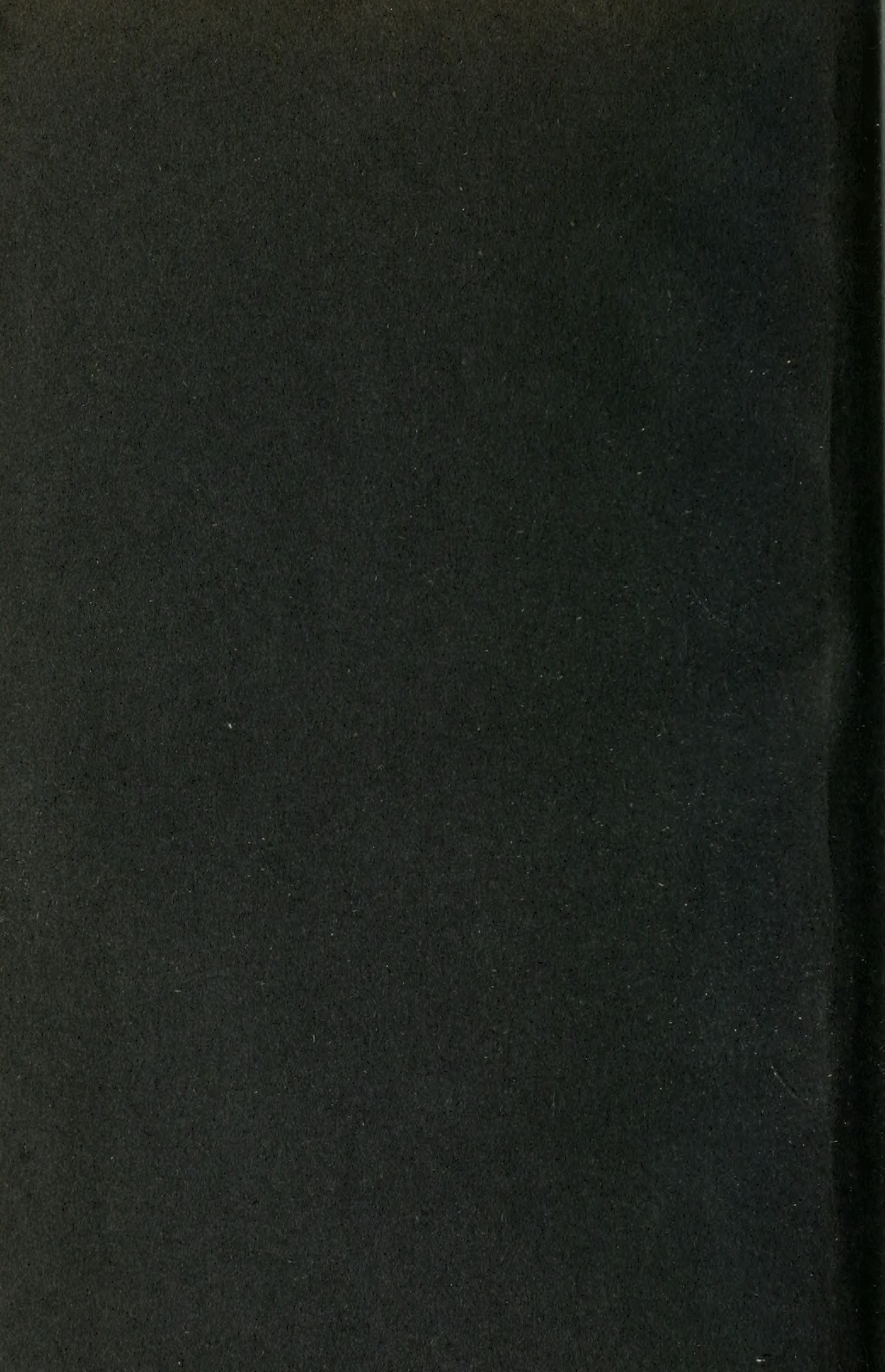
*

Bibliographischer Vermerk

Die folgenden Briefe sind verstreut schon vor dieser Buchausgabe der ganzen Reihe erschienen (vgl. Anm. zum 22. Juni 1850):

28. Februar, 1., 8. März 1849	„Wiener Sonn- und Montags-Zeitung", 29. August 1892;
14. Juni, August 1849	„Deutsche Zeitung" (Wien). 14./15. Oktober 1891;
18., 27. Oktober, 19. November 1849 . .	„Die Zeit" (Wochenschrift. Wien). 4. Jänner 1896;
6., 7. Jänner 1850	„Wiener Almanach" (VIII. Jg.), 1899;
11. März 1850	„Neue Freie Presse" (Wien). 18./19. Oktober 1890;
1. Mai 1850	„Die Wage" (Wien), 1. April 1900;
18. Mai 1850	Ebendort, 15. Juli 1900;
Juni 1850	Ebendort, 22. Oktober 1900;
8. Dezember 1850 (nur die drei Kapitel) .	„Der Strom" (Wien), September/Oktober 1911.





PT 2388 K8Z8 1920

Kürnberger, Ferdinand
Briefe eines politischen Flüchtlings

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 10 14 08 015 2